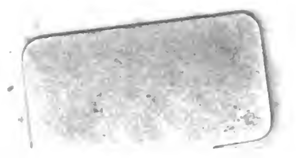
FRIEDRICH DER FROMME, CHURFÜRST VON DER PFALZ, DER SCHÜTZER DER...

August Kluckhohn, Frederick III (elector palatine.)









Friedrich der Fromme

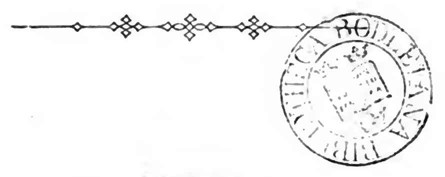
Kurfürst von der Pfalz

der Schützer der reformirten Kirche

1559 — 1576.

Von

August Kluckhohn.



Nördlingen.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1879.

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen.

Heinrich von Sybel

zugeeignet.

Vorwort.

Vor nahezu fünfzehn Jahren wurde mir auf Veranlassung des hochverehrten Mannes, dem die vorliegende Schrift dankbar zugeeignet ist, durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften in München die Aufgabe zu Theil, die Correspondenz des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz zu sammeln und herauszugeben. Während ich mit dieser im J. 1872 zum Abschluß gekommenen Arbeit (Briefe Friedrichs des Frommen mit verwandten Schriftstücken, I. Bd., Braunschweig 1868; II. Bd. in 2 Hälften, 1870—72) beschäftigt war, fühlte ich mich, je reichere Quellen zur Kenntniß des bedeutenden Fürsten und seines weltgeschichtlichen Wirkens sich mir erschlossen, um so dringender aufgefordert, das Leben Friedrichs des Frommen zum Gegenstande einer gemeinverständlichen Darstellung zu machen. Ich verhehlte mir freilich auch die Schwierigkeit des Unternehmens nicht, die mir für den Prophanhistoriker vor allem darin zu beruhen schien, daß weder die Charakterbildung des fürstlichen Glaubenshelden noch seine epochemachende reformatorische Thätigkeit gewürdigt werden könnte, ohne daß man sich auf das Gebiet dogmatischer Fragen wagte. Es bedurfte der ermunternden Zustimmung, welche meinen die Kir-

chengeschichte streifenden Studien durch Sachkundige zu Theil ward, um mich nicht durch die theologische Seite der Aufgabe abschrecken zu lassen.

Ein anderes Bedenken lag in der Beschaffenheit des Quellenmaterials, das bei aller dankenswerthen Ergiebigkeit über manche wichtige Momente aus Friedrichs Leben nur unbefriedigende Aufschlüsse gewährte. Ich gab mich indeß der Hoffnung hin, daß theils eigene nachträgliche Funde, theils die ausgedehnten archivalischen Forschungen meiner auf verwandtem Gebiete thätigen hiesigen Freunde werthvolle Ergänzungen zu den in den „Briefen“ Friedrichs und mehreren akademischen Abhandlungen vorliegenden Materialien bieten würden. In dieser Erwartung zögerte ich Jahre lang, mit den Vorarbeiten für die Biographie abzuschließen, und statt die schon lang begonnene Darstellung fortzuführen, wandte ich meine Muße theilweise andern, durch äußere Umstände mir nahe gelegten Arbeiten zu.

So nahte mit dem 26. Oktober d. J. der dreihundertjährige Todestag Friedrichs des Frommen. Wenn ich mich erinnerte, daß 12 Jahre früher das 300jährige Bestehen des Heidelberger Katechismus in reformirten Kreisen diesseits wie jenseits des atlantischen Meeres gefeiert wurde und eine Reihe werthvoller Arbeiten über jene berühmte Lehr- und Bekenntnißschrift, in Nordamerika aber sogar eine biographische Skizze Friedrichs in's Leben rief, so bedurfte es der Aufforderung von Seiten Anderer kaum, um mich veranlaßt, ja verpflichtet

zu fühlen, den 26. Oktober 1876 nicht vorübergehen zu lassen, ohne daß ich ein Lebens- und Charakterbild des Vaters und Schützers der reformirten Kirche als Festgabe zu bieten suchte.

Indem ich aus dieser Veranlassung die Arbeit, der ich nie fremd geworden, mit ganzer Seele wieder aufnahm, trachtete ich vor allem dahin, die Lebensbeschreibung Friedrichs so zu gestalten, daß sie über den engen Kreis der Prophan- und Kirchenhistoriker hinaus Aufnahme und Verständniß finden möchte. Ferner mußte ich, um eine weitere Verbreitung der Schrift zu ermöglichen, den Umfang auf ein bescheidenes Maß beschränken und mich mit einer Darlegung dessen begnügen, was für die Charakteristik der Persönlichkeit und für die Würdigung der weltgeschichtlichen Stellung Friedrichs unentbehrlich schien. Da seine Bedeutung vorzugsweise auf kirchlichem Boden ruht, so bewegt sich auch die Darstellung mehr auf diesem Gebiete als auf dem der politischen Geschichte. Auf die deutsche Politik Friedrichs werde ich in einer Sammlung von Studien zur Geschichte jener Zeit, welche als Ergänzung der vorliegenden Schrift dienen soll, besondere Rücksicht nehmen.

L. Häußer hat vor dreißig Jahren in der Geschichte der rheinischen Pfalz Friedrich III. als „das Ideal eines wirklich glaubenseifrigen Fürsten“ und als „einen der größten und edelsten Regenten des Landes“ geschildert und Dr. Ullmann, der Theologe, mit nicht geringerer Wärme ihn wiederholt wegen seiner schlichten und

zugleich energievollen Frömmigkeit und wegen seines edlen Bekennermuthes, „der ihn den ersten Glaubenshelden der Reformation an die Seite stellt,“ gepriesen.

Beide schöpften, indem sie sich für Friedrich den Frommen begeisterten, nur aus einem Bruchtheil der Quellen, die uns heute zu Gebote stehen; das hehre Bild aber, das sie nur in Umrissen zu entwerfen vermochten, trägt dieselben Züge, die uns heute aus reicherem Materiale, nur klarer und schärfer entgegentreten.

So darf ich denn wohl hoffen, daß die folgenden Blätter, welche zum ersten Male auf breiterer Grundlage das Sein und Wirken des einzigartigen Fürsten in einem Gesammtbilde darzustellen suchen, freundlich aufgenommen werden mögen.

München, den 2. Oktober 1876.

A. Kluckhohn.

Erstes Kapitel.

Friedrichs Jugend. Vermählung und Bekehrung. Schule der Leiden.

Auf dem Hundsrück liegt an der Straße, die von Kreuznach nach Koblenz führt, das Städtchen Simmern, das seinen Namen dem Bache entlehnt hat, der es durchfließt. Im Zeitalter der Reformation war Simmern ein blühender und wohl befestigter Ort, mit Mauern, Thürmen und stattlichen Gebäuden, unter denen das prächtige Rathhaus und die Pfarrkirche hervorragten. Am untern Ende der Stadt aber erhob sich stolz und groß das fürstliche Schloß. Dort ist die Wiege Friedrichs des Frommen gestanden.

Die Linie des wittelsbachischen Fürstenhauses, welche, von einem Sohne des Königs Ruprecht gegründet, seit dem 15. Jahrh. in Simmern residirte, war mit Land und Gut nur sehr mäßig ausgestattet. Die Alleinherrschaft der Herzoge von Pfalz-Simmern erstreckte sich, von kleinen entlegenen Gebietstheilen an der Nahe und am Donnersberge abgesehen, nur über das Amt Simmern auf dem Hundsrück, wo sich außer der Stadt noch einige befestigte Dörfer fanden. Größer war das Herrschaftsgebiet, in welches sie sich als Gemeinbesitz mit Baden und Kurpfalz theilten, nämlich die vordere Grafschaft Sponheim, die ihnen zu zwei Fünfteln, und die hintere Grafschaft desselben Namens, welche ihnen zur Hälfte gehörte. Wie bescheiden aber auch immer die Machtmittel waren, die einem

Herzoge von Simmern zu Gebote standen, so nahm doch Johann II., welcher seit dem Jahre 1505 auf dem Hundsrück regierte, unter den südwestdeutschen Fürsten eine angesehene Stellung ein. Er verdankte sie den persönlichen Vorzügen, die ihn auszeichneten. Denn Johann II. war ein eben so gebildeter wie tugendreicher Fürst: man pries seine Weisheit und Gerechtigkeit, seine Mäßigung und Milde und nicht am wenigsten die umfassenden literarischen Kenntnisse, die er sich angeeignet, sowie die Gunst, die er Gelehrten bewies. Der Herzog richtete eine Druckerei in Simmern ein und verfertigte mit eigener Hand Illustrationen zu Werken historischen und mehr noch antiquarischen Inhalts, die sein Sekretär herausgab. Nehmen wir hinzu, daß Herzog Johann sich auch als vorzüglicher Bilderschnitzer bewährte und für das Kloster Marienberg bei Boppard ein sehr kunstreiches Heiligenbild schnitzte, so gewinnen wir das Bild eines Mannes von vielseitiger Begabung, aber mehr von künstlerischer als wissenschaftlicher Richtung und von mehr antiquarischen als praktisch-politischen oder kirchlichen Interessen[1]).

Schon hieraus könnte man auf die Stellung schließen, die Johann zur Reformation einnahm. Eine Zeitlang setzte man allerdings von verschiedenen Seiten Hoffnungen auf ihn; denn er schien weder theilnahmlos gegenüber den patriotischen und freiheitlichen Bestrebungen eines Hutten, noch unempfänglich für die religiöse Frage, die auf Luthers Weckruf Tausende von Herzen bewegte; aber mächtiger zu ergreifen vermochte ihn weder das eine noch das andere. Wenn Ulrich von Hutten vier seiner auf der Ebernburg ausgearbeiteten „Gespräche" dem benachbarten und befreundeten Herzoge widmete und die Zueignung mit dem Gruß und der Aufforderung schloß: „lebe wohl, Trefflichster, und beschirme die Freiheit", so ließ dieser Zuruf des großen Agitators Johann II. eben so kühl, wie die Mahnung der frommen Argula von Grumbach, daß er sich

offen zum Evangelium bekennen und dafür wirken möge. Mit dieser glaubensstarken als „bairische Debora" gefeierten Frau traf der Pfalzgraf Ende des Jahres 1523 zu Nürnberg vor Eröffnung des Reichstages zusammen; ihr gottbegeistertes Wesen zog ihn an, so daß er im Verein mit andern Reichstagsmitgliedern sie einmal zu Gaste lud. Da war es, wo Argula aus den Reden des Fürsten die frohe Ueberzeugung schöpfte, „daß er angefangen die Schrift des göttlichen Worts zu lesen und daß er das Licht bereits scheinen sehe." Drum richtete sie nächsten Tages schriftliche Ermahnungen an ihn, die freilich ihren Zweck verfehlten[2]).

Indeß erklärt sich diese ablehnende Haltung gegenüber der Reformation wohl nicht allein aus der gemäßigten, jeder gewaltsamen Bewegung abholden Gesinnung des Herzogs, sondern auch aus schwer wiegenden äußern Rücksichten, die ihn an den Kaiser und die alte Kirche banden. Während er Karl V. außer andern Gunstbezeugungen Jahre lang die Stellung eines Vorsitzenden des Reichskammergerichts verdankte, bot die Kirche seinen zahlreichen Kindern eine bequeme Versorgung dar. Von den drei Söhnen, welche ihm seine Gemahlin Beatrix geboren, wurden die beiden jüngeren, Georg und Richard, die er dem geistlichen Stande bestimmte, früh mit kirchlichen Pfründen überhäuft, und von den 8 Töchtern haben nicht weniger als 5 und meist schon in zarter Jugend den Schleier genommen.

Friedrich, der älteste Sohn, aber jünger als drei seiner Schwestern, erblickte auf der väterlichen Burg zu Simmern das Licht der Welt am 14. Februar 1515. Unter den Augen der Eltern wuchs er heran. In den frühsten Jahren wird naturgemäß den größern Einfluß auf die Entwicklung seiner reichen Geistes- und Gemüthsanlagen die treffliche Mutter geübt haben. Die Pfalzgräfin Beatrix, des Markgrafen Christoph von Baden Tochter, war, nach gleichzeitigen Bildnissen zu

schließen, ähnlich wie Herzog Johann, eine ausdrucksvolle und schöne Erscheinung. Die Inschrift des herrlichen Grabdenkmals, das sie, mit dem Gemahle vereinigt, in der frühern St. Stephanskirche zu Simmern darstellt, rühmt gewiß mit Recht ihre fromme gottergebene Gesinnung, so wie ihren streng züchtigen Wandel und die vielerlei Werke der Barmherzigkeit, die sie gegen die Armen übte. So war sie befähigt, dem jugendlichen Sohne als sittliches Vorbild für das Leben zu dienen. Von dem Vater aber, wie wir ihn kennen, versteht es sich von selbst, daß er für die Erziehung und Unterweisung Friedrichs nach Kräften sorgte, wenn wir auch hören, daß dieser in Folge seiner glücklichen Begabung die einem Fürsten nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich mehr durch Uebung als durch den Unterricht aneignete[3]). Vor allem bekundete Friedrich ein bedeutendes sprachliches Talent. Denn nicht allein, daß er es zur Fertigkeit im Lateinischen und zur Meisterschaft im Französischen brachte, sondern er lernte sich auch im Deutschen mit einer Gewandtheit, Feinheit und Anmuth ausdrücken, die seine Briefe vor denen anderer Fürsten und Staatsmänner nicht minder auszeichnen als die gefällige und zierliche Form, welche die früh und viel geübte Hand den Buchstaben zu geben wußte.

Kaum war Friedrich in das Jünglingsalter eingetreten, als er zur weiteren Ausbildung für mehrere Jahre an auswärtige Höfe gesandt wurde, und zwar an den lothringischen Hof nach Nancy, an den fürstbischöflich-lüttischen und endlich an den Hof Karls V. nach Brüssel.

So lernte der junge Pfalzgraf nicht allein, was zur höfischen und staatsmännischen Bildung gehörte, sondern eignete sich auch militärische Kenntnisse und Kriegstüchtigkeit an. Diese im Felde zu erproben, sollte er schon im 18. Lebensjahre Gelegenheit finden. Als Führer eines Fähnleins wahrscheinlich pfälzischer Truppen gehörte er dem großen Heere an,

das Kaiser Karl V. und sein Bruder Ferdinand 1532 aufboten, um die Türken aus Oesterreich und Steiermark zurückzuwerfen. Friedrich nahm an den siegreichen Gefechten, die dem Erbfeinde der Christenheit in der Gegend von Ofen geliefert wurden, so rühmlichen Antheil, daß er als Lohn seiner Tapferkeit den Ritterschlag empfing. Die Lanze, welche der junge Kriegsmann im Kampfe führte, hat bis auf unsere Tage einen Pfeiler der Stadtkirche zu Simmern geschmückt und eine darunter angebrachte Inschrift Friedrichs Lob verkündigt[4]).

Früh weihte Herzog Johann den ältesten Sohn auch in die Staatsgeschäfte ein und betraute ihn schon im Alter von 20 Jahren, während er selbst zu Speier des Amtes eines kaiserlichen Kammerrichters waltete, mit seiner Stellvertretung an der Spitze der Regierung in Simmern, und da die beiden jüngeren Söhne, wie schon erwähnt, dem geistlichen Stande bestimmt waren, lag für den Vater der Wunsch um so näher, den zum Erben seines Landes und Stammhalter des Geschlechts Berufenen schon in jungen Jahren zu vermählen. Ein Verwandter, Pfalzgraf Heinrich, Administrator des Stiftes Speier, übernahm es, auf den Wunsch des Vaters — die Mutter Beatrix war ein Jahr zuvor (1535) gestorben — sich nach einer passenden Gemahlin für Friedrich umzusehen.

Als nun Heinrich im Interesse des jugendlichen Erbprinzen von Simmern unter den deutschen Fürstentöchtern Umschau hielt, wurde sein Auge auf Maria, die blühende 17jährige Tochter des schon verstorbenen Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach und seiner Gemahlin Susanna, einer bayerischen Prinzessin, gelenkt. Es war eine glückliche Fügung. Denn in Maria sollte Friedrich eine Frau von seltenen Vorzügen finden, welche, klug, beredt und so lebhaften Geistes, daß sie an die feurige Natur ihres Bruders Albrecht Alcibiades erinnerte, zugleich ein tiefes frommes Gemüth be-

saß und trotz ihres männlich starken Sinnes ein Muster hingebender, selbstloser Liebe wurde[5]).

Trotz ihrer Jugend hatte Maria schon eine reiche Lebenserfahrung erworben und ihren Geist in mancherlei Prüfungen gestählt. Noch nicht neun Jahre alt verlor sie den Vater, welcher zur Zeit ihrer Geburt (11. Oktober 1519 zu Ansbach) als der älteste von mehreren meist noch minderjährigen Brüdern die Verwaltung der sämmtlichen brandenburgischen Lande in Franken führte, aber dabei mit einer drückenden Geldnoth zu kämpfen hatte und in seiner unruhigen Weise Fehde und Krieg dem sorgenvollen Dasein zu Hause vorzog. Andere ernste und trübe Erinnerungen reichten bis in die frühesten Tage der Kindheit zurück, wo sie von einem unglücklichen Großvater hörte, welcher, geisteskrank, auf der Plassenburg wie ein Gefangener gehalten wurde und nicht selten in der Nacht, wenn er minder streng bewacht war, Kinder und Gesinde aus den Betten jagde oder gar ins Frauengemach eindrang und Hofmeisterin und Jungfrauen mißhandelte.

Nachdem Markgraf Kasimir auf einem Kriegszuge in Ungarn mit Tod abgegangen, war das achtjährige vaterlose Kind ganz auf die Mutter angewiesen; aber gerade in den Jahren, in denen die heranwachsende Prinzessin der mütterlichen Fürsorge am meisten bedurft hätte, sollte auch diese ihr fehlen. Denn kaum ein Jahr nach dem Tode des Gemahls bot Susanna ihre Hand dem Pfalzgrafen Otto Heinreich zu Neuburg, dem späteren Kurfürsten von der Pfalz. Maria blieb mit dem jüngern Bruder Albrecht und der Schwester Katharina — zwei andere Geschwister hatte ein früher Tod hinweggerafft — unter der Obhut des Markgrafen Georg, ihres Oheims, zu Ansbach. Als ein braver, gewissenhafter Fürst, dem die Geschichte den Namen des Frommen gegeben, wird der Markgraf Georg die Erziehung der Pflegetochter nicht vernachlässigt haben; aber wenn er sogar für den jugendlichen

Albrecht eine wissenschaftliche Erziehung nicht nöthig erachtete, sondern erst der dringenden Mahnung seines Bruders, des Herzogs Albrecht in Preußen bedurfte, um für einen bessern Unterricht des Mündels zu sorgen, so wird er noch weniger auf einen gründlichen Unterricht der Prinzessinnen bedacht gewesen sein. Legte man ja ohnehin bei der Heranbildung von Fürstentöchtern damals das Hauptgewicht nicht auf wissenschaftlichen Unterricht, sondern auf das, was wir heute häusliche Erziehung nennen. Eine Prinzessin lernte nach bürgerlicher Weise vor allem den Haushalt führen, und wie wir von manchen fürstlichen Frauen des 16. Jahrhunderts wissen, daß sie nicht allein die Küche im Allgemeinen überwachten, die hierher gehörigen Einkäufe controlirten, Früchte einmachten und ähnliches besorgten, sondern auch die Speisen auf dem Herde eigenhändig zu bereiten nicht verschmähten, so übte auch Maria, wie sie später dem Gemahle bewies, die Kunst des Kochens mit vielem Geschick. Neben den eigentlichen Haushaltungsgeschäften aber wurden Fürstentöchter in weiblichen Handarbeiten von dem einfachen Stricken und Nähen bis zu kunstreichen Stickereien unterwiesen. Die Kleider sich selbst anzufertigen, Hemden mit eigener Hand zu nähen und nach kunstgerechten Mustern Stickereien auszuführen, war gute Sitte, an der unsere junge Fürstin, wie sie es in der Jugend gelernt, auch im spätern Leben noch festhielt.

Der Unterricht, den daneben die Instructoren deutschen Fürstentöchtern ertheilten, pflegte sich auf Religion, Lesen, Schreiben und die Anfänge der Rechenkunst zu beschränken. Auch diese wenigen Unterrichtszweige mögen, mit Ausnahme der Religion, in Ansbach mangelhaft genug betrieben worden sein; die Feder wenigstens lernte Maria nur nothdürftig führen, und wenn sie in späteren Jahren im Stande war, an schriftlichen Arbeiten ihres Gemahls in so fern thätigen Antheil zu nehmen, als sie oft bis zur Mitternachtsstunde die

von ihm entworfenen Concepte ihm in die Feder dictirte, so wird sie die Tüchtigkeit dazu erst in der Ehe erworben haben. Lieber begleitet sie auch in vorgerücktem Alter, obwohl schwach und gichtbrüchig, den Gemahl auf einem Birschkarren zur Jagd; sie nennt sich selbst wohl eine Wildnärrin, deren Herz es erquickt, wenn sie die Hunde hörte jagen und die Hirsche um sich laufen sah. Wie viel wohler mag ihr in jungen Tagen in Wald und Flur an der Seite des unbändigen Bruders als zu den Füßen des Instructors gewesen sein!

Volle Empfänglichkeit aber brachte Maria dem Religionsunterricht entgegen, auf den auch der Oheim, welcher zu den eifrigsten Anhängern der neuen Lehre zählte, den größten Werth gelegt haben wird. Sie prägte sich nicht allein Luthers Katechismus vollständig ein, sondern nahm die Lehren des Christenthums mit der ganzen Innigkeit eines kindlich frommen Gemüths in sich auf.

Nur dem Umstande, daß in den dreißiger Jahren des 16. Jahrh. der Gegensatz zwischen der alten und neuen Kirche noch ohne die Feindseligkeit und Schärfe war, womit ein Menschenalter später Protestanten und Katholiken sich gegenüberstanden, wird es zuzuschreiben sein, daß auf das Bekenntniß keine Rücksicht genommen wurde, als es sich um die Vermählung Maria's handelte. Freilich betrachtete selbst der gute Markgraf Georg die Heirathsfrage vorwiegend vom praktischen Gesichtspunkte. Er fand, als die Prinzessin kaum das 17. Lebensjahr vollendet hatte, daß es Zeit sei, an ihre Versorgung zu denken, und zwar um so mehr, als das Haus Brandenburg mit jungen Fürstinnen in ziemlicher Anzahl versehen und, sobald die eine ausgestattet sei, eine andere an ihre Stelle trete und auch gesehen sein wolle, während doch solche „Waare" mit dem Alter an Werth nicht steige und für sie nicht alle Tage ein „passender Markt" sich öffne. Daher fügte es sich nach des Markgrafen Auffassung sehr günstig, daß, während

die heiraths-fähigen Fürsten Norddeutschlands, bei denen man anklopfte, sich zurückhaltend zeigten, neben einem jungen Grafen von Hanau, dem schon „viele gute Heirathen von mächtigen Häusern angetragen worden waren“, für den jungen Herzogssohn von Simmern um die Nichte geworben wurde. Diesem wurde, abgesehen von Stand und Geschlecht des pfälzischen Hauses, schon deshalb der Vorzug gegeben, weil die Mutter Maria's, Sabina, und ihr jetziger Gemahl Otto Heinrich die in Aussicht genommene Verbindung wünschten.

So gediehen denn im Frühjahre 1537 die Verhandlungen so weit, daß im Sommer eine Zusammenkunft der Betheiligten zum Zweck der Eheverabredung veranstaltet wurde. Die Begegnung fand am 20. Juni zu Krailsheim statt. Hier sahen sich Friedrich, den der Vater begleitete, und Maria unsers Wissens zum ersten Male. Der Bund für das Leben wurde geschlossen und die Heimführung für den Herbst des Jahres festgesetzt. Aber schon bei der Verlobung ging es nach der Sitte der Zeit nicht allein fröhlich, sondern über die Maßen ausgelassen zu. Dem Weine wurde mit der ganzen Unmäßigkeit des 16. Jahrhunderts zugesprochen und trotz der drückenden Hitze so leidenschaftlich getanzt, daß fast alle Gäste erkrankten und mehrere, darunter ein markgräflicher Amtmann, ein Kammersecretär und selbst der Präceptor des jungen Albrecht mit dem Tode büßten, während der Prinz mit einer schweren und hartnäckigen Krankheit davon kam[6]).

Friedrich, an strengere Zucht gewöhnt, wird beßere Mäßigkeit beobachtet haben, obwohl auch er in jüngeren Jahren für die Freuden eines fürstlichen Daseins nicht unempfänglich war und neben Jagd und Spiel fröhliche Gelage so wenig verschmähte, daß er Beschwerden, die ihn im Alter drückten, offenherzig einmal als Strafe für jugendliche Unmäßigkeit bezeichnet hat.

Nachdem die Aussteuer der Braut besorgt und die Vor-

bereitungen für die Heimführung getroffen waren, unternahm Maria unter dem Geleite ihrer Verwandten die Reise nach der Pfalz. In Heidelberg schloß sich die Pfalzgräfin Susanna dem Brautzuge an und nahm die Ehrenstelle der Mutter in Anspruch, welche bis dahin die Landgräfin Barbara von Leuchtenberg, eine Tante der Braut, die sie als ihre Pflegemutter verehrte, inne hatte. Es kam darüber zu einem Streite zwischen den hohen Frauen, welche sich die Sache „so heftig" angelegen sein ließen, „daß ihre beiden fürstlichen Gnaden zuletzt Zähren vergossen." Aber unter Vermittlung der anwesenden Herren einigte man sich dahin, daß Susanna zu der rechten und Barbara zu der linken Seite der Braut fuhren und sie so nach Kreuznach geleiteten. Dort fand auf der Kainzenburg am 21. Oktober die Hochzeitsfeier statt, die durch die Anwesenheit benachbarter Fürsten und zahlreicher Gesandtschaften verherrlicht wurde. In Simmern nahm das junge Fürstenpaar seinen Wohnsitz, um ihn in den nächsten Jahren nur vorübergehend mit Kreuznach und der Burg Birkenfeld zu vertauschen.

Wie aus der Jugendzeit Friedrichs, so ist auch aus den ersten zehn Jahren seiner Ehe uns nur wenig überliefert. Wir wissen nur, daß Freud und Leid, die Begleiter eines reichen Kindersegens, den Pfalzgrafen und seine Gemahlin immer enger verbanden. So konnte es um so weniger fehlen, daß Marie, welche freudig und fest in ihrem Glauben stand, den Gatten zu dem evangelischen Bekenntniß herüberzuziehen suchte. Sie machte ihn mit Luthers Lehren näher bekannt und veranlaßte ihn, sich mit der religiösen Frage ernster zu beschäftigen und vor allem die Bibel fleißig zu lesen.

Einem Manne von so ernster Geistesrichtung wie Friedrich war, muß die Nothwendigkeit einer gründlichen Besserung des kirchlichen Lebens früh zum Bewußtsein gekommen sein. Hat er doch selbst es bezeugt, wie sehr die Zuchtlosigkeit in

den höheren Kreisen des Clerus, die er in der Jugend wahrzunehmen Gelegenheit hatte, ihn abgestoßen. Jetzt lernte er in der schlichten Frömmigkeit der Gemahlin die Frucht eines unverfälschten Christenthums kennen. Dazu kam noch ein anderer Umstand, dessen Friedrich und ihm vertraute Männer später noch oft gedacht haben, nämlich die enge, bald bedrängte Lage des Fürsten, welcher mit seinen geringen Einkünften die zahlreich anwachsende Familie nur nothdürftig zu ernähren vermochte und in den Sorgen, die ihn drückten, sein Herz um so eifriger Gott zuwandte. In bescheidener Existenz vor Eitelkeit, Hochmuth und andern Gefahren einer glänzenden Stellung bewahrt, lehrte die Noth ihn beten.

Aber während Friedrich für die Lehre Luthers gewonnen wurde, begann der Herzog Johann eine schroffere Stellung gegen die Reformation einzunehmen. Daher mag die Rücksicht auf den Vater, unter dessen Augen er lebte, den jungen Pfalzgrafen Anfangs gehindert haben, sich vor der Welt als Anhänger des Protestantismus zu bekennen. So viel wir nämlich wissen, trat Friedrich als Bekenner der neuen Lehre erst zu der Zeit auf, als er für seinen Schwager, den jungen Markgrafen Albrecht die Verwaltung des Bayreuther Landes führte und auf der Plassenburg bei Kulmbach residirte. Es war im Jahre 1546, unmittelbar vor dem Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs, als er jenes Amt übernahm [6]).

Daß Friedrich um diese Zeit in so enge Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht Alcibiades trat, daraus könnte man freilich den Schluß ziehen wollen, daß ihm damals die Sache des Protestantismus noch gleichgültig gewesen. Weiß man doch, daß Albrecht nicht allein kein Bedenken trug, zu Beginn des Kriegs seine Truppenschaar dem Kaiser zuzuführen und zur Unterwerfung der Fürsten des Schmalkaldischen Bundes nach Kräften mitzuwirken, sondern auch später in jugendlicher Leichtfertigkeit so weit sich verirrte, Karl V. und weltlichen

Vortheilen zu Liebe sein protestantisches Bekenntniß preiszugeben. Dagegen ist jedoch zu beachten, daß der Pfalzgraf, als der Schmalkaldische Krieg begann, dem Schwager noch guten Glauben schenken konnte, wenn dieser sich dahin aussprach, daß es keine Absicht nicht sei und nie sein werde, wider Gott und sein h. Wort etwas zu unternehmen, sondern daß er nur thun wolle, was ihm die Pflicht gegen den Kaiser als des Reiches rechtmäßiges Oberhaupt gebiete. Daß Friedrich diese Meinung von dem Markgrafen in der That hatte, sprach er gegen die Schmalkaldischen Bundesglieder unzweideutig aus [7]). So mochte er also während der Dauer des Krieges, ohne mit sich in Conflict zu kommen, auf der einen Seite die Pflichten erfüllen, die ihm als Stellvertreter des kaiserlich gesinnten Markgrafen oblagen, und andererseits sich offen zu dem Protestantismus bekennen und für denselben durch persönliche Unterweisung und Ermahnung in dem von ihm verwalteten Lande Propaganda machen, wie denn die Aebtissin des unweit Kulmbach gelegenen Klosters Himmelscron durch ihn für den evangelischen Glauben gewonnen wurde [8]).

Dagegen mußte das Verhältniß zu Albrecht, sowie zu dem Kaiser und dessen gesammter Partei gründlich gestört werden, sobald Karl V. der Vernichtung des Schmalkaldischen Bundes die Unterdrückung der evangelischen Lehre vermittelst des Interim folgen ließ. Während der Markgraf auch mit dieser Gewaltmaßregel Karls V. sich in seinem Gewissen ohne sonderliche Mühe abzufinden wußte, stand Friedrich mit seinem Herzen entschieden auf der Seite der bedrängten Glaubensgenossen. Da jedoch nach Beendigung des Kriegs auch sein Statthalteramt aufhörte und der Pfalzgraf als unbeachteter Privatmann, ohne großen Hofstaat und vielleicht selbst ohne eigenen Prädicanten wieder in den Rheingegenden seine Wohnung nahm, so kam er nicht in die Lage, für seine Glaubenstreue lautes Zeugniß abzulegen oder Opfer zu bringen. Denn

er war zu jener Zeit, wie er sich später einmal ausgedrückt hat, „wie eine arme, beschmutzte, russige Küchenmagd, die hinter dem Ofen sitzt und nach der niemand fragt, weil sie arm und russig ist"; „dieweil ich weder Land noch Leute hatte, blieb ich von der Schandhure, dem Interim, unangefochten, da mein Bruder Herzog Georg (der mittler Weile dem geistlichen Stande entsagt, sich mit der verwittweten Mutter des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken vermählt und das Schloß Birkenfeld bezogen hatte) seinen Prädicanten zu Hof mußte weg thun" [9]).

Wo jedoch Friedrich Veranlassung hatte, sich auszusprechen, machte er auch schon damals aus seinen Gesinnungen kein Hehl. In einem Briefe, den er am 6. Juli 1548 an einen Oheim seiner Gemahlin, den Herzog Albrecht in Preußen, richtete, preist er den Herzog Wolfgang als den einzigen Fürsten, der gegen das Interim protestirt und deshalb zum andern Mal vor den Kaiser nach Augsburg geladen worden ist. „Der allmächtige Gott wolle ihm Beständigkeit im Glauben und den h. Geist verleihen, der ihm Gnade gebe, zu reden, was zur Ehre Gottes dient."

Noch klarer kennzeichnet die Stellung Friedrichs gegenüber dem Interim ein Brief, den er an den Herzog in Preußen am 8. Dec. 1548 von Heidelberg aus schrieb: „Euer Liebden werden wohl berichtet sein, mit welcher Beschwerniß die rechten Bekenner des Namens Christi durch das leidige Interim angefochten werden; man dringt bereits an etlichen Enden mit aller Gewalt auf dasselbe, so daß an vielen Enden die Prädicanten und Pfarrherrn, die solches Interim mit gutem Gewissen nicht annehmen können, entweichen. Es ist, Gottlob, an mich noch nichts gelangt; ehe ich es aber annehmen würde, es wollt mich denn mein Herr und Gott fallen lassen, eher wollt ich mit Gottes Hülf und Gnad Alles darum leiden. Ich hoffe aber, wenn ich gleich in diesen Lan-

den des Glaubens halber nicht sicher wäre, ich würde vielleicht mit Gott an andern Orten zu leben finden; denn das Evangelium geht mit Gewalt in England auf, und ganz Niederland steht, wie man sagt, in großer Hoffnung, das Licht des Evangeliums werde auch dort einstmals scheinen"[10]).

Wie in diesen Worten die Glaubenskraft und Glaubenstreue Friedrichs zu einem ungeschminkten Ausdrucke kommt, so bekunden sie zugleich die rege Theilnahme, womit er schon früh die religiösen Angelegenheiten in den ausserdeutschen Ländern verfolgt. Nach England und den Niederlanden wendet sich sein Blick; daß dort die neue Lehre durchzudringen beginnt, begrüßt er mit Freude. Die Gemeinsamkeit der Interessen der Evangelischen aller Länder, die ihm so früh zum Bewußtsein gekommen, sollte in seinem späteren Leben den vornehmsten Gesichtspunkt seiner Politik bilden.

Während der Pfalzgraf unter den Folgen des Interims persönlich weniger zu leiden hatte, lastete um so schwerer auf ihm die Ungnade des Vaters, welcher den offenen Abfall von der katholischen Kirche ihm nicht verzieh und die ohnehin sehr beschränkten Einkünfte noch mehr verkürzte. Daher gerieth Friedrich, wenn er auch nach aussen als künftiger Landesherr dastand und hie und da von dem Herzog Johann zu Regierungshandlungen zugezogen wurde, mit seiner zahlreichen Familie bald in die äußerste Bedrängniß. Nach dem Beispiel anderer kleiner Fürsten sich vom Kaiser zu wohl bezahlten Diensten verwenden zu lassen oder von andern katholischen Potentaten, wie von den Königen von Spanien und Frankreich, seiner deutschen und evangelischen Gesinnung ungeachtet, unter dem Titel von Pensionen, Jahrgelder zu beziehen, dagegen sträubte sich sein streng religiöser und ehrenhafter Sinn.[11]).

So mußte Friedrich denn in Armuth leben im wahren Sinn des Wortes. Davon geben nicht allein seine eignen

Aeußerungen Kunde, sondern mehr noch eine Reihe von Briefen, welche seine Gemahlin an ihren Oheim, den Herzog Albrecht in Preußen in den Jahren 1550—1553 richtete. Sie vergegenwärtigen uns in rührender Weise den Kampf mit Mangel und Noth, den sie bestanden [12]).

Wiederholt und dringend bittet Maria den Oheim um Geldvorschüße, damit sie drängende Gläubiger befriedigen könne. Dabei handelt es sich um Summen von ein paar hundert Gulden, die sie bald für Zehrung auf einer nothwendigen Reise, bald für Kleidung und andere Unkosten bei Gelegenheit einer Hochzeit in nahe verwandter Familie ausgegeben hatte. Früher war ihr der Vetter Markgraf Hans Albrecht in Brandenburg öfter zu Hülfe gekommen, bis sie ihn im Jahr 1551 durch den Tod verlor. Nun hatte sie außer der Landgräfin von Leuchtenberg, ihrer Tante, nur noch den Oheim in Preußen, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen konnte. „Ich wollte Gott vom Himmel, daß es Euer Liebden wissen sollte, wie es meinem herzlieben Gemahl und mir geht", heißt es schon in einem Schreiben vom Jahre 1550, worin sie dem Herzoge in den wärmsten Ausdrücken für das ihr zugeschickte Geld von dem Bade Ems aus dankte.

Es fällt ihr schwer genug, den wackern „Vater und Vetter" immer von Neuem in Anspruch nehmen zu müssen; sie bittet herzlich, es ihr nicht übel halten zu wollen; aber es zwingt sie wahrlich die große Noth dazu, das weiß Gott im Himmel wohl! In einer solchen Noth befand sie sich im Sommer 1551, als sie auf eines Vetters (eines Landgrafen zu Leuchtenberg) Hochzeit, „etwas Unkosten mit Kleidung auf sich gewendet" hatte, so daß sie ungefähr 200 fl. schuldig geworden war. „Haben mir auch solche Leute zugesagt mir zu borgen bis zur Herbstmesse, und habe ich mich also darauf verlassen; so haben mir solche Leute ungefährlich vor drei Wochen solches Geld aufgeschrieben, weiß ich nun nicht, wo hinaus. Habe

meiner Freunde etliche darum angesprochen und geschrieben, ist mir aber überall versagt worden, und ob ich schon meinen herzlieben Herrn und Gemahl anspreche, so hat es sein Lieb in der Wahrheit nicht; denn sein Herr Vater giebt ihm nichts; denn was sein Lieb bedarf, das muß sein Lieb zusammen leihen." Nur noch einmal möge ihr der Oheim aus der Noth helfen und die obigen 200 fl. vorstrecken; so will sie ihr lebenlang nichts mehr von ihm begehren.

Rührender noch lautet ein Brief vom 23. Nov. 1552, worin sie dem Herzoge auf dessen Frage über den Stand ihrer Familie Auskunft gibt. Gott habe ihr 10 Kinder gegeben, 6 Söhne und 4 Töchter, davon seien noch 4 Söhne und 4 Töchter am Leben [13]); sie erwarte aber auf Neujahr wieder nieder zu kommen. Um ihre Schulden theilweise bezahlen zu können (darunter auch 400 fl., worum sie vergebens den Oheim angesprochen), haben ihr Gemahl und sie einen Ring verkauft, den ihr der Kaiser geschenkt und wofür sie 2000 fl. erhalten. „Denn ich in großen Nöthen gesteckt bin; habe auch wahrlich jetzt wieder 200 Thaler müssen leihen, habe ich anders zu meiner herzlieben Schwester, der Markgräfin zu Baden (bei der sie ihre Niederkunft abwarten wollte) zu ziehen Zehrung haben wollen. Gott weiß, wo ich's noch überkomme, daß ich's bezahle; man will mir auch nicht länger borgen, denn bis auf St. Johannis des Täufers Tag des 1553. Jahres, so soll ich's wieder erlegen." Den Schwiegervater um Hülfe zu bitten, sei vergeblich. Sie haben ihre Noth dem Bruder Albrecht geklagt, welcher ihnen den Rath gab, sich zu gedulden, es werde nicht lange mehr währen. „Aber lieber Gott, es geht dieweil seinen Weg dahin, wenn er (Herzog Johann) stirbt, daß wir zweimal mehr Schulden finden, denn wir in unserm ganzen Fürstenthum Einkommen haben, und geht alles nur mit unerbaren Leuten zu; denen kauft er Häuser und baut es ihnen nach Vortheil. Das müssen wir stets vor

Augen sehen. In Summa geht es uns wahrlich sehr übel. Wollte Gott, daß es Euer Liebden wissen sollt; es ist nicht möglich, daß es ein Mensch glauben kann, denn der es sieht oder dabei ist. Ich hätte E. L. viel davon zu schreiben, so ist der Feder nicht zu vertrauen." — Auch ihrer Schwester Kunigunde, der Markgräfin, und deren Gemahl ist es lange Zeit nicht wohl ergangen; denn auch sie hat ihr Schwiegervater sitzen lassen und ihnen weder Heller noch Pfennig geben wollen; haben sie sich und ihre Hofgesinde erhalten wollen, haben sie es entleihen müssen. Indem Maria dann noch einmal auf die eigene Lage zurückkommt, schließt sie klagend, aber Gott vertrauend:

„Wenn Gott uns nicht hilft, so ist alle Hilfe umsonst; denn es kann nicht böser werden; der allmächtige Gott wolle uns Geduld verleihen, daß wir das Kreuz, das uns Gott auferlegt hat, geduldig tragen. Wenn wir uns mit Gott nicht tröſten, so wäre kein Wunder, daß wir verzagen, daß wir so viel Kinder haben, die uns Gott gegeben hat und noch gibt und nichts dazu haben. Aber hat sie uns der liebe Gott gegeben, so hoffe ich, er soll uns auch mit der Zeit noch dazu geben, daß wir sie mit Ehren versehen können."

In Erinnerung an die Bedrängniß und Noth, womit der Pfalzgraf in jenen Jahren zu kämpfen hatte, erschien seine spätere Erhebung zur kurfürstlichen Würde als eine besondere Fügung Gottes, und selbst Männer, die nach seinem Regierungsantritt die Hinneigung zum Calvinismus tadelten, erkannten voll Hochachtung an, daß Friedrich aus Liebe und Eifer für die reine Lehre sich früh in nicht geringe Gefahr gesetzt und allerhand Ungnade und Unfälle auf sich gezogen; er habe jedoch als ein Christ das alles nicht geachtet, sondern um der Ehre Gottes willen geduldet und habe Gott vertraut, indem er sagte: „ich weiß gewiß, mein lieber Gott wird mich nicht verlassen" — und Gott habe ihn auch aus solcher Trübsal,

Noth und Anfechtung geholfen wider aller Menschen Gedanken[14]).

Lange genug aber sollte die Zeit der Prüfung währen. Daß der alternde Vater, nachdem er sich schon lange von Günstligen hatte mißbrauchen lassen — auch einen natürlichen Sohn galt es zu versorgen —, sich noch im J. 1554 eine junge Gräfin von Oettingen (Maria Jakobina, Tochter des Grafen Ludwig XV.) antrauen ließ, wird wenigstens die öconomische Lage Friedrichs nicht verbessert haben, während der Umstand, daß die zweite Gemahlin Johanns einem protestantischem Hause entstammte, und daß bei dem Hochzeitsfeste, das auf Kosten ihres Schwagers, des Grafen Philipp Franz, auf Schloß Daun gefeiert wurde, auch Friedrich nicht fehlte, auf eine freundlichere Gestaltung seines Verhältnisses zu dem Vater schließen lassen möchte [15]).

Noch härtere Prüfungen als Armuth und Entbehrungen, standen dem Pfalzgrafen und seiner Gemahlin bevor. Je mehr die unter Sorgen und Noth aufwachsenden Kinder die Freude und Hoffnung der Eltern waren, um so schmerzlicher mußten diese es empfinden, daß ihnen mehr als eins derselben durch einen frühen Tod entrissen wurde. Nachdem sie schon im Jahr 1547 auf der Plassenburg ein Kind im zarten Alter und 1553 die erstgeborne, beinahe 15jährige Tochter Alberta verloren hatten, betrauerten sie 2 Jahr später den Verlust eines 3jährigen und bald darauf das jähe Ende eines schon 14jährigen, vorzüglich begabten Sohnes. Hermann Ludwig hieß der letztere; ihn hatte der Markgraf Albrecht kurz zuvor zur Ausbildung seiner trefflichen Anlagen mit nach Frankreich genommen. Da geschah es, daß er am 3. Juli 1556 in Bourges, wo er seine Studien machte, bei einer Kahnfahrt nebst dem Präceptor plötzlich den Tod in den Wellen der Loire fand [15]).

Auch der beklagenswerthe Ausgang des Markgrafen

Albrecht, des einzigen Bruders seiner geliebten Gemahlin, konnte nicht anders als erschütternd auf Friedrich wirken. Er hatte den hochbegabten, aber zügellosen Fürsten, der in jungen Jahren nur allzusehr den Eingebungen seiner starken Leidenschaften folgte, vergebens gewarnt, als er nach dem Schmalkaldischen Kriege mit Herzog Moriz gegen das glaubenstreue Magdeburg zog, und gewiß nicht minder, als er nach der erfolgreichen Fürstenerhebung gegen Karl V. einen furchtbar verheerenden Raubkrieg in Franken und Schwaben unternahm und insbesondere die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, sowie die Reichsstadt Nürnberg zu großen Geldverleihungen und Landabtretungen zwang. Man weiß, wie der unbändige Kriegsfürst, von dem Passauer Vertrage sich ausschließend, alsbald die Partei des gedehmüthigten Kaisers ergriff, als dieser, um seine Hilfe gegen Frankreich zu gewinnen, die mit den Bischöfen geschlossenen Verträge, welche er kurz zuvor kraft kaiserlicher Gewalt cassirt hatte, jetzt genehmigte, um sie bald darnach von neuem zu cassiren und den lästig gewordenen noch unbezahlten Helfer schließlich preiszugeben; man weiß auch, wie nun Albrecht, nur noch seiner tapfern Faust vertrauend, sich im Herzen Deutschlands wieder in den wildesten Krieg stürzte, aber zuerst von seinem früheren Kampfgenossen, Moriz von Sachsen, dann von seinen alten Feinden in Franken geschlagen, von Land und Leuten verjagt wurde und als ein wiederholt Geächteter seine Zuflucht in fremden Landen suchen mußte.

So wenig Friedrich sich verhehlen konnte, daß der Markgraf durch seine Unthaten das Schicksal herausgefordert hatte, so begreift es sich doch, daß er in lebhaftem Mitgefühl für den Schwager das Maß der Strafe, das ihn getroffen, ungerecht fand und gleich manchen Andern das Verhalten des Kaisers in dieser Sache entschieden verurtheilte. Neben dem Persönlichen berührte ihn jedoch auch die allgemeine Sache,

ja diese stellte er entschieden in den Vordergrund. Er sah nämlich in dem Siege „der Pfaffen" über den Markgrafen, der sich trotz allem in dem letzten Kampfe als einen Verfechter der protestantischen Interessen betrachtete, einem Triumph der katholischen Sache und in dem parteiischen Verfahren Karls V. und der Reichsjustiz eine drohende Gefahr auch für andere [18]). Er selbst konnte freilich, da er noch unter seines Vaters Regiment stand und nichts eigenes hatte, dem Vertriebenen keine Hilfe bieten; wohl aber bemühte er sich, andere und Mächtigere für sein Interesse zu gewinnen. Und als der heimatlose geächtete Fürst im Jahr 1556 wieder auf deutschem Boden erschien, um die letzten Anstrengungen für die Wiedererlangung des Seinigen zu machen und dabei unzweideutige Beweise einer ernst religiösen Gesinnung ablegte, nahm Friedrich ihn wie einen Freund und Bruder auf.

Nachdem Albrecht einige Zeit bei ihm in Simmern geweilt, begleitete der Pfalzgraf denselben nach Pforzheim an den Hof der andern Schwester und von da nach Coburg und nahm Theil an allen auf die Wendung seines traurigen Looses berechneten Plänen. Er fehlte auch endlich nicht, als der Todtkranke im 35. Jahre seines ruhelosen Lebens im Schloße zu Pforzheim seiner Auflösung entgegen sah (8. Januar 1557). Wohl lag für den frommen Pfalzgrafen etwas Versöhnendes darin, daß es ihm vergönnt war, dem Schuldbeladenen und Reuevollen in dem letzten Kampfe mahnend und tröstend beizustehen, aber welche Betrachtungen mochten seine Seele beim Rückblick auf die Vergangenheit bewegen?

Zweites Kapitel.

Friedrich als Herzog von Simmern. Sein Verhältniß zu den protestantischen Lehrstreitigkeiten.

In Beziehung auf Friedrichs äußere Lebensstellung hatten sich inzwischen günstigere Aussichten eröffnet. In Heidelberg gelangte nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich II. (1556) der kinderlose, schon bejahrte und seit 1543 verwittwete Otto Heinrich als der letzte Sproß der älteren Kurlinie zur Regierung. Starb auch Otto Heinrich, so war auf Grund des Erbrechts und älterer wie neuerer unanfechtbarer Verträge die Simmerische Linie zur Nachfolge berufen und Friedrich wurde Kurfürst von der Pfalz. Schon machte auch Otto Heinrich, als er die Regierung in Heidelberg übernahm, seinen präsumtiven Nachfolger zum Statthalter in der Oberpfalz und ließ ihn seinen Wohnsitz zu Amberg nehmen.

Freilich hörten damit die Geldverlegenheiten Friedrichs noch keineswegs auf. Der neue Kurfürst, selbst tief verschuldet und in Heidelberg bemüht, alle verfügbaren Mittel auf eine kostspielige Kunstpflege zu verwenden, wird seinem Statthalter in der Oberpfalz nur ein mäßiges Einkommen gewährt haben. Jedenfalls steckte dieser noch immer in tiefer Noth, so daß Freunde und Verwandte fürchteten, er möchte, um endlich aus den Bedrängnissen erlöst zu werden, sogar seine Anwartschaft auf die Kurwürde preisgeben. Von dem Herzog Albrecht von

Bayern nämlich, der längst begierig war, die pfälzische Kurwürde an sich und sein Haus zu bringen, verlautete, daß er sich die Noth des Pfalzgrafen, dem er u. a. auf ein Kleinod 4000 fl. geliehen, zu Nutzen zu machen suche; ließ doch Albrecht, wenn er „etwa einen Trunk hatte", sogar durchblicken, daß er mit Friedrich schon handelseinig, ja daß dieser längst contractlich gebunden wäre. Der bayerische Herzog hat auch in der That auf Grund von früheren Verschreibungen unserm Pfalzgrafen nach Otto Heinrichs Tode den Antritt der kurfürstlichen Regierung streitig machen wollen, und wenn auch seine vermeinten Ansprüche von dem Kaiser als rechtlich ungültig zurückgewiesen werden mußten, so geht aus dem noch immer dunklen Handel doch hervor, daß Friedrich bei Lebzeiten des Vaters in seiner Bedrängniß selbst bei einem Fürsten Hülfe suchte, welcher danach trachtete, ihm in der Noth sein Erbrecht abzuhandeln.[1])

Befriedigender gestalteten sich die Verhältnisse unsres Fürsten, als er nach dem Tode Johanns II. (18. Mai 1557) die Regierung des väterlichen Landes übernahm. Nicht als ob er jetzt durch die geringen Einkünfte des kleinen Herzogthums aus seinen finanziellen Bedrängnissen alsbald erlöst worden wäre; Friedrichs ökonomische Lage war vielmehr noch Jahr und Tag der Art, daß er, als es sich um die Vermählung seiner ältesten Tochter Elisabeth mit dem Herzoge Johann Friedrich dem Mittlern in Sachsen handelte (12. Juni 1558), nicht allein die Entrichtung der üblichen Aussteuer auf bessere Zeit verschieben, sondern viele tausende neuer Schulden contrahiren mußte.[2])

Dagegen war es dem Pfalzgrafen, dessen rüstige Kraft so lange zur Unthätigkeit verurtheilt geblieben, endlich vergönnt, des fürstlichen Amtes in jenem frommen und hohen Sinn zu walten, in welchem er den Regentenberuf zu fassen gelernt hatte. Es galt vor allem zur Ehre Gottes und zum Heile

der Unterthanen dem Evangelium in seinem Erblande zum Siege zu verhelfen. Zwar hatte sich Johann II. Angesichts des Todes zur Freude des Sohnes, der von Amberg herbeigeeilt war, noch für die protestantische Lehre gewinnen lassen, hatte aber bis dahin als ein streng katholischer Fürst regiert. Er war immer bedacht gewesen, den Messedienst in seiner ganzen Strenge und Aeußerlichkeit und eben so das Klosterleben, wenn auch gereinigt von den äußersten Auswüchsen, aufrecht zu erhalten; ja noch in seinem Testamente, das er ein paar Tage vor dem Tode entworfen, aber Schwachheit halber nicht mehr ausgefertigt hatte, bekennt er sich, in seinem Glauben bestärkt durch das fleißige Lesen von Geschichten und Chroniken und auf Grund von Erfahrungen, die er im Leben gemacht, „was auch die neuen Lehrer predigen und sagen mögen", zu der katholischen Lehre von dem Fegfeuer, und er will, daß „zur Erleichterung solchen Fegefeuers" nach seinem Abscheiden fleißig Vaterunser und Ave-Maria für seine arme Seele gesprochen werden, während das Volk zu Fastnacht, „Weinkäufen" und Hochzeiten am Tanzen nicht gehindert werden möge, weil daraus folgen würde, daß man den Abgestorbenen mehr fluchte als nachbetete, und es ohne das der Seele nicht zu Gute kommen möge, ob man tanze oder nicht![3])

Friedrich dagegen fühlte sich in seinem Gewissen gebunden, die Abgötterei auszurotten, die sich in allen Kirchen des Landes zum Nachtheil und ewigen Verderben vieler Seelen gehäuft habe, und an deren Stelle einen gottwohlgefälligen Dienst anzurichten. Er ist daher bedacht, zunächst in allen vornehmsten Kirchen gelehrte und gottesfürchtige Lehrer anzustellen, die dem evangelischen Glauben gemäß das Wort Gottes verkündigten, die Sakramente reichten und den Gemeinden mit einem gottseligen Wandel vorgingen. Deshalb könne er, erklärt er in einem Schreiben an den Oberamtmann zu Trarbach Friedrich v. Schönburg 16. Juli 1557, die Messe und

andere Mißbräuche nicht länger gestatten und wünsche darum, Gott möge alle Pfarrherrn erleuchten und zur wahren Erkenntniß bringen; wo aber einer derselben seinen vermeinten Gottesdienst nicht wollte fallen lassen, möge er sich seiner Gelegenheit zum ehesten versehen und sich anderwärts unterbringen.[4])

Um die Reformation in seinem Herzogthum durchzuführen, ordnete Friedrich eine allgemeine Kirchenvisitation an, welche neben der Geistesdumpfheit und Verwilderung des Volks die Unwissenheit und geistige Rohheit, sowie insbesondere die Trunksucht eines großen Theils der Geistlichkeit constatirte.[5]) Wohl konnte der Landesherr den Messedienst, die Ausstellung der Heiligenbilder und Reliquien, die Feier der Fronfeste und der Bruderschaftsbegängnisse verbieten, die Klöster aufheben und Cultus und Lehre nach der Kirchenordnung Otto Heinrichs einzurichten befehlen: aber schwieriger war es, tüchtige Seelsorger zu finden und denselben ein angemessenes Einkommen zu sichern, da die geistlichen Körperschaften, die Prälaten und Adligen, welche als Kirchenpatrone im Genusse der Zehnten und anderer Kirchengefälle waren, zu Gunsten des Reformationswerkes sich den Ertrag ihrer Pfründen nicht schmälern lassen wollten. Endlich setzte auch die Lauigkeit des Mitbesitzers der vordern und hintern Grafschaft Sponheim, des Markgrafen Philibert von Baden, dem Vorgehen Friedrichs Schwierigkeiten entgegen, die nur durch Thatkraft und Ausdauer überwunden werden konnten.

Während Friedrich in der angedeuteten Weise in seinen Erblanden mit Eifer und Nachdruck die Sache der Reformation vertrat, war er als selbständiger Fürst auch berufen, neben den übrigen evangelischen Reichsständen für die allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Protestantismus zu wirken. Er that es im Sinne der Vermittlung und Versöhnung der Gegensätze, welche innerhalb der Kirche der Augsburgischen Confession schroff und drohend zu Tage traten.

Man weiß, wie eben damals die dogmatischen Streitigkeiten, welche in theologischen Kreisen seit Jahren mit steigender Heftigkeit geführt wurden, auch die äußere Einheit des deutschen Protestantismus, die der katholischen Welt gegenüber so dringend geboten war, immer ernstlicher in Frage stellten. An dieser beklagenswerthen Spaltung waren in erster Linie jene strengen und engherzigen Anhänger Luthers schuld, welche nach dem Tode des großen Reformators sich berufen fühlten, für die Reinheit seiner Lehre, wie sie dieselbe faßten, mit einseitiger Betonung ihrer äußersten Spitzen, gegen jede abweichende Ansicht mit den Waffen einer leidenschaftlichen und maßlosen Polemik zu kämpfen. Unter allen Lehrstreitigkeiten aber, die das Zeitalter des confessionellen Haders erzeugte, hat keine andere eine so verhängnißvolle Bedeutung erlangt wie der Streit um das Mahl der Liebe.

„Könnte ich so viel Thränen weinen, schreibt Melanchthon am 24. Juli 1550 an Hardenberg in Bremen, als unsere Elbe und eure Weser Wasser haben, meinen Schmerz erschöpfte es nicht, den ich seit Jahren um den Zwiespalt wegen des Abendmahls im Herzen trage.“[5]) Und auch Luther, welchem doch der Abendmahlsstreit nicht am wenigsten seine Schärfe verdankt, hat das Verderbliche desselben schon 20 Jahre früher nicht verkannt. „Ich wünsche, schreibt er an Bucer, daß dieser Zwiespalt beigelegt werde, sollte ich auch mein Leben dreimal darum geben, weil ich sehe, wie nothwendig uns eure Gemeinschaft ist und wie viel Ungelegenheit diese Uneinigkeit dem Evangelio gebracht hat und noch bringt, so daß ich überzeugt bin, alle Pforten der Hölle, das ganze Papstthum, der Türke, die ganze Welt, das Fleisch und was es sonst Böses gibt, hätte soviel dem Evangelio nicht schaden können, wenn wir einig geblieben wären.“[6])

Dieser Einsicht folgend hat Luther, welcher einst zu Marburg Zwingli und die Seinen als Glaubensbrüder anzu-

erkennen durch keine Bitten und Thränen bewogen werden konnte, bekanntlich 1536 die Hand zur Wittenberger Concordie geboten und wenigstens einen Friedensstand zwischen beiden Parteien als berechtigt anerkannt, wenn man nur über die Hauptsache einig sei. Als diese Hauptsache beim Abendmahl betrachtete Luther die zweifellose wahre Gegenwart des Leibes Christi; dagegen der Art und Weise der Verbindung des Leibes und Blutes des Erlösers mit den Elementen des Brodes und Weines legte er einen weniger bedeutenden Werth bei. Freilich gab er weder in der Wittenberger Concordie noch in den nachfolgenden Verhandlungen mit den Schweizern von seinen früheren Vorstellungen in Wahrheit etwas auf und bestimmte Differenzpunkte blieben bestehen; aber diese ließ er jetzt selbst so weit als möglich unberührt, um die Eintracht nicht zu hindern und dem Walten des göttlichen Geistes Raum zu geben, „weiter die Liebe und freundliche Concordia vollkommen zu machen." [7])

Hätte Luther diesen der Größe seines Geistes und der Weite seines Herzens entsprechenden Standpunkt sich bis an's Ende des Lebens bewahrt, so würde, wenn es auch nicht sobald zu einer vollständigen Vereinigung beider Parteien gekommen wäre, doch sein Name nicht zum Schlachtruf in dem erbittertsten und häßlichsten aller religiösen Kämpfe geworden sein. Unseliger Weise aber fühlte sich Luther, als er alt, kränklich und gereizter denn je war, gedrungen, nicht allein in Briefen jede Gemeinschaft mit der Irrlehre der Zwinglianer, der beharrlichen Feinde des Sacraments, welche „profanes Brod und Wein ohne Christi Leib und Blut gebrauchen", in den heftigsten Ausdrücken von sich zu weisen — er nennt sie trunkene, hochmüthige, unsinnige, von sich selbst verurtheilte Menschen —, sondern öffentliches Zeugniß abzulegen und den Ruhm mit vor Gottes Richterstuhl zu bringen, daß er „die Schwärmer und Sakramentsfeinde Carlstadt, Zwingel, Oeko-

lamgad, Stenkefeld (Schwenkfeld) und ihre Jünger zu Zürich und wo sie sind mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe". So entstand 2 Jahre vor dem Tode des Reformators sein „Kurzes Bekenntniß vom Sakrament." Die Zwinglianer sind hier schlechtweg „Schwärmer"; darin, daß sie „ein groß Gewäsch treiben" vom geistlichen Essen und Trinken und von der Einigkeit der Christen beim Abendmahl, erblickt er eitel Feigenblätter, damit sie ihre Sünde decken wollen; Seelenmörder sind sie und haben ein durchteufelt Herz und Lügenmaul; nicht einmal mehr beten soll man für sie."

Diejenigen, die sich Luthers ächte Schüler zu sein brüsteten, haben auch diese Worte des Meisters nur zu gläubig aufgenommen und ihnen gemäß nicht allein gelehrt, sondern auch gehandelt. Eine aus England unter der Führung des edlen Lasco geflüchtete Fremdengemeinde (Franzosen und Niederländer), die auf Betreiben des Hofpredigers Christians III. an der Niederlassung in Dänemark gehindert waren, wurden auch aus den deutschen Städten Wismar, Rostock, Lübeck als „Sakramentirer" durch die Prädikanten ausgewiesen, in Hamburg aber von dem Prediger Joachim Westphal vollends mit barbarischer Härte behandelt. Und als die Unglücklichen zwei Jahre später in Frankfurt a. M. Aufnahme fanden, denuncirte derselbe Westphal sie in einem Schreiben an den Rath der Stadt als Menschen, welche, gefährlicher denn Räuber und Mörder, die Lehre vergiften, das Wort Gottes rauben und die Seelen verderben. „Drum werden sie von dem Herrn Christo gestraft, daß sie Diebe sind und Mörder. Aus Antrieb des heiligen Geistes hat diesen Rath der Mann Gottes, Lutherus, gegeben, daß man die Sakramentirer meiden und aus der bürgerlichen Gesellschaft sie verjagen solle."[8]) Zu welcher Lehre aber bekannten sich die armen Exulanten? Sie hielten nicht etwa, wie man den Zwinglianern nachsagte, Brod und Wein des Abendmahls für leere

Zeichen, sondern nahmen eine wahre Selbstmittheilung Christi an, freilich nur an den Gläubigen und nur auf spirituelle Weise. Somit fehlten allerdings die Criterien des ächten Lutherthums und der Vorwurf der Ketzerei war begründet.

Joachim Westphal war es auch, welcher im J. 1552 den seit Luthers Tode in den Hintergrund getretenen literarischen Kampf gegen die Schweizer mit der Leidenschaft eines Fanatikers wieder aufnahm, und da die erste Schmähschrift, worin er die ächt lutherischen Theologen zur Erhebung gegen die Sakramentirer aufforderte, wenig Beachtung fand, eine zweite folgen ließ mit noch dringenderen Mahnungen; denn auch in Deutschland greife die Sakramentsschwärmerei immer mehr um sich und kein Irrthum sei verbreiteter als der schweizerische.

Wenn man, wie es üblich war, den von Luther aufgestellten Begriff der Sakramentirer von den entschiedenen Zwinglianern auf alle diejenigen übertrug, welche von dem strengen Lutherthum auch nur in Nebenfragen abwichen, so war die Klage Westphals über die weite Verbreitung derselben nicht unbegründet. Denn eine zukunftsreiche vermittelnde Richtung hatte seit den vierziger Jahren in Joh. Calvin einen Vertreter von größter Bedeutung und epochemachendem Einfluß gefunden. In selbständiger Stellung gegen Zwingli wie gegen Luther suchte er in der Abendmahlslehre von Beiden das Wahre, das sie vertraten, herauszuheben und zusammenzufassen: er lehrte eine wahre Mittheilung des Leibes und Blutes Christi, die aber auf keine andere als spirituelle Weise erfolgt; denn das Wesen des verklärten Christus, das als eine Kraft aufgefaßt wird, theilt sich uns in der Weise mit, daß es sich in den Mittelpunkt unsers unsterblichen Wesens hernieder senkt; Brod und Wein aber sind nicht leere Zeichen, sondern Pfänder, durch die wir jener Mittheilung gewiß werden.

Es gelang Calvin für seine tiefsinnige Abendmahlslehre, die Vielen heute noch als die dem Inhalte nach vollendetste gilt,

welche die gesammte Theologie hervorgebracht hat[9]), auch bei den Anhängern Zwingli's Zugang zu finden; sie eigneten mit dem Züricher Consens die Vertiefung und Bereicherung, welche Zwingli's Lehre durch den Genfer Reformator fand, sich an und erhoben so die calvinische Richtung zu der vorherrschenden auch in der deutschen Schweiz (1549).

Aber näher noch als mit Zwingli berührte sich Calvin in seiner Abendmahlslehre, wenn man auf die Sache selbst, nicht auf die Form sieht, mit Luther; denn der eine große Hauptsatz Luthers, für dessen unbedingte Anerkennung er kämpfte, kam durch Calvin vollständig zur Geltung, „daß nämlich am Tische des Herrn eine wesenhaft gegenwärtige persönliche Selbstmittheilung Christi an die Communicanten stattfinde." Das hat auch Luther selbst nicht verkannt und daher über Calvin und seine Schriften, soweit sie noch in des deutschen Reformators Lebensjahre fielen, sich keineswegs verwerfend, sondern vielmehr freundlich und achtungsvoll, ja billigend und lobend ausgesprochen.

Anders die lutherischen Eiferer nach des Reformators Tode. Unfähig, Calvin's Abendmahlslehre in ihrer wahren Bedeutung zu würdigen, verdächtigten sie dieselbe als wesentlich zwinglisch, ja stellten sie noch als viel gefährlicher denn jene hin, weil sie Zwingli's Sinn unter reicher lautenden Formeln arglistig verberge. Wie feierlich auch Calvin dagegen Verwahrung einlegen und nachweisen mochte, daß ihm Brod und Wein im Abendmahle nicht leere Zeichen seien: man hörte und prüfte nicht, es war genug, daß er von Luther abwich; denn „die ganze und reine Lehre des Mannes Gottes, unsres heiligen Vaters, des Doktor Luther", festzuhalten, zu vertheidigen und unverfälscht auf die Nachwelt zu bringen, das war, wie Timan in Bremen, Westphal's Gesinnungs- und Kampfgenosse sich ausdrückt, die Aufgabe, für die es mit allen Mitteln zu streiten galt[10]).

Schon wurden die gegen Calvin gerichteten Waffen auch gegen Melanchthon gekehrt, von dem die Hüter des strengen Lutherthums ja längst wußten, daß er, wie in andern Lehrstücken, so auch in der Abendmahlslehre nicht auf ihrer Seite stand. Als Forscher und Denker hatte sich der große Wittenberger Lehrer schon an der Seite Luthers von jener Auffassung des Abendmahls entfernt, die er zur Zeit der Uebergabe der Augsburgischen Confession vertrat, und in seinen spätern Tagen stimmte er vollständig mit Calvin zusammen. Man weiß auch, wie er im Interesse der Annährung und künftigen Einigung der beiden großen Parteien mit dem zehnten Artikel der Augsburgischen Confession jene Aenderungen vornahm, die, ohne die lutherische Auffassung zu beeinträchtigen, auch der reformirten Raum gewährten. So kam im Jahre 1540, also noch lange vor Luthers Tode, in die den deutschen Protestanten gemeinsame Confession eine Abendmahlsformel, die auch Calvin rückhaltlos anerkannte. Hiermit schien die Brücke zur Herstellung des Friedens in der evangelischen Christenheit gebaut. Die geänderte Confession vom Jahre 1540 kam in Deutschland fast allgemein in Gebrauch, und wenn auch die weit überwiegende Mehrzahl der deutschen Protestanten die lutherische Auffassung festhielt: es war für die Zukunft der evangelischen Kirche von unberechenbarem Werthe, daß die abweichende Ansicht, zu welcher sich die außerdeutschen Protestanten vorzugsweise bekannten, nicht mehr als verworfen galt.

Aber für den Gedanken der Duldung war wenig Raum in einem Jahrhundert, das in der fleckenlosen Reinheit der Lehre das höchste irdische Gut und die unerläßliche Bedingung der Seligkeit erblickte. Melanchthon ward wegen seiner Friedensbestrebungen von den Gottesgelehrten zu einem Abtrünnigen gestempelt. Zumal Flacius Illyricus und seine Magdeburger Streitgenossen erwählten sich ihn zur Vernichtung. Seine allzu nachgiebige und schwächliche Haltung während der

Interimshändel verdiente allerdings Tadel, aber dafür hatte Melanchthon längst und genug gebüßt, als die Angriffe auf ihn sich immer noch häuften und namentlich der Abendmahlsstreit ihn in die schlimmste Lage versetzte. Freunde wie Feinde drangen in ihn, seine Ansichten, die er im Kreise der Schüler und Anhänger nicht verhehlte, auch vor der Welt darzulegen, während Melanchthon weniger aus persönlichen als allgemeinen Rücksichten öffentlich zu bekennen sich sträubte, daß er von Luther abgewichen und mit Calvin übereinstimme. Als Führer der Kirche und Berather der Fürsten war er für Viele an Luthers Stelle getreten. Jenes Bekenntniß hätte ihn nicht allein dieser Stellung beraubt, sondern auch aus der Gemeinschaft der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Protestanten ausgeschlossen und somit der Möglichkeit einer weiteren vermittelnden und versöhnenden Wirksamkeit beraubt.

Man könnte nicht sagen, daß es dieser oft getadelten Politik, welche dem offenen Conflict mit ängstlicher Vorsicht aus dem Wege ging, an Erfolg gefehlt hätte. Jahre lang beherrschte Melanchthons Einfluß die Mehrzahl der deutschen Fürsten, darunter die bedeuteren alle; sie folgten seinem Rathe, im Interesse des Friedens den Streit um die Dogmen von den Kanzeln zu verbannen, und gewährten einer mittleren Lehrrichtung oder einem mildern Lutherthum Raum in ihren Landen.

Dagegen gelang es der Partei der Flacianer, deren Hauptquartier bis dahin Magdeburg gewesen, den sächsischen Hof zu Weimar sich unterthänig zu machen und die Universität Jena in schroffstem Gegensatze gegen Wittenberg zu einer festen Burg des strengsten Lutherthums zu erheben. Der Herzog Joh. Friedrich der Mittlere, der älteste Sohn jenes frommen und viel geprüften gleichnamigen Kurfürsten, welcher in dem schmalkaldischen Kriege den größten Theil seines Landes nebst der Kurwürde an den Herzog Moriz verloren, ersetzte,

was ihm an äußerer Macht abging, durch den rücksichtslosen Eifer, womit er für die von ihm ergriffene Partei eintrat. Theologisch besser geschult, als beinahe alle seine fürstlichen Zeitgenossen, faßte er die dogmatischen Fragen, um die es sich handelte, mit aller Schärfe auf, und zu dem orthodoxen Glaubenseifer, der ihn beseelte, kam noch sein Haß gegen die Albertiner Linie, die ihn und sein Haus beraubt. Und wenn die Regierung zu Dresden auch nach dem Interim noch Verrath an dem Evangelium übte, indem sie in Wittenberg, der Wiege des Protestantismus, unter Melanchthons Führung die reine Lehre fälschen ließ, so fühlte sich Joh. Friedrich um so mehr berufen, in seinem Lande dem bedrohten Lutherthum eine Stätte zu bereiten.

Bei solcher Gesinnung und bei solchen Antrieben trug Joh. Friedrich kein Bedenken, auch äußerlich das Band zu zerreißen, das die Stände der Augsburgischen Confession verknüpfte und wenigstens der katholischen Welt gegenüber als eine geschlossene Partei erscheinen ließ. Schon als es sich um die Vorberathungen für den ersten Reichstag nach dem Abschlusse des Religionsfriedens handelte, forderte der Herzog als Beweis, daß man auch aufrichtig an der Augsburger Confession halte, die öffentliche Verdammung der Irrlehre der Zwinglianer und Sakramentirer so wie der andern Irrthümer, und als man nach dem Regensburger Reichstage (1556) den letzten Versuch machte, durch das Religionsgespräch zu Worms die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten zu bewirken, und die überwiegende Mehrzahl der Stände der Augsburger Confession von der Erkenntniß durchdrungen war, daß man, um nicht zu Schanden zu werden, fest zusammenstehen müsse, gab Joh. Friedrich seinen Abgeordneten wieder die Weisung, von den andern evangelischen Deputirten die namentliche Verdammung der Ketzereien und Secten, insbesondere der Zwinglianer und Sakramentirer zu verlangen. Es

konnte nicht fehlen, daß die Katholiken eine so bequeme Waffe ergriffen, und nun ihrerseits von allen Evangelischen verlangten, was die Weimaraner ihnen entgegenbrachten. Selbstverständlich sträubte sich die große Majorität der evangelischen Gesandten gegen den Akt der Selbstverstümmelung und die Thüringer reisten ab, nachdem sie wenigstens ein Verzeichniß der von ihnen verworfenen und mit der Augsburgischen Confession unverträglichen Irrthümer zu den Akten gegeben hatten. Nicht die Auflösung des Religionsgesprächs war die schlimmere Folge, sondern daß die Spaltung und die Schwäche der deutsch-evangelischen Welt den Feinden klar vor Augen trat. Mußte diese nicht die protestantische Majorität des Abfalls von der Augsburger Confession bezichtigen, nachdem ihnen die eigenen Glaubensgenossen den Weg gewiesen? Wer sich aber nicht zu der Augsburgischen Confession bekannte, sondern Irrlehren huldigte, die unverträglich mit ihr waren, hatte auch keinen Anspruch auf den Genuß des Religionsfriedens, der nur den Bekennern jener Confession zugestanden war. Das war eben die Schlinge, mit der neun Jahre später die katholische Partei unter Beihülfe eifriger Lutheraner Friedrich den Frommen zu stürzen mit Aussicht auf Erfolg unternahm.

Wie aber stellte sich unser Fürst beim Eintritt in sein Amt zu den maßgebenden confessionellen Fragen, deren Bedeutung wir uns durch einen Blick auf die Entwicklung der großen dogmatischen Gegensätze innerhalb des Protestantismus klar zu machen suchten?

Aus dem Umstande, daß Friedrich demselben Herzoge von Sachsen, welcher eine so schroffe und im Interesse des Protestantismus beklagenswerthe Sonderstellung einnahm, im Jahre 1558 seine älteste Tochter vermählte und diesem Schwiegersohne mit inniger Zuneigung und rückhaltlosem Vertrauen begegnete, könnte man den Schluß ziehen wollen, daß der Pfalzgraf in ihm den eifrigen Bekenner des Lutherthums verehrt

und damals wenigstens mit seiner confessionellen Haltung sympathisirt hätte. Indeß zeigte es sich um eben diese Zeit, daß Friedrich den exclusiven Parteistandpunkt des Herzogs keineswegs theilte. Denn er bekannte sich mit der großen Mehrzahl der evangelischen Fürsten zu der Einigungsurkunde, die am 18. März 1558 zu Frankfurt vereinbart wurde. Mit diesem sogenannten Frankfurter Receß, auf den bei späteren Versammlungen wiederholt Bezug genommen wird, hat es folgende Bewandtniß [12]).

Je betrübender auf dem Religionsgespräch zu Worms der Hader und die Spaltung innerhalb des Protestantismus zu Tage getreten war, um so dringender mußten die friedlich gesinnten evangelischen Fürsten sich aufgefordert fühlen, die Streitigkeiten zu beseitigen, indem man sich über eine Lehrformel einigte, die für abweichende Auffassungen Raum böte. So entstand die auf Melanchthonischer Grundlage ruhende Friedensurkunde. Die vereinigten Fürsten erklären darin, daß sie an der Augsburgischen Confession unwandelbar festhalten und über die Lehre vom Abendmahl bekennen sie, „daß in dieser des Herrn Christi Ordnung seines Abendmahls er wahrhaftig, lebendig, wesentlich und gegenwärtig sei, auch mit Brod und Wein, also von ihm geordnet, uns Christen seinen Leib und sein Blut zu essen und zu trinken gebe, und bezeugt hiermit, daß wir seine Gliedmaßen sind, aplicirt sich uns selbst und seine gnädige Verheißung und wirkt in uns." Dagegen wird sowohl die katholische Lehre, als die, „daß der Herr Christus nicht wesentlich da sei, und daß die Zeichen allein äußerliche Zeichen seien, dabei die Christen ihr Bekenntniß thun und zu erkennen seien", als falsch verworfen. Mit Ernst wird zugleich untersagt, streitige Meinungen unter das Volk zu bringen und Schmähschriften zu veröffentlichen.

Die ausdrückliche Verwerfung der Irrlehre Zwingli's und die Betonung der wahren Gegenwart Christi ließ die

Abendmahlslehre des Frankfurter Recesses den für dogmatische Distinctionen noch nicht geschärften Augen hinlänglich orthodox erscheinen. Nur diejenigen Theologen, die auf alle Kriterien der reinen lutherischen Doctrin zu achten gewohnt waren, verurtheilten jene Melanchthonische Formel als dunkel und zweideutig, als heimlich calvinisch. Es wird, bemerkt Flacius in Jena, nicht gesagt, daß der Leib Christi uns wahrhaft, wirklich und wesentlich gegeben werde; nicht, daß ein Unterschied sei zwischen der mündlichen leiblichen Nießung des Leibes Christi und der bloß geistlichen Nießung des Glaubens. Auch andere eiferten, daß die Ketzereien nicht namentlich aufgeführt und verdammt seien, und Wigand in Magdeburg klagte, man wolle dem heiligen Geiste „das Maul zubinden, daß er hinfort die Irrthümer nicht strafen und sein Urtheil wider die falschen Propheten nicht brauchen solle."

Daß Joh. Friedrich auch ohne den persönlichen Einfluß der Flacianer die Zumuthung, den Frankfurter Receß anzuerkennen, entschieden von sich weisen werde, verstand sich bei seiner Gesinnung von selbst; der letzte Zweifel über diese aber mußte verschwinden, als er nach wenigen Monaten im schroffsten Gegensatze zu den Friedensbestrebungen der anderen Fürsten in seinem und seiner beiden jüngeren Brüder Namen das berüchtigte Confutations- oder Verdammungsbuch herausgab, worin neun Ketzereien, darunter natürlich der zwinglischen, das Urtheil gesprochen wurde, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß in diesem Sinne das Volk in Predigten und Katechisationen belehrt werde; ja das ganze unchristliche Buch wurde als herzogliches Mandat von den Kanzeln verlesen.

Wer einem so verderblichen Treiben keinen Beifall zollte und lieber mit denen Hand in Hand ging, welche zu vermitteln und zu versöhnen suchten, bewies nur, daß er kein Fanatiker war; dagegen konnte ihm die Absicht völlig fern liegen, von der reinen Lehre Luthers etwas preiszugeben. Man weiß

auch, daß gerade der Herzog Christoph von Würtemberg, welcher unter allen Fürsten am meisten das Frankfurter Friedenswerk gefördert hat, keine andere als lutherische Gesinnung hegte. Daher ergibt sich in Beziehung auf den Pfalzgrafen Friedrich aus dem Umstande, daß er dem Frankfurter Abschiede beitrat, nur so viel, daß er nicht der Partei der Extremen angehörte.

Deutlicher noch bewies Friedrich in einem andern Falle, wie wenig er mit den lutherischen Eiferern gemeinsame Sache zu machen geneigt war. Er empfing nämlich zu Anfang des Jahres 1559 aus Regensburg von Nikolaus Gallus, einem Parteigenossen der Westphal und Flacius, eine zugleich an den Herzog von Würtemberg und Wolfgang von Zweibrücken gerichtete Zuschrift, die sich auf eine damals geplante Fürstenconferenz zu Fulda, wo über die Einigung der protestantischen Stände von neuem berathen werden sollte, bezog. Gallus wies u. a. warnend darauf hin, daß diejenigen den Religionsfrieden verwirken würden, die nicht die Irrlehren verdammten, sowie auch darauf, daß nicht die geänderte, sondern die ursprüngliche Augsburgische Confession die gesetzliche Grundlage des im J. 1555 mit dem Kaiser und der katholischen Partei geschlossenen Vertrages bilde. Zur weiteren Belehrung fügte er endlich noch eine Druckschrift bei, die Friedrich als Calumnien- oder Schmähbüchlein bezeichnet. Diese Schrift ließ der Pfalzgraf ungelesen, weil er sich daraus nicht zu erbauen wisse, und bat, ihn mit solchem Gezänk hinfort zu verschonen. Ebenso wenig wollte er von dem wissen, was über die Verwirkung des Religionsfriedens und über eine neue und eine alte Augsburgische Confession gesagt war: das alles dünkte ihn „ein Ueberfluß" zu sein. „Denn es wäre gar ohne Noth, daß wir, die Religionsverwandten, die wir in der Hauptsache nicht dissentiren, solch Gezänk erwecken und damit unsern Widersachern, auch dem Teufel selbst Raum und Ursache, ja das Schwert

selbst in die Hand geben. Und möchten wohl leiden, Ihr und Andere, die Lust haben zu zanken, fingens mit Andern als den Religionsverwandten selbst an. Aber es müssen Aergernisse sein, wie der Herr selbst sagt; wehe aber denen, durch welche sie kommen" [13]).

So hell aus diesen wenigen Zeilen jene evangelische Gesinnung hervorleuchtet, welche, über das Parteigezänk erhaben, auf die Uebereinstimmung in den Grundwahrheiten und auf die Eintracht der Glaubensgenossen alles Gewicht legt, so war Friedrich doch damals noch weit entfernt, dem reformirten Bekenntnisse etwa dieselbe Berechtigung wie dem lutherischen zu zugestehen. Wenigstens war es ihm zu Anfang des J. 1558 noch ein Herzensanliegen, daß die Polen, welche damals für die Reformation eine viel versprechende Empfänglichkeit zeigten, nicht „den Zwinglianern", von denen sie verlockt würden, sich anhängig machten, sondern vielmehr in der Confession der böhmischen Brüder, die der Augsburgischen Confession gleichförmig sei, verharren möchten. Er nahm zu dem Zweck durch Vergerius, welcher in einer kirchlichen Mission nach Polen ging, die Hülfe des böhmischen Königs und nachmaligen deutschen Kaisers Maximilian in Anspruch, welcher letztere freilich nicht zugeben wollte, daß die Confession der böhmischen Brüder der Ausgsburgischen gleich zu achten sei [14]). Da aber Luther, wie Friedrich gewußt haben wird, die erstere wiederholt gebilligt hatte [15]), so war der Pfalzgraf zu seiner Auffassung wohl berechtigt. Zugleich verrieth er freilich hiedurch ebenso wie durch seine Bemerkung über die „alte und neue" Confession, daß er den dogmatischen Fragen noch nicht näher getreten war.

Friedrich gehört nach alle dem als Herzog von Simmern und Statthalter der Oberpfalz noch ganz dem zahlreichen Kreise derjenigen deutschen Fürsten an, welche zwar in der Kirchenpolitik der Leitung Melanchthons folgen, aber den vermittelnden

Formeln, in denen sich dieser zu bewegen pflegt, keinen andern als lutherischen Sinn unterlegen und auch insofern die Welt mit lutherischen Augen betrachten, als die Reformirten schlechthin Zwinglianer, diese aber Sektirer sind. Erst in Heidelberg, als Kurfurst von der Pfalz, wurde Friedrich genöthigt, sich gegen seine nur auf Erbauung gerichtete Neigung mit dogmatischen Fragen eindringend zu beschäftigen; bis dahin stand er der reformirten Kirche, deren Vater und Schützer er werden sollte, fremd genug gegenüber. Er kannte sie nicht, hielt aber dafür, daß sie ketzerisch sei.

Drittes Kapitel.

Der neue Kurfürst von der Pfalz und der kirchliche Hader in Heidelberg.

Friedrich stand im Begriff, von Amberg, wo er auch nach der Uebernahme der Regierung in Simmern als Statthalter des Kurfürsten sich regelmäßig aufhielt, zum Reichstage nach Regensburg zu reisen, als ihm ein Edelmann aus Heidelberg eilends die Nachricht brachte, daß am 12. Februar 1559 Otto Heinrich verschieden sei. Die Räthe, so meldete der Abgesandte zugleich, hielten den Todesfall in der Residenz noch verborgen und ersehnten die beschleunigte Ankunft des neuen Herrn [1]).

Am 28. Februar traf Friedrich auf dem Schloße zu Heidelberg ein und nahm noch an demselben Tage nach einer Predigt Dillers über den 52. Psalm die ersten Hof- und Staatsbeamten in Pflicht. Großhofmeister, Kanzler, Hofmarschall, Hofrichter und geheime Räthe versammelten sich in der sogenannten gehörnten Stube und brachten durch den Mund des Großhofmeisters, des Grafen Eberhard von Erbach, ihre Trauer über den Tod des heimgegangenen Herrn und ihre Huldigung für den neuen Gebieter zum Ausdruck. Friedrich antwortete durch den frühern Simmerschen Rath Carsilius und richtete dann selbst in seiner ernsten und zugleich gewinnenden Weise eine Ansprache an sie. Drei Tage später nahm der

Fürst, indem er mit großem Gefolge in die Stadt hinab zog, auf dem Tanzhause die Huldigung der gesammten Bürgerschaft, mit Bürgermeister und Rathsherrn an der Spitze, entgegen. Es waren die ersten feierlichen Akte der neuen Regierung.

Die Eindrücke indeß, die Friedrich beim Eintritt in die Geschäfte empfing, waren trotz des Glanzes, der ihn umgab, wenig erfreulich. Zunächst fand er die Finanzen des Staats in einem erschreckenden Zustande. Denn nicht allein der gepriesene Kunstsinn des Vorgängers, welcher in der Schöpfung des herrlichsten Theiles des Heidelberger Schloßes, des ebenso reichen als klassisch-schönen Ottheinrichsbaues sich verewigt hat, sowie jene Vorliebe für Gelehrte und Bücher, der die werthvollste Bibliothek ihrer Zeit den besten Theil ihrer Schätze verdankte, hatten den ohnedieß schon gestörten Staatshaushalt in kurzer Zeit gänzlich erschöpft, sondern auch die allzugroße Freigebigkeit gegen die zahlreiche Hofdienerschaft und die Schwäche für bevorzugte Günstlinge die Schuldenlast in bedenklicher Weise gesteigert. Wenn noch zwei Jahre, versichert Friedrich in einem vertraulichem Briefe seinem Schwiegersohne, in so übler Weise fortgehaust worden wäre, würde er lieber auf die Kurwürde sammt Land und Leuten verzichtet haben.

Indeß konnte Friedrich, so betrübend auch der Einblick in diese Verhältnisse war, um so weniger entmuthigt werden, als er gleichzeitig die Hand Gottes darin erkannte, daß die Bemühungen am Hofe Otto Heinrichs, ihm die Erbschaft zu Gunsten Dritter noch mehr zu schmälern, durch den Tod des mißbrauchten Fürsten vereitelt worden waren [2]). Auch durfte er hoffen, durch Ordnung und Sparsamkeit der Finanznoth allmälig abzuhelfen, ohne nothwendigen und nützlichen Ausgaben zu entsagen oder gar auf die Zahlung der von ihm selbst früher aufgehäuften Schulden verzichten zu müssen. Der Hofstaat ließ sich verringern, die Bau- und Kunstthätigkeit auf

die Vollendung des Angefangenen beschränken — denn vollendet war auch, was man immer übersehen, der Otto-Heinrichs-Bau nicht —, die Musik aber und anderes ganz entbehren; Friedrichs schlichter und strenger Sinn würde auch ohne äußere Nöthigung mancher prunkenden Zugabe des Hoflebens freiwillig entsagt haben. Was ihm ernstere Sorgen bereiten konnte, waren die kirchlichen Zustände in den kurpfälzischen Landen.

Später als in andern deutschen Ländern war die Reformation in der Pfalz eingeführt worden. Was der Kurfürst Friedrich II. 1546 ins Werk zu setzen unternommen, hatten der baldige Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs und die Anerkennung des Interims wieder gehemmt, und auch nach dem Passauer Vertrage und dem Augsburger Religionsfrieden zeigte sich der alternde Kurfürst in kirchlichen Dingen so scheu und lässig, daß es zu einer durchgreifenden Verbesserung und Neugestaltung nicht kam.

Erst Otto Heinrich, welcher am 26. Februar 1556 zur Regierung des Kurfürstenthums gelangte, war ernstlich bemüht, der evangelischen Lehre zur Herrschaft zu verhelfen. Wie viel es aber für ihn noch zu thun gab, lehrte die allgemeine Landesvisitation, die er mit Hülfe der beiden Straßburger Theologen Marbach und Flinner veranstaltete [3]). Nur einige wenige Pfarreien des Landes waren wohl bestellt; die überwiegende Mehrzahl der älteren, noch aus dem Papstthum stammenden Prediger konnten nichts als Messe lesen und auch den jüngeren mangelte alle theologische Bildung. Die Kirchen wurden höchst nachlässig besucht, die Sacramente gering geschätzt oder geradezu verachtet, während vieler Orten das gemeine Volk noch an papistischen Bräuchen und abgöttischen Bildern, Altären, Tafeln, Kerzen und ähnlichen Dingen, die sich zahlreich genug vorfanden, hing.

Otto Heinrich, dessen Bekenntnißtreue sich früh und in

drangvollen Zeiten erprobt hatte, versäumte nun zwar nichts, dem kirchlichen Nothstande abzuhelfen. Die 1554 von ihm in dem Fürstenthum Neuburg an der Donau eingeführte Kirchenordnung, die beinahe vollständig mit der Würtembergischen, einem Werke des Brenz, übereinstimmt, erhielt auch für die Kurpfalz gesetzliche Kraft; öffentliche Mandate forderten zur aufmerksamen Beobachtung alles dessen auf, was die Visitationscommission angeordnet; insbesondere wurde die Entfernung der Bilder und Altäre aus den Kirchen anbefohlen und gegen das ärgerliche unchristliche Leben des Volks mit Strafandrohungen eingeschritten [4]). Dann galt es die Geistlichkeit zu constituiren: Diacone, Pfarrer, Specialsuperintendenten und endlich einen Generalsuperintendenten, der dem neu zu errichtenden Kirchenrathe präsidire. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß eine kaum dreijährige Regierung, zumal bei dem Mangel an tüchtigen Geistlichen, nicht ausreichen konnte, um die neue kirchliche Ordnung durchzuführen. Als Otto Heinrich starb, war das Werk der Reformation nur zur Hälfte vollendet, und neben dem unfertigen Neuen hatten sich Reste des Alten genug erhalten.

Schwieriger noch wurde die Aufgabe, welche dem Nachfolger Otto Heinrichs auf kirchlichem Gebiete gestellt war, in Folge des Umstandes, daß die Männer des Hofes, der Universität, der obersten Kirchenbehörde, sowie auch die Prediger selbst verschiedenen kirchlichen Richtungen angehörten. Otto Heinrich, von Natur großmüthig gesinnt und durch humanistische Bildung noch mehr vor confessioneller Engherzigkeit gesichert, hatte sich bei der Wahl der Beamten des Staates und der Kirche um so weniger ängstlich von dogmatischen Rücksichten leiten lassen, als man zu jener Zeit in Süddeutschland den theologischen Händeln noch ferner stand. Auch wird die Mischung der kirchlichen Elemente, die er bei seinem Regierungsantritt vorgefunden, schon bunt genug gewesen sein.

Die geographische Lage der Pfalz, die Nähe Frankreichs und der Schweiz, insbesondere die frühe und rege Verbindung mit Straßburg, wo bis gegen Ende der 50ger Jahre die Schule Bucer's blühte und vorübergehend auch Calvin wirkte, sowie endlich der Einfluß Melanchthons auf Kirche und Schule seiner Heimath, hatten theils Anhänger der reformirten Kirche, theils Vertreter der vermittelnden Melanchthonischen Theologie, nach Heidelberg geführt. Die Männer beider Richtungen, die sich so nahe berührten, daß die Scheidung häufig schwierig, ja unmöglich war, überwogen, wenn nicht an Zahl, so doch jedenfalls an persönlicher Bedeutung diejenigen, die man Lutheraner nennen konnte. Strenge Lutheraner im Sinne der Thüringer und Niedersachsen fanden sich nur sehr wenige; ihre Stimmführer aber stammten ebenso wie ihre entschiedenen Gegner entweder aus der Fremde oder wurden erst im Kampfe der Parteien sich ihrer Stellung klar bewußt. Und wenn auch neben dem in die Pfälzer Kirchenordnung aufgenommenen Katechismus von Brenz der lutherische verbreitet war, so hatte damit noch nicht ein scharf ausgeprägtes Lutherthum gesetzliche Geltung und am wenigsten den Anspruch auf Ausschließung jeder anderen Richtung.

Die Pfälzer Kirche war eine Kirche der Augsburgischen Confession, die nach den von Melanchthon vorgenommenen Aenderungen auch für Diejenigen Raum bot, die der Lehre der Schweizer sich näherten. Nur die eigentlichen „Zwinglianer", die man daran erkennen wollte, daß sie die Gegenwart Christi im Abendmahl leugneten, hatten keinen Anspruch auf Duldung. So wollte auch Otto Heinrich nicht, daß „der Irrthum der Zwinglianer sich einschliche" [5]). Aber nur ein oder zwei Mal ist es unter seiner Regierung deshalb zur Entfernung eines Geistlichen gekommen [6]).

Erst in den letzten Lebenstagen des wackern Kurfürsten soll es gelungen sein, ihm zwei französische Gelehrte, den her-

vorragenden calvinischen Theologen Boquin und den Juristen Balduin als „Zwinglianer" so verdächtig zu machen, daß er ihre Entlassung beschlossen hätte [7]). Aber mit demselben Rechte, womit er den genannten Theologen entfernt haben würde, hätte er hoch angesehene Männer seiner nächsten Umgebung, wie den Großhofmeister Grafen Eberhard von Erbach und den Geheimschreiber Cirler, hätte er Staatsmänner und Gelehrte wie Probus und Erast nebst noch andern geheimen Räthen entfernen müssen; ja nicht einmal sein langjähriger Hofprediger Diller würde sich haben behaupten können.

Allerdings wäre Otto Heinrich bei längerem Leben unzweifelhaft genöthigt worden, zu den dogmatischen Fragen eine klare und entschiedene Stellung zu nehmen. Denn in einer Zeit, die aller Orten zur Schärfung und Scheidung der religiösen Gegensätze drängte, konnte am wenigsten in der Pfalz mit ihren unfertigen kirchlichen Zuständen und den mancherlei fremdartigen Elementen der confessionelle Friede gewahrt werden, auch wenn die Regierung mit allem Nachdruck die Politik der Versöhnung und Vermittlung verfolgte. Daß aber Otto Heinrich, um einem engherzigen Lutherthum am Neckar und Rhein zum Siege zu verhelfen, Hof und Universität, Staat und Kirche aller jener hervorragenden geistigen Kräfte beraubt hätte, die in einem andern Boden wurzelten, ließe sich kaum denken. Dem Günstlinge der Musen blieb jedoch die Wahl erspart. Er erlebte nur noch die Anfänge des kirchlichen Haders, den Friedrich auszutragen berufen war.

Heßhusius, der jugendmuthige Generalsuperintendent der Pfälzer Kirche, eröffnete in Heidelberg den Kampf für das nach seiner Ueberzeugung allein berechtigte strenge Lutherthum [8]). Melanchthon, zu dessen Füßen er in Wittenberg einst saß, ohne die vieldeutigen Wendungen des Meisters anders als in Luthers Sinne zu nehmen, hatte ihn, nachdem er schon in Goslar und Rostock als Eiferer sich unmöglich gemacht, dem

Kurfürsten Otto Heinrich als ersten Professor der Theologie, als Pfarrer an der Heiligen-Geist-Kirche und als Generalsuperintendenten empfohlen[10]). Sein früherer Lehrer scheint nur seine hohe Begabung und seine ernste Frömmigkeit, nicht aber die rücksichtslose Leidenschaftlichkeit seiner Natur und die starre Einseitigkeit seiner theologischen Richtung gekannt zu haben.

Mit Schrecken machte der feurige Streiter Christi in Heidelberg die Entdeckung, daß das Land, welches sich zur Augsburgischen Confession bekannte, voll Zwinglianer und Calvinisten wäre, die sich mit dem nach seiner damaligen Meinung mißverstandenen oder gefälschten Melanchthon zu decken suchten. In seinem pastoralen Selbstgefühl durch die amtliche Stellung eines Generalissimus ungebührlich gehoben und ohne Verständniß für das Recht der Geschichte und des Volkscharakters glaubte er sich berufen, der Kirche der Pfalz in Lehre und Cultusformen das Gepräge des strengsten sächsischen Lutherthums zu geben. Nur Luthers Lieder sollen gesungen und selbst die Psalmen, weil die reformirte Kirche sie gebrauchte, ausgeschlossen sein; auch Brenz's Katechismus will er durch den lutherischen verdrängen und beim Abendmahl Fragmente lateinischer Hymnen singen lassen; bei der Recitation der Einsetzungsworte soll sich der Geistliche von der Gemeinde weg dem Altare zuwenden, die geweihten Hostien aber über Communiontüchlein hinweg den Communicanten reichen.

Es währte nicht lange, so lag Heßhusius mit der Universität, mit den Kirchenräthen und mit den calvinisch gesinnten Geistlichen, vor allem mit dem Diakon Klebitz, dem entschiedensten und streitlustigsten unter ihnen, in Hader. Nur in dem aus Thüringen gebürtigen Kanzler v. Minckwitz, der früher in Joh. Friedrich's Diensten gestanden, und in dem Hofrichter Erasmus von Venningen, so wie in einigen wenigen Geistlichen der Stadt und des Landes fand er in seinen ultralutherischen Bestrebungen eine kräftige Stütze; doch ver-

kannte auch der ehrliche Hofrichter trotz seines scharf ausgeprägten Parteistandpunktes nicht, daß der „herrliche, christliche, belesene Mann gar zu heftig sei.“

Das Grabmonument, das sich Otto Heinrich in der Heiligengeistkirche zu errichten beabsichtigte, soll Heßhusius und Klebitz zum ersten Male in feindlichen Gegensatz gebracht haben. Da gegen die nackten Figuren an dem Marmordenkmale als anstößige Dinge und gegen die mythologischen Symbole als neues Heidenthum geeifert wurde, nahm Heßhusius aus Opposition gegen den „calvinistischen Kunsthaß“ die Ornamente in Schutz, Klebitz aber trat mit Andern dem Gutachten des Generalsuperintendenten entgegen und reizte diesen dadurch um so mehr, als der Kurfürst den Stein des Anstoßes entfernte.

In einem andern Falle stand Klebitz neben dem Hofprediger Diller dem Heßhusius gegenüber. Es handelte sich um die Beurtheilung des Bekenntnisses, das Bernhard Herxheimer in Edenkoben abgelegt hatte. Als Schwenkfeldianer durch die Visitatoren von 1556 verhört und belehrt, hatte er sich weisen lassen, gerieth aber bald in den Verdacht, nicht lutherisch vom Abendmahl zu lehren, und schien um so gefährlicher, als er ein eben so befähigter wie eifrig religiöser Mann war, der schon früher mit seinem „Fastnachtsbüchlein“ die Herzen des Volks gewonnen hatte. Nachdem er am 8. Nov. 1558 vor dem Kirchenrath sich verantwortet hatte, verlangte Otto Heinrich einen Bericht, den der Generalsuperintendent abfaßte und Klebitz wie Diller mitunterzeichnen sollten. Sie weigerten sich, nicht allein, weil sie Herxheimer für unschuldig ansahen, sondern auch die Ausfälle des Heßhusius gegen Calvin und Zwingli, die er eingemischt hatte, nicht billigten. Dem Generalsuperintendenten wurde freilich die Genugthuung, daß der Kurfürst die Absetzung Herxheimers aussprach, aber seine Stimmung gegen die verdächtigen Collegen war nur gereizter geworden[10]).

Zum Conflict mit der Universität führte ein anderer andel. Einem Friesen Stephan Sylvius hatte Heßhusius m Zweck der Erlangung des theologischen Doctorats Thesen rgelegt, die der Candidat nicht vertheidigen mochte, weil da- 1 gegen die Papisten ohne Ausnahme gedonnert und zu- eich den Zwinglianern Falsches zur Last gelegt wurde. Der rofessor Boquin fand die Weigerung des Sylvius gerecht- ctigt, auch der Rector Erast, um Schutz angerufen, entschied gen den tyrannischen Dekan, Heßhusius aber entgegnete, er erde nie und nimmer die Promotion eines Zwinglianers ge- itten und gegen die kurfürstlichen Räthe Erbach und Zirler fert er wider die Aerzte und Juristen, die in Gottes Wort ad h. Schrift wenig studirt, auch wenig zu Sakrament und redigt gehen, die Augsburgische Confession aber nie gesehen iben. Die Universität indeß wahrte ihr Recht: Heßhusius ue, ließ sie sich u. A. vernehmen, als ob von ihm allein is Wort Gottes ausgegangen. Zuletzt wurde gegen den un- eweglichen Willen des Generalsuperintendenten die Promotion ollzogen auf das Zeugniß des Boquin hin und ohne daß an von dem Candidaten ein anderes Bekenntniß als das r Augustana, für deren strengste Deutung der Senat nicht ntreten wollte, forderte. Das war Tags vor Otto Heinrichs ode. Ehe der Nachfolger sich der Sache annehmen konnte, ar der Conflict dahin gediehen, daß der Senat den Heß- usius nicht mehr zu den Sitzungen laden wollte; ihm waren agegen die Heidelberger Doctoren keine drei Heller werth; e haben einen Gotteslästerer promovirt und der Gottlosigkeit esselben durch Theilnahme an dem Doctorschmause sich theil- aftig gemacht. Nur die plötzliche Abreise des Heßhusius nach einer Heimath Wesel machte vorläufig der lärmenden Pole- nik ein Ende.

Von Friedrich ließ sich mit Recht erwarten, daß er enselben Eifer, mit dem er als Herzog von Simmern für die



Reformation eingetreten war, auch in der Kurpfalz bewähren und das von Otto Heinrich begonnene Werk thatkräftig zu Ende führen werde. Strenge Lutheraner, wie der Hofrichter v. Venningen, hofften außerdem, er werde „das subtile zwinglische Gift“, soweit es sich unter Otto Heinrichs Regierung eingeschlichen, wieder austilgen. In diesem Sinne faßten sie die Versicherung des neuen Kurfürsten, das Wort Gottes pur, rein und lauter gemäß der Augsburgischen Confession ins Werk setzen zü wollen, und wir wissen bereits, daß Friedrich in der That eben so wenig wie die übrigen Fürsten, die ein Jahr zuvor den Frankfurter Abschied unterzeichnet hatten, einen Zwinglianismus dulden wollte, der da lehre, daß Brod und Wein des Abendmahls allein äußerliche Zeichen seien, dabei die Christen ihr Bekenntniß thun und zu erkennen sind.

Aber wie, wenn Friedrich die Ueberzeugung gewann, daß diejenigen, die man als Zwinglianer und Sektirer verketzerte, anders und zwar schriftgemäß von den Hauptstücken des christlichen Glaubens lehrten und zugleich in ihrem Wandel das Evangelium in viel ernsterer Weise zur Richtschnur nähmen, als die auf ihre Rechtgläubigkeit pochenden Ankläger?

Es ist sehr bemerkenswerth, daß gerade die ihm am nächsten Stehenden bei der Uebernahme der kurfürstlichen Regierung für seinen Glauben zu fürchten anfiengen, nicht weil sie den Fürsten schon jetzt den „Zwinglianern“ geneigt wußten, sondern scharfsichtig die Gefahr erkannten, in die er durch seine neue Umgebung gebracht werden würde. So sah Maria, welche bei dem Regierungsantritt Friedrichs vorläufig in Amberg blieb, ihren Gemahl nicht ohne die Sorge scheiden, daß er in Heidelberg „verführt“ werden möchte, da der Zwinglianismus ein so gar subtil Gift sei. Freilich hoffte sie noch im Vertrauen auf seine Gottesfurcht das Gegentheil, gleich dem Schwiegersohn, welcher dem neuen Kurfürsten die Erwartung aussprach, Gott werde ihm die Gnade verleihen, „daß er die christliche

Religion in der Pfalz wieder aufrichte und des Teufels Geschmeiß hinausthue." Aber Beide, Gemahlin und Schwiegersohn, halten doch gegenüber der Gefahr der Verführung guten Rath und Ermahnungen, wie Joh. Friedrich sie anzubringen sich beeilt, dringend geboten und Maria freut sich herzlich, daß jener auf dem Wege nach Regensburg mit dem Kurfürsten in Amberg zusammentreffen will; dieser werde auf ihn mehr hören als auf sie, obwohl sie sich auch ihres Einflusses auf den Gemahl bewußt ist. Als Friedrichs Rückkehr aus Heidelberg sich verzögerte, beklagte sie es, daß sie so lange von ihrem herzlieben Herrn und Gemahl sei, und ihn nicht zu Zeiten warnen könne. „Denn ich will Euer Liebden, schreibt sie am 7. April 1559 dem Schwiegersohne, in gar hohem Vertrauen nicht verhalten als meinem herzlieben Sohne, daß meines herzlieben Herrn und Gemahls zwei Schwäger, Graf Georg (mit Friedrichs Schwester vermählt) und Graf Eberhard von Erbach gar zwinglisch sind, und ist Graf Eberhard Großhofmeister zu Heidelberg, daß ich besorge, sie werden meinen herzlieben Herrn auch verführen"[11]). Es habe sonst, sagt sie an einer spätern Stelle, ihr Gemahl ein christlich Gemüth, wenn er nur nicht verführt werde.

Friedrich war noch nicht verführt worden, man hätte es denn als ein Anzeichen bedenklicher Gesinnung betrachten wollen, daß er in einem Briefe an den Schwiegersohn der Versicherung, an Rotten und Sekten, die er viel lieber wollte vertilgen und ausrotten helfen, keinen Gefallen zu haben, die Bemerkung hinzufügte: „daß aber Jemand unverhörter Dinge condemnirt sollte werden, das wäre auch beschwerlich, denn man mit dem ärgsten Uebelthäter das Widerspiel hält." Allerdings ist es richtig, daß der Abscheu, den Friedrich vor der unchristlichen Verdammungssucht der Orthodoxen empfand, nicht der letzte der Gründe war, die ihn im Laufe der Zeit dem Lutherthum entfremdeten. Aber vorläufig fühlte er sich so wenig im Gegen-

satze zu diesem, daß er in Heidelberg bald nach seinem Regierungsantritte zweifellos lutherische Geistliche an vakante Stellen und einen lutherischen Professor der Theologie an die Universität berief[12]). Es ist ferner bezeichnend, daß gerade Erasmus von Venningen den Auftrag erhielt, alles mögliche aufzubieten, um für die Heidelberger Kirche denselben Flinner aus Straßburg wieder zu gewinnen, der kurz zuvor nach der Darstellung des Hofrichters „um der Wahrheit willen“ auf falsche Angaben der „Liebkoser“ und „Ohrenbläser“ hin weggekommen war[13]).

Nachdem Friedrich in der Rheinpfalz sich hatte huldigen lassen und die dringendsten Regierungsgeschäfte erledigt waren, begab er sich im Juni über Amberg nach Regensburg, wo der Reichstag schon seit Wochen um den Kaiser versammelt war. In feierlicher Weise empfing der Kurfürst den Reichsgesetzen gemäß von Ferdinand die Belehnung; wichtiger aber war es ihm, sich mit Erfolg der protestantischen Angelegenheiten annehmen zu können. Dabei fiel indeß den andern evangelischen Fürsten, welche mit ihm sich zum Frankfurter Receß bekannten, unangenehm auf, daß er vergebens in sich dringen ließ, seinen Schwiegersohn, welcher die Unterschrift jener Einigungsurkunde von der ausdrücklichen Verdammung der Rotten und Sekten, vornehmlich der Zwinglianer, abhängig machte, auf jede Weise zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Friedrich lehnte dies mit dem Bemerken ab, der Frankfurter Receß sei kein Evangelium, das jeder gutheißen und unterschreiben müsse, und er wisse deshalb in den, welcher Einrede dawider habe, nicht zu dringen. Dem Kurfürsten wurde diese „Lauheit“ übel genug ausgelegt und schon hieß es zu Augsburg, er werde unter dem Einflusse des Herzogs Johann Friedrich den Standpunkt, den Otto Heinrich eingenommen, preisgeben und aus dem Kreise der Fürsten, welche den Frankfurter Receß unterzeichnet hatten, ganz zurücktreten.

Diese Befürchtnng der Anhänger Melanchthons war freilich ebenso wenig begründet, wie die anfänglichen Hoffnungen der Gegner. Friedrich vertrat vielmehr zu Augsburg mit größtem Nachdruck den Gedanken der Einigkeit aller evangelischen Stände. Man solle auf dem Reichstage, erinnerte er immer von Neuem, für „Einen Mann stehen“ und „aus einem Munde reden,“ alle dogmatischen Streitigkeiten aber auf gelegene Zeit versparen; dann werde man mit Gotteshülfe sich wegen der Mißverständnisse unter den Theologen wohl vergleichen; jetzt sei dagegen nur dahin zu sehen, daß die noch bestehende Einigkeit erhalten und was derselben zuwider, so viel reinen Gewissens halb immer geschehen könne, vermieden bleibe. Nur aus diesem Grunde weigerte er sich, die Kluft zwischen den Unterzeichnern des Frankfurter Recesses und Joh. Friedrich d. M. dadurch zu verschärfen, daß man letzteren fort und fort dränge; Friedrich konnte versichern, daß er nicht von dem Frankfurter Receß abzuweichen gedenke.

Der Kurfürst erreichte in Augsburg insofern seinen Zweck, als die evangelischen Stände unter seiner Führung wenigstens den Katholiken gegenüber einmüthig auftraten. Nur die Hoffnung, daß bald die Zeit gekommen sein werde, wo die theologischen Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche ganz beigelegt werden könnten, sollte mit nichten in Erfüllung gehen. Als Friedrich gegen Ende August von Augsburg zurückkehrte, wurde er in Heidelberg Zeuge des häßlichsten kirchlichen Haders.

Der Haß des Heßhusius gegen seine Widersacher hatte nämlich bald nach dem Regierungsantritte des Kurfürsten neue Nahrung erhalten durch die in der Abwesenheit des Generalsuperintendenten erfolgte Promotion des Klebitz, wobei dieser Thesen vertheidigte, die Heßhusius nach seiner Rückkehr als zwinglianisch verketzerte und widerrufen wissen wollte. Er trug kein Bedenken, den Streit auf die Kanzel zu bringen

und den jungen Bacalaurius der Theologie als einen Sacramentsschwärmer und Arianer zu schmähen, der die Pfalz, ja ganz Deutschland zu verführen drohe.

Auch die Universität wurde als sectirerisch auf der Kanzel verdächtigt und gegen den einreißenden Unglauben als „das höllisch, greulich, teuflisch, vermaledeit, grausam und schrecklich Ding" so gewaltig gedonnert und dabei der Name des Teufels so oft und so laut ausgerufen, daß man glauben konnte, in des Heßhusius Predigten das Rauschen von Tausenden von Dämonen zu hören. Da Klebitz selbstverständlich sich auch nicht auf die glimpflichste Weise öffentlich vertheidigte und die andern Geistlichen der Stadt in dem Kanzelstil jener Tage für und wider Partei nahmen, so wurde der Lärmen so groß, daß Graf Georg von Erbach, welcher an des abwesenden Kurfürsten Stelle die Regierung führte, nur mit Mühe Frieden schaffen konnte. Als er Heßhesius und sämmtliche Prediger zu sich berief, um mehr zu bitten als zu fordern, daß sie bis zur Rückkehr des Landesherrn sich aller Disputationen auf der Kanzel enthalten möchten, kam es in seiner Gegenwart zu heftigen Erörterungen. Heßhusius legte sich nicht allein das Recht bei, den Diakon von der Verwaltung des Abendmahls, das durch ihn gefälscht werde, auszuschließen, sondern selbst den Grafen mit dem Bann zu bedrohen und ihn wie den Hofprediger Diller, welcher längst seinen Abscheu auch dadurch erregt hatte, daß er den „Nachtraben" des Frankfurter Abschieds vertheidigte, als Glaubensrichter zu meistern. Als Erbach ihn fragte, ob er wie das Buch des Cardinals von Augsburg glaube, daß der Leib des Herrn in Mund und Magen aufgenommen werde, erwiderte der Generalsuperintendent: in Mund und Herz; ihr seid beide Zwinglianer."

Kaum war nun Friedrich in Heidelberg wieder angekommen, als Heßhusius, vielleicht enttäuscht, weil der Kurfürst nicht seine Partei ergriff, es für angemessen hielt, das Gezänk

in der Kirche von Neuem zu beginnen. Die Befugniß hiezu nahm er als ein geistliches Vorrecht, das durch kein landesherrliches Gebot beeinträchtigt werden dürfe, in Anspruch. „Du willst mir das Maul zubinden?“ rief er auf der Kanzel gegen den Kurfürsten gewendet. Nun hielt auch Klebitz an das Versprechen, zu schweigen, sich nicht weiter gebunden und ließ am dritten Tage nach der Predigt des Generalsuperintendenten sich in seiner Weise auf der Kanzel vernehmen.

Der Kurfürst beschied beide in die Kanzlei, um ihnen durch seine Räthe ihre Confession abzufordern und sie zu bitten, mit ihrer Disputation nur noch so lange inne zuhalten, bis er über die aufgeworfene Streitfrage nicht allein seine und fremde Theologen, sondern auch andere Fürsten zu Rathe gezogen haben werde.

Während Klebitz in der Konfession, die er vorlegte, sich offen zur reformirten Abendmahlslehre bekannte, und nur einen geistlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi von Seiten der Gläubigen zuließ, übergab Heßhusius am 1. September ein Bekenntniß, in welchem er alle diejenigen für Ketzer erklärte, die nicht annehmen wollten, daß der Leib des Herrn deswegen mit dem Brode empfangen werde, weil er auch in dem Brode sei; in dem Brode aber heiße so viel, daß der Leib und das Blut Christi nicht blos allegorisch und geistlicher Weise, sondern auch leiblich und wesentlich mit dem Munde genossen werde und nicht allein von den Gläubigen, sondern auch von den Ungläubigen.

Von der Streitfrage aber auf der Kanzel zu schweigen, wie beide versprachen, vermochten sie nicht über sich. Heßhusius ließ alsbald wieder in einer andern Predigt gegen Klebitz zum Aergerniß der Gemeinde seiner Leidenschaft die Zügel schießen und ging soweit als Vorgesetzter dem Diakon jede Amtsverrichtung zu verbieten. Als dieser aber am 3. September sich auf der Kanzel vertheidigte und, wie anzunehmen ist, nicht in

den gelindesten Ausdrücken das gewaltthätige Verfahren des Generalsuperintendenten geißelte, sprach letzterer am folgenden Sonntag in aller Form den Bann über ihn und gebot Jedermann, sich aller Gemeinschaft mit dem verdammten Ketzer zu entschlagen. Was Wunder, wenn nun auch die übrigen Geistlichen für und wider Partei nahmen in derbster Weise.

„Nachdem eine solche Zerrüttung in der Kirche Christi entstanden und viele Gewissen betrübt worden", wie Friedrich mit tiefem Bedauern wahrnahm, konnte er nicht länger zögern, mit seiner ganzen Autorität für die Beilegung des bejammernswerthen Haders einzutreten. Er beschied die Streitenden und die gesammten Geistlichen der Stadt zu sich und verbot ihnen bei Strafe der Amtsentsetzung das Gezänk fortzuführen. Zugleich befahl er, sich bei der Lehre vom h. Abendmahl keiner andern Form als der in der Augsburgischen Confession gegebenen zu bedienen, bis durch eine Synode alles entschieden sein werde; der Bann gegen Klebitz sollte aufgehoben und das Geschehene vergeben und vergessen sein.

Dem Gebote aber fügte der Kurfürst Bitten hinzu. In eindringlicher Weise ermahnte er die Geistlichen, das unnütze Gezänk über unnöthige Fragen und Redensarten, die zur Erbauung nicht beitrügen, zu unterlassen, vielmehr ihre vornehmste Sorge dahin zu richten, wie sie aus bösen Menschen wahre Christen machen und dahin wirken könnten, daß die Gottlosen frömmer und nur würdige Gäste zu dem Tische des Herrn geladen würden.

Als Abendmahlsformel sollten nach Friedrichs Befehl die Worte dienen, daß mit Brod und Wein der Leib und das Blut Christi wahrhaft dargeboten werden. So lehrte, wie gesagt, die Augsburgische Confession, allerdings in der veränderten Fassung des 10. Artikels; aber eben diese durch Melanchthon bei Luthers Lebzeiten geänderte Confession war da-

mals allgemein in öffentlichem Gebrauch und die ungeänderte kaum in weitern Kreisen bekannt. Wie sehr aber der Kurfürst im Rechte war, wenn er nur jene eine Formel, welche alle Parteien befriedigen konnte, ohne zu grob sinnlichen Vorstellungen zu verleiten, zeigt die Verwirrung der Begriffe, welche damals in Heidelberg der Streit über die Abendmahlslehre hervorgerufen hatte. Der eine, dem die Formel „im Brode“, welche Heßhusius wollte, nicht genügte, wählte die Partikel „unter“; ein anderer zog vor: „unter der Gestalt“; ein dritter: „in, mit und unter“ zugleich; ein vierter endlich setzte noch hinzu: „circa circum, um und um“. Damit war man der katholischen Lehre wieder so nahe gekommen, daß auch die Redensart: der Priester halte Christi Leib in seiner Hand, nicht sehr auffallen konnte.

Dem gegenüber war der Kurfürst in der That nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet, auf die Beobachtung einer Formel zu dringen, welche, abgesehen davon, daß sie die höchste Autorität für sich hatte, den Gläubigen Genüge thun konnte, ohne Aergerniß zu erregen. Heßhusius aber war nicht der Mann, sich in der Abendmahlslehre an Worte binden zu lassen, welche eine reformirte Auffassung auch nur zuließen. Er nahm vielmehr das Recht in Anspruch, sich so auszudrücken, wie das orthodoxe Lutherthum in seinen Augen es forderte. Drum gab er dem Kurfürsten nur eine zweifelhafte Zusage. „Bald aber ist er, berichtet dieser, aus der Kanzlei gegangen und ein ander Latein geholt, nicht weiß ich, bei wem. Als ich ihn auch zum andern Mal vor mich gefordert und gewollt, er soll sich categorice erklären, hat er rund gesagt, er wolls nicht thun.“

Trotzdem entsetzte der langmüthige Fürst den Generalsuperintendenten seines Amtes noch nicht und hoffte noch immer, den unglückseligen Handel mit gelindern Mitteln beilegen zu können. Daher ließ er am folgenden Sonntage (10. Sept.)

durch den Hofprediger Diller in der Kirche zum heil. Geist vor versammelter Gemeinde wiederholen, was er den Geistlichen bezüglich des Artikels vom Abendmahl des Herrn befohlen, und daß jeder, welcher den wohlmeinenden Befehl überschreite und so die Gewissen weiter betrübe und verwirre, sich damit selbst seines Berufs und Amtes entsetzen werde. Die Rede Dillers war eine Friedenspredigt, und um den Akt des Friedensschlusses und der Versöhnung noch feierlicher zu machen, nahm Friedrich mit seinem Hofe und der Gemeinde das h. Abendmahl, wobei Diller das Brod und Klebitz den Kelch reichte.

Nur ein vom Fanatismus beherrschter Mann konnte es wagen, nach all diesen Vorgängen den kaum gestillten verderblichen Hader von neuem zu schüren. Heßhusius that es. Statt Worte des Friedens zu predigen, entweihte er das Haus Gottes (13. Sept.) durch neue Schmähungen gegen Klebitz und durch Verdächtigung selbst des Kurfürsten und seiner Räthe, indem er sie beschuldigte, von dem rechten Glauben abgefallen zu sein. Die veränderte Augsburgische Confession nannte er einen „polnischen Stiefel“ und „weiten Mantel“, hinter welchem sich der Herr Christus und der Teufel bequem verbergen könnten; den vom Fürsten befohlenen Friedensschluß bezeichnete er als einen gottlosen Vertrag. Freilich stand Heßhusius, indem er so tobte, nicht allein; zwei Genossen suchten es in ihren Predigten ihm gleich zu thun, und Klebnitz, von christlicher Demuth fast nicht minder weit entfernt, rächte sich an einem seiner Gegner dadurch, daß er beim Ausgang aus der Kirche auf offenem Markte über ihn herfiel.

Da erfolgte endlich am 16. Sept. die Amtsentsetzung der beiden Männer, welche als die Urheber des ganzen Skandals gelten konnten, indeß auch jetzt noch unter einer Form, die namentlich dem Heßhusius gegenüber von einer außerordentlichen Güte und Duldsamkeit zeugte. Denn weit ent-

rnt, den hartnäckigen Friedensstörer, den fortzujagen ·er
ngst das unzweifelhafte Recht hatte, jetzt endlich über die
renze schaffen zu lassen, gestattete Friedrich ihm noch ein
ılbes Jahr unter Fortbezug seines Gehalts in der Pfalz
bleiben, obwohl sich voraussehen ließ, daß er die Zeit nur
weiteren Agitationen benützen und den Kurfürsten bei sei-
'n Unterthanen als Sakramentirer ausschreien werde.

Viertes Kapitel.

Friedrich in dem Kampfe zwischen Lutherthum und Calvinismus.

Daß den minder schuldigen Klebitz dieselbe Strafe mit Heßhusius traf und daß er nur insofern vor diesem bevorzugt wurde, als er von der Universität ein günstiges Zeugniß und von Friedrich eine tröstliche Zusage bezüglich der vorläufigen Versorgung seiner Frau und vier Kinder erhielt, konnte der Welt beweisen, daß der Kurfürst den kirchlichen Frieden seines Landes weder von der einen noch von der andern Seite stören lassen wollte. Denn beide wurden ja als ungehorsame und unverbesserliche Ruhestörer, nicht wegen ihrer confessionellen Stellung entlassen.

Die dogmatischen Fragen waren und blieben, so weit es sich um Lehrmeinungen innerhalb der Grenzen der Augsburgischen Confession handelte, für Friedrich noch offene; nur diejenigen Anhänger Zwinglis oder Calvins — noch unterschied auch der Kurfürst nicht zwischen beiden —, welche die Gegenwart Christi im Abendmahl bestritten, betrachtete er als nicht zu duldende Sectirer; aber er hielt nicht Jeden für einen Sectirer, den die Menge als solchen verschrie. Wenn Johann Friedrich ihm schrieb, daß einer oder zwei seiner vornehmsten Räthe Zwinglianer seien, so tröstete sich der Kurfürst mit der Hoffnung, daß die Beschuldigung ungerecht sei, und warnt

seinerseits, leichtfertig über den Glauben Anderer abzuurtheilen. Wohl erkennt er es als heilige Fürstenpflicht, die Reinheit der evangelischen Lehre seinem Volke zu bewahren und jede Sectirerei, die sich als solche erweist, auszurotten: aber seiner schlichten aufrichtigen Frömmigkeit und ächten Christenliebe widerstrebt nichts so sehr wie priesterliche Verdammungslust und Verfolgungssucht. „Da der Glaube in des Menschen Herz gegründet und ich ihm nur in's Angesicht sehen kann, so laß ich den urtheilen, so allein in der Menschen Herzen sieht und dermal einst recht wird richten. Das weiß ich aber, daß neulich einer vom Zwinglianismus viel Geschreis und Condemnirens macht und da ihn einer fragt, ob er Zwingli's Schriften gelesen, antwortet er: nein. Also urtheilt mancher, ders nur von Hörensagen hat und wird damit betrogen. Das schreib ich aber der Ursache halben nicht, daß ich Zwingli oder jemand der irrigen oder verführerischen Lehrer vertheidigen wollte; denn ich muß mit Grund der Wahrheit bekennen (wie der davon oben gemeldet), daß ich Zwingli's Schriften nicht gelesen. Derwegen bitte ich auch ganz freundlich, E. L. wolle den Geistern, so Lust haben, mich und andere bei E. L. und vielleicht vielen Andern mit Ungrund auszuschreiben und auszuschreien, so leicht nicht glauben geben, sondern den andern Theil ungehört nicht verurtheilen. Es ist bald gethan, aber des Herrn Wort lautet ganz ernstlich dawider: urtheilet nicht, so werdet ihr nicht geurtheilt. Und wiederum ist zu besorgen, daß den Urtheilern, so ohne Befehl condemniren, ein schwer Urtheil fallen werde, das doch Gott gnädiglich wolle abwenden."

Wie selten finden wir in jener trüben Zeit des confessionellen Haders, wo der Sinn der Menschen so allgemein von Vorurtheilen befangen war, neben ächter Frömmigkeit und Gottesfurcht so richtige Einsicht und so hochsinnige Denkungsweise!

Es entsprach dieser Gesinnung, wenn Friedrich, statt sich selbst zum Richter aufzuwerfen, oder sich das Urtheil eines

Parteimanns anzueignen, Männer von verschiedenen Richtungen um ihr Gutachten ersuchte. Bei seinem intimen Verhältniß zu Joh. Friedrich und bei der hohen Achtung, die er der theologischen Gelehrsamkeit desselben zollte, lag es nahe, daß er den Schwiegersohn nicht überging, wenn es sich um Urtheile über die confessionellen Erklärungen und Predigten des Heßhusius und des Klebitz handelte. Der Herzog ließ auch mit seinem Votum nicht lange auf sich warten und stellte noch außerdem ein ausführliches Gutachten seiner Theologen in Aussicht.

Natürlich konnte ein Urtheil, das von dieser Seite kam, für Friedrich nicht von maßgebender Bedeutung sein. Eine entscheidende Autorität kam nach seiner Ueberzeugung nur einer Persönlichkeit zu, nämlich dem hochgefeierten Melanchthon, dessen Stimme solange für den größeren Theil Deutschlands in kirchlichen Fragen den Ausschlag gegeben hatte. Der Kurfürst sandte seinen Geheimschreiber Cirler nach Wittenberg ab.

Melanchthon, um sein Gutachten angegangen, verhehlte sich — er kannte nur zu gut die rabies theologorum — das Gefährliche des Auftrages nicht. Gleichwohl fiel die Antwort, die er am 3. Nov. gab, bestimmter und schärfer aus, als man nach seiner bisherigen Haltung erwarten konnte. Denn bis jetzt hatte es Melanchthon möglichst gemieden, offen zu bekennen, daß er in der Abendmahlslehre nicht mehr mit Luther, sondern vielmehr mit Calvin übereinstimmte; er hatte freilich auch hinlänglich erfahren, daß alle Zurückhaltung ihn nicht vor feindseligen Angriffen schützte. Und wie hätte er in dem gegenwärtigen Falle, selbst wenn er es gewollt, seine wahre Meinung verbergen können? Es kam darauf an, zu sagen, ob die Lehre derer, welche die ächten Schüler Luthers zu sein sich rühmten, allein berechtigt und in ihren Auswüchsen überhaupt berechtigt sei, oder ob vielmehr diejenigen evangelisch dächten, welche, indem sie an der Gegenwart des

Herrn im Abendmahle festhielten, kein Gewicht auf die nähere Bestimmung der Art und Weise dieser Gegenwart legten und alle Formeln verwarfen, die, in der h. Schrift nicht begründet, bedenklich und verfänglich wären.

In diesem letzteren Sinne sprach sich Melanchthon aufs Unzweideutigste und in einem Tone aus, der bittern Unmuth über die Gegner verrieth. Indem er als Einigungsformel die Worte des Apostels Paulus, daß das Brod die Gemeinschaft des Leibes Christi ist, vorschlägt, erklärt er das Wort Gemeinschaft dahin, daß es nicht heiße: die Natur des Brodes werde verwandelt, wie die Papisten sagen; auch nicht, wie die Bremenser: das Brod sei der wesentliche Leib Christi; auch nicht, wie Heßhusius, der wahre Leib; sondern Gemeinschaft bedeute dasjenige, wodurch die Vereinigung mit dem Leibe Christi zu Stande komme, welche bei dem Genuß sich bilde, und zwar nicht ohne Gedanken, wie wenn Mäuse am Brode nagen. Er eifert auch noch weiter gegen die Papisten und „Ihresgleichen", die aufs Heftigste dafür streiten, daß man sagen solle, der Leib Christi sei auch außer dem Genusse eingeschlossen in die Zeichen des Brodes oder in das Brod u. s. w. und weist mit Namensnennung auf einige Ultralutheraner hin, die in diesem Sinne sich allzuweit verirrten. Auch die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi, worin man eben damals in Würtemberg für die orthodoxe Abendmahlslehre eine neue Stütze zu schaffen meinte, verwirft Melanchthon in aller Form. Die Summe seines Gutachtens aber faßt er dahin zusammen: Ich beharre bei der Ansicht, daß die Streitigkeiten von beiden Seiten zu verhindern und eine einzige Formel zu gebrauchen sei. Wem dieß nicht gefällt und wer so nicht zur Communion kommen will, dem sei es überlassen, sich seines Urtheils zu bedienen, nur daß er keine Spaltung im Volke errege. Eine Synode gottesfürchtiger Männer möge einmal den Streit berathen und entscheiden.[1])

Für den Kurfürsten und die Kirche seines Landes wurde das Gutachten Melanchthons schon dadurch von Bedeutung, daß es die amtlichen Maßregeln billigte, die in Heidelberg bis jetzt getroffen waren. Aber irrig wäre es, wenn wir annehmen wollten, daß Friedrich nun auch den dogmatischen Standpunkt, den jenes Gutachten darlegt, sich blindlings angeeignet hätte. Noch war für ihn die Zeit des Prüfens und des Forschens nicht vorüber, vielmehr vertiefte er sich jetzt erst recht in die confessionellen Fragen und suchte mit einem durch Gebet gekräftigten Geiste selbst die Wahrheit zu finden, voll des Vertrauens, daß er, ob er gleich „ein armer einfältiger Laie", auf den Beistand des heiligen Geistes, wenn er den himmlischen Vater emsig darum bitte, eben so wohl bauen dürfe, als die gelehrtesten Doctoren. An angestrengtem Fleiße bei dem Studium ließ es Friedrich nicht fehlen. Ganze Tage und halbe Nächte brachte er über theologischen Schriften und vor allem über der Bibel zu und der alte Hofmarschall durfte von seinem „gottseligen frommen Herrn" rühmen, daß er Schlaf, Gesundheit und Lebensgenuß sich raube, nur um die Wahrheit erforschen zu können.[2])

In dieser Zeit, jedenfalls bald nach dem Antritt der kurfürstlichen Regierung und dem Ausbruche des kirchlichen Haders werden einige Blätter entstanden sein, die nicht allein unter allem, was wir von Friedrichs Hand besitzen, hervorleuchten, sondern zu den Perlen der religiösen Literatur überhaupt gezählt werden dürfen. Ich meine ein Gebet, ein „Vaterunser für einen Fürsten", das von dem Kurfürsten selbst verfaßt, niedergeschrieben und corrigirt, bisher noch nicht zum Abdrucke gelangt ist.[3])

Wie innig spricht daraus das dankesvolle Bewußtsein der Kindschaft Gottes, wie heilig gilt dem frommen Fürsten das göttliche Wort und wie inbrünstig bittet er den himmlischen Vater, daß er sein heiliges Wort allen Predigern in den

Mund und den h. Geist in's Herz hineingeben möge, auf daß sie nach seiner Unterweisung das Wort der Gnade mit aller Freudigkeit und mit allem treuen Fleiß und Ernst verkündigen, ohne etwas davon und dazu zu thun. Aber so hoch Friedrich auch die Reinheit des Glaubens hält, so tief er Ketzereien, Rotten und Sekten gleich Zank, Hader und Spaltungen verabscheut und das Evangelium lauter und unverfälscht gepredigt haben möchte, so erblickt er das Reich Gottes doch nur da, wo der Reinheit der Lehre auch das Leben der Gläubigen entspricht. Er betet, „daß der h. Geist das gehörte Wort in uns kräftige, thätig und lebendig mache, ja daß er es als den lebendigen Finger Gottes uns in's Herz hineinschreibe, auf daß es in uns viele Frucht bringe, wir im Glauben dadurch gestärkt, am innern neuen Menschen von Tage zu Tage je mehr und mehr zunehmen, alles zu Gottes Lobe und unsres Nächsten Besserung." „Wollest auch mir und den Meinigen Deinen h. Geist nicht entziehen, sondern uns gewaltiglich lassen Beistand thun, daß er mit und bei uns sei, ja daß er in uns lebe, wohne, regiere und alles in uns wirke, und daß er unser rechter Rathgeber sei, wir auch ohne seinen Rath nichts vornehmen, noch viel weniger in Glaubenssachen beginnen, deliberiren oder beschließen." Endlich sei nur noch hingewiesen auf die Demuth, womit er seinen Willen dem Willen Gottes unterwirft, auf das tiefe Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit bei aller Energie des sittlichen Wollens und Handelns und auf die kindlich fromme Bitte um „ein geduldiges, sanftes demüthiges Herz gegen alle Menschen, Freunde wie Feinde, das da geneigt sei Jedermann zu vergeben und mit ihm nach der Liebe zu handeln — und alles in aller Geduld zu ertragen."

Während aber Friedrich mit demüthig betenden Herzen täglich von Neuem den Beistand des heiligen Geistes zur Erfüllung der Pflichten eines christlichen Regenten erfleht und

sich im Angesicht Gottes immer mehr mit den Gesinnungen der Sanftmuth, Liebe und Versöhnlichkeit durchdringt, beginnt der kaum auf den Kanzeln gestillte theologische Hader seine geheimsten weltlichen Räthe zu entzweien. In der Kanzlei oder dem geheimen Staatsrathe tritt der Kanzler Minkwitz, nur von dem Hofrichter von Venningen einigermaßen unterstützt, immer schroffer für das bedrohte Lutherthum auf. Wenn er selbst die gemäßigten Anordnungen, die der Kurfürst zur Beilegung des Streites ergriffen, tadeln zu müssen glaubt, so kann er noch weniger diejenigen schonen, welche strengere Maßregeln gegen Heßhusius und seine Parteigänger befürworteten. An solchen fehlte es nicht. So vertrat Graf Valentin, der Dritte der Erbachischen Brüder, welcher als Burggraf zu Alzei auch zu geheimen Staatsrathssitzungen beigezogen wurde, die Ansicht, daß es sehr von Nöthen sei, „den Prädicanten ein Gebiß anzulegen" und fand Zustimmung bei den Räthen Dr. Heyles und Dr. Heuring, während der Hofmarschall Hans Bleikard Landschad von Steinach nur für vermittelnde Maßregeln stimmte, Dr. Probus aber — von dem jetzt kranken Großhofmeister Eberhard von Erbach und seinem Parteistandpunkt war wiederholt schon die Rede — jene Alle noch an Entschiedenheit überbot. Dabei spielte freilich auch persönliche Feindschaft gegen den herrschsüchtigen und intriganten Kanzler, welcher ihm bei Besetzung des wichtigsten Staatsamts durch Otto Heinrich vorgezogen worden war, eine Rolle, so daß es zwischen beiden in geheimen Rathssitzungen wiederholt zu bissigen Bemerkungen und endlich selbst in Gegenwart des Kurfürsten und seines ältesten Sohnes Ludwig zu heftigen Auftritten kam.

Es handelte sich im Januar 1560 vornehmlich um eine von den Kurfürsten angeordnete Visitation von Kirche und Schule, welche nach Aufhebung des älteren Kirchenraths, dem Heßhusius präsidirt hatte, einer Commission von fünf Männern

übertragen worden war. Die Namen derselben kennen wir nicht genau. Von Theologen war außer dem Hofprediger Diller, wie es scheint, der Professor Boquin darunter, von Nichttheologen vermuthlich die Doctoren Ehem und Erast.[4]) Der Kanzler scheute sich nicht, die Männer, welche der Kurfürst für tauglich befunden, „als mit Secten beladen" privatim und im Rathe zu verdächtigen und den schriftlichen Bericht, den sie erstatteten — wie sehr müssen wir den Verlust desselben beklagen! — in anzüglicher Weise zu tadeln; ja, er verlangte sogar, daß man den Visitatoren ihre Confession abfordere, und ermahnte den Kurfürsten wie die Räthe, daß sie thun mögen, was sie vor Gott und der Welt verantworten können: er selbst werde das Werk hindern, wo und wie er möge. Endlich verfehlte er auch nicht, alle diejenigen des Abfalls von der Augsburgischen Confession zu beschuldigen, die um ein Titelchen von Luthers Abendmahlslehre abwichen. Dafür warf ihm Probus vor, daß er Luther zu einem Abgott mache, und folgenden Tags, daß er den Kurfürsten für einen Calvinisten und Zwinglianer halte. Der Kanzler aber schalt ihn dafür einen Lügner und überhäufte ihn mit noch andern Injurien. Beide drohten, wider einander zu prozessiren.

Der Kurfürst bewies in diesem Falle dieselbe Mäßigung wie bei dem Heßhusischen Handel und begegnete dem Kanzler mit einer Rücksicht, die er nicht verdiente. Er stimmte sogar Anfangs dem Verlangen desselben zu, daß den Beschuldigten, denen er doch die Sanftmuth und Geduld, womit sie des Kanzlers Verdächtigungen trugen, „als die Frucht eines guten Baumes" vor versammeltem Rathe nachrühmte, die Confession abgefordert werde, und kam erst folgenden Tages auf die Gegenvorstellungen der Mehrzahl der Räthe davon zurück. Und als es endlich galt, dem Minckwitz wie Probus für ihr ungehöriges Betragen in Gegenwart ihres Fürsten einen Verweis zu ertheilen, kam nicht der letztere, sondern der Kanzler am

besten davon. Nichts verrieth, daß Friedrich gegen die Lutheraner eingenommen wäre. Innerlich freilich wurde er den Eiferern mehr und mehr entfremdet und die als des Teufels Lüge verdammte Abendmahlslehre fing er an in Schutz zu nehmen. Er that es in vertrauten Gesprächen mit seiner Gemahlin, die ihn einst für Luthers Lehre gewonnen hatte und nun mit immer gesteigerter Sorge die Gefahr erkannte, in der er schwebte.

Maria hatte einen Theil des Winters in Weimar zugebracht, um ihrer Tochter Elisabeth bei der Niederkunft beizustehen; je länger das Ereigniß, wegen dessen man sie gerufen, auf sich warten ließ, um so mehr Gelegenheit war Joh. Friedrich geboten, sie vor dem Calvinismus zu warnen, während der Kurfürst sich nicht allein nach ihrem Umgange, sondern auch nach ihrer Pflege sehnte. Er bedürfe ihrer, schrieb er, da er sich unwohl fühlte und die von fremder Hand bereiteten Speisen ihm nicht mundeten, wohl besser als eines gemeinen Doctors, und wenn er es nicht der geliebten Tochter zu Gefallen thäte, ließe er sie keine Stunde drinnen.

Auch nach ihrer Abreise ließ es der Schwiegersohn an dringenden Ermahnungen nicht fehlen und gern schüttete Maria, die das „gräuliche Wesen" in der Pfalz sich nicht so schlimm gedacht, als sie jetzt nach ihrer Rückkehr es fand, „wo die Prädikanten mit einander hadern", in vertrauten Briefen ihr Herz gegen ihn aus. Von sich selbst hofft sie getrost, durch Gott bei der reinen Lehre, in der sie aufgezogen, erhalten zu werden. Wenn alle seine Prädikanten und Räthe dastünden, versicherte sie dem Gemahle, nachdem sie ihm bei einer Disputation des „Abendmahls halber" ihr Bekenntniß gesagt, so sollten dieselben sie nicht anderst lehren, darauf dächte sie zu sterben; denn sie wüßte aus Gottes Wort zu beweisen, daß sie recht glaubte. Mündlich wünscht sie dem Schwiegersohn alle Punkte anzeigen zu können, die ihr „Schatz" wider sie verficht,

wenn sie miteinander reden des Glaubens halber. „Ich wollte wahrlich gern das Beste dazu helfen reden, wenn es nur helfen will; ich rede so viel darzu, daß ich besorge, ich werde es einmal büßen; aber was Gottes Ehre antrifft, da frage ich nicht nach!"

Maria verkennt freilich auch jetzt nicht, daß das Herz ihres geliebten Gemahls, den der Teufel gern hinterschleichen will, wahrlich gut gegen Gott ist, und sie hofft, daß er um so eher vor Verführung bewahrt bleiben würde, wenn Joh. Friedrich mündlich mit ihm verhandeln könnte. Drum bittet sie, wenn er demnächst nach Speier zum Deputationstage gehe, seinen Weg über Heidelberg zu nehmen und mit dem Kurfürsten zu disputiren. Die bisherigen Ermahnungen des Schwiegersohns hat er gut aufgenommen, auch noch das letzte Schreiben, das er ihm gethan. „Er saget zu mir: ich seh's, daß mein Sohn es treulich mit mir meint und daß er mich lieb hat. So hoffet ich, wenn Euer Liebden einmal bei ihm wäre, Euer Liebden sollt ihm viel Dings ausreden, das er jetzt überredet wird." — „Sie bittet auch den Herzog um Gotteswillen, dazu zu helfen und zu rathen, daß die Fürsten alle möchten zusammen kommen und sich miteinander vergleichen; wenn sie selbst bei einander wären, so würde man bald hören, daß sie (die Pfälzer) nicht recht hätten und sonderlich des Sakraments halben; das werden sie nicht erhalten, wenn man den Worten Christi nachgehen will und nicht eine neue Glosse machen." Endlich bringt Maria in dem merkwürdigen Briefe vom 16. März 1560 noch einen Wunsch zum Ausdruck, der mehr als alles andere beweist, wie sehr die sonst so hell denkende und richtig empfindende Frau in religiösen Vorurtheilen befangen war: sie bittet den Schwiegersohn, wenn er es für gut ansehe, ihren herzlieben Gemahl in das gemeine Landesgebet mit einschließen zu lassen, daß ihn der allmächtige Gott bei der reinen Lehre seines göttlichen Worts erhalten

wolle; „denn das gemeine Gebet gegen Gott thut viel, wo es aus einem rechten Glauben geht.“[5])

Bereitwillig, ja eifrig kam Joh. Friedrich den Wünschen der Schwiegermutter entgegen. Ehe er die Reise nach der Pfalz antreten konnte, ließ er es in Briefen an den Kurfürsten an neuen Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen nicht fehlen. Friedrich nahm sie mit rührender Geduld und nicht ohne warme Worte des Dankes hin. Er wünscht nichts lieberes, als diese wie jede andere ihm bisher von dem Schwiegersohn bewiesene Freundschaft verdienen zu können, es würde ihm eine sonderliche Freude sein. Des Satans listige Tücke, wovor ihn Joh. Friedrich gewarnt, kennt er zum Theil aus eigener Erfahrung. Denn wenn er ihnen hätte nachgeben und Gott und sein göttliches Wort verleugnen wollen, so wäre er nicht so lange in seines seligen Vaters Ungnade gewesen, werde auch nicht so lange in Armuth gelebt haben, sondern wohl bei Kaiser und König zu hohen Diensten gekommen sein, und er kann nicht sagen, in wie viel Wege ihm die Versuchung entgegen getreten ist und noch entgegentritt. „Ich muß aber bekennen und mag meinem lieben Gott darum wohl danken, wie ich auch, ohne Ruhm zu melden, früh und spät thue, daß mich seine Allmacht bis daher väterlich und gnädiglich erhalten und mit seinem guten Geist nicht verlassen hat, der hat mir auch helfen kämpfen; deswegen bitte ich von Herzen, er wolle mir hinfort mit seinem heiligen Geist gegen den bösen Geist beistehen.“ Gern stimmt er auch dem Schwiegersohne darin bei, daß er am ersten nach dem Reiche Gottes zu trachten habe und verpflichtet sei, das Evangelium rein lauter nnd klar predigen zu lassen; demnach bekennt er sich auch schuldig, Ketzereien und Corruptelen, die er in seinem Lande wüßte, abzuschaffen; aber wie bedenklich klang es in rechtgläubigen Ohren, wenn Friedrich nicht ohne Beziehung auf des Herzogs eigene Geistliche fortfuhr:

„Es werden aber dieser Zeit viele Corruptelen von manchen Theologen angezogen und condemnirt; mach mir auch keinen Zweifel, da sie die Gewalt hätten, solche ohne Zweifel auszurotten unterstehen würden: ich wüßte aber nicht, wie sie's zur Zeit der Ernte, das ist am jüngsten Tage, vor dem Hausvater, das ist vor Christo unserm Herrn und Heiland wollten verantworten, dieweil er ihnen als den Knechten laut der Parabel Matthäi 13 geboten und befohlen hat, auf daß sie nicht zugleich den Waizen mit ausraufen, sollen sie's lassen aufwachsen, bis zur Erntezeit. Deswegen habe ich Bedenken, solches für mich selbst zu unterstehen oder vorzunehmen, lasse es aber die obgemeldeten kühnen Helden unterstehen und vornehmen; geräth es ihnen, so dürfen sie den Gewinn mit mir nicht theilen."[6])

Es war hohe Zeit, daß Joh. Friedrich in eigener Person nach Heidelberg kam, um dem verblendeten Schwiegervater die Augen zu öffnen. Er brachte außer dem jüngeren Bruder Joh. Wilhelm, welcher mit Dorothea Susanna, der zweiten Tochter des Kurfürsten verlobt war, die beiden Theologen Joh. Stößel und Maximilian Mörlin mit, welche zwar nicht der ultralutherischen Partei der Flacianer angehörten, aber hinlänglich orthodox und nicht ohne Gelehrsamkeit und Redegewandtheit waren; Johann Stößel namentlich schien geeignet, als Prediger und Disputator in der Pfalz Erfolge zu erzielen.

Der Aufenthalt der sächsischen Herzöge in Heidelberg und dem nahen Speier dauerte länger als sechs Wochen; um so öfter bot sich Gelegenheit, den Kurfürsten und die Seinen zu belehren und zu warnen. Aber nicht in der Stille betrieben die Bekehrer ihr Geschäft, sondern Stößel, am 12. Mai mit Friedrichs Bewilligung zur Predigt zugelassen, schrie von der Kanzel ihn und seine Räthe, die weltlichen wie die geistlichen, als Zwinglianer aus, „die nicht glaubten, daß im Abendmahl des Herrn der wahre und wesentliche Leib und Blut Christi

ausgetheilt werde," und er würde, unbeschadet der Gastfreundschaft, die er am Heidelberger Hofe genoß, seine erbauliche Predigt durch den Druck noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht haben, wenn der Kurfürst sich's nicht verbeten hätte.[7])

Es liegt nahe, daß Friedrich, nachdem er mit seinen Räthen so laut des Abfalls von dem rechten Glauben beschuldigt worden war, um so weniger den Vorschlag ablehnte, die Besten seiner Theologen mit den thüringischen Gottesgelehrten über die streitigen Punkte der Abendmahlslehre disputiren zu lassen. Ein solcher gelehrter Wettkampf zwischen den Vertretern der entgegengesetzten Ansichten stellte ohnedieß über Fragen, die ihn Tag und Nacht beschäftigten, so gründliche Belehrung in Aussicht, daß der Kurfürst auch ohne jenen Zwischenfall die Erlaubniß zu der von den Gegnern längst geplanten Disputation schwerlich versagt haben würde. So begann denn am 3. Juni 1560 in Gegenwart der Fürsten und ihres Hofstaates, der kurfürstlichen Räthe und der gesammten Universität ein theologisches Gespräch, daß unter der aufmerksamsten Theilnahme Friedrichs fünf ganze Tage ausfüllte.[8])

Boquin, der Dekan der Heidelberger theologischen Fakultät, hatte die Vertretung der Lehre übernommen, welche die Thüringer als ketzerisch verurtheilten. Sieben kurze Thesen, die er zu vertheidigen übernahm, formulirten klar und präcis den calvinisch-reformirten Sakramentsbegriff und zwar in wörtlicher Uebereinstimmung mit Sätzen, die schon Klebitz ein Jahr früher aufgestellt hatte. Die wichtigsten Thesen lauten: Die Worte des Stifters „das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird" buchstäblich (simpliciter) zu nehmen, ist nicht zulässig; denn das Abendmahl des Herrn besteht aus zwei Dingen, einem irdischen und einem himmlischen; das irdische ist Brod und Wein, das himmlische die Mittheilung des wahren Leibes und Blutes Christi; das irdische wird mit dem Munde des

Leibes, das himmlische mit dem Munde des Geistes oder mit dem Glauben empfangen.

Indem Boquin seine knappen Sätze gegen die Einwürfe Stößels, neben dem Mörlin ganz in den Hintergrund tritt, vertheidigte, verwahrte er sich ausdrücklich gegen die Anschuldigung, als ob er Brod und Wein des Abendmahls zu leeren Zeichen machen wolle, und Stößel selbst mußte im Verlaufe der Disputation zugeben, daß nach der Meinung seiner Gegner Christi Leib wahrhaftiglich mit dem Brode den Gläubigen dargereicht werde.

Dagegen führen die Thüringer Theologen in 24 Thesen die lutherische Abendmahlslehre in aller Breite und Schärfe zugleich aus und verdammen nicht allein diejenigen, welche in dem Brod und Wein bloße Zeichen und Bilder des abwesenden Leibes und Blutes sehen, sondern auch diejenigen, welche allein die Kraft und Wirkung des Leibes Christi und nicht auch die Substanz und das Wesen desselben setzen. Weiterhin wird bestimmt versichert, daß die Substanz des Leibes und Blutes nicht allein wahrhaft und wirklich gegenwärtig sei, sondern auch mit den Zeichen des Brodes und Weines den Communicanten dargereicht und von ihnen empfangen werde und zwar nicht blos geistlich mit dem Glauben, sondern auch (in Folge der sacramentlichen Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit dem Brod und Wein) leiblich mit dem Munde und dieß nicht allein von Frommen und Würdigen, sondern auch von Gottlosen, Heuchlern und Ungläubigen.

Es kam darauf an. welche Beweise für diese streng lutherische Auffassung beigebracht wurden. Daß sie an sich vernunftgemäßer als die Meinung Calvins wäre, läßt sich ja nicht sagen, und es wurde denn auch von Stößel und Mörlin eben so entschieden wie von Luther selbst der menschlichen Vernunft, welcher zugestandener Maßen jene Lehre vom Abendmahl „ungereimt“ erscheine, alle und jede Fähigkeit, die Ge-

heimnisse des christlichen Glaubens zu erfassen, abgesprochen und als höchste Weisheit eines Christen hingestellt, das Urtheil der Vernunft im Zaume zu halten. Als Hauptbeweis für die lutherische Sakramentslehre mußten auch hier wieder die Einsetzungsworte Christi dienen, die so deutlich und klar wären, daß sie eine andere Erklärung gar nicht zuließen. So hatte ja auch Luther einst zu Marburg mit dem kräftigen Hinweis auf das „dieß ist" Zwingli zum Schweigen zu bringen gesucht. So wenig aber damals der Landgraf Philipp von Hessen durch Luthers Beweisführung überzeugt werden konnte, ebenso wenig Friedrich durch die Beweisführung Stößels und zwar um so minder, als dieser, so viel wir sehen, gerade gegen diejenige Ausführung Boquins, die für den Kurfürsten von entscheidender Bedeutung gewesen sein wird, daß man nämlich die wahre Gegenwart Christi annehmen könne, ohne dabei einen mündlichen Genuß zu lehren oder zu behaupten, daß der Leib in dem Brode oder unter dem Brode enthalten sei, nichts vorzubringen wußte, auf die Frage aber, was denn der mündliche Genuß nütze, nur die Antwort hatte, „daß Christo seine Wahrhaftigkeit nicht geschmälert werde."

Für Boquin suchte einige Male Thomas Erast, welcher von dem Kurfürsten als Theologe und Staatsmann nicht minder denn als Mediciner geschätzt wurde, in die Debatte einzugreifen. Seine scharfen und präcisen Bemerkungen aber scheinen Stößel sehr unbequem gewesen zu sein. „Du bist Mediciner und hast keinen Beruf, hier mit mir zu verhandeln." „Ich bin gleichwohl, erwiederte Erast, ein Christ und wünsche, daß mein Glaube allen bekannt sei." Auch den schlechten Scherz soll sich Stößel erlaubt haben, daß es mit der Sache seiner Gegner gar übel stehen müsse, weil sie der Hülfe eines Arztes bedürfe.

Am wenigsten konnte es wohl auf Friedrich einen guten Eindruck machen, daß die Vorkämpfer des Lutherthums auf

die „Secte der Sakramentirer“ bezüglich der Verwirrung der Kirche und der Beunruhigung der Gewissen Vorwürfe häuften, die eben so ungerecht als leichtfertig waren und nach den Erfahrungen, die der Kurfürst gemacht hatte, mit größerem Rechte den Gegnern zurückgegeben werden konnten.

Mochten daher auch alle diejenigen, welchen Kühnheit in den Behauptungen und Schlachtfertigkeit im Wortgefecht imponirte, den thüringischen Theologen den Preis zuerkennen: ein so nüchterner Mann, wie Friedrich war, welcher durch gewissenhafte und vorurtheilslose Prüfung zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen suchte, ließ sich dadurch nicht blenden.

Man hat im Gegentheil von jeher der Heidelberger Disputation pfälzischerseits die hohe Bedeutung beigelegt, daß sie den Kurfürsten vollständig für die reformirte Doctrin gewonnen hätte. Schon der älteste Darsteller der Kirchengeschichte der Pfalz versichert, Friedrich habe sich dahin ausgesprochen, daß die thüringischen Theologen zwar an Kühnheit und Redefertigkeit, die Seinigen aber in verständiger und gründlicher Vertheidigung der einfachen Wahrheit sich überlegen gezeigt hätten.[9]) Daß dies im Allgemeinen der Eindruck war, den der Kurfürst empfieng, bezweifle ich nicht, aber unrichtig finde ich es, wenn behauptet wird, daß er von nun an die Unhaltbarkeit der Melanchthonischen Basis erkannt habe.[10]) Denn eben die vermittelnde Richtung war es, die Friedrich nach der Disputation noch eben so nachdrücklich wie vorher verfolgte. Schwer genug wurde ihm dies von den Eiferern allerdings gemacht, seitdem durch die Anwesenheit der sächsischen Herzoge und ihrer Theologen, besonders durch die mehrtägige viel besprochene Disputation von neuem Oel ins Feuer gegoßen worden war. Daß schon vor Monaten alles Gezänk auf der Kanzel verboten und als Abendmahlsformel die Worte der Augsburgischen Confession mit Ausschluß aller verfänglichen Ausdrücke vorgeschrieben worden, schien ganz vergessen. Pochend auf den angeblichen Sieg,

hinwies, berechtigt, auf die Beobachtung einer der Augsburgischen Confession gemäßen Formel und die Enthaltung von dogmatischen Zänkereien zu dringen [16]). Ja wer unbefangen den Verlauf der pfälzer Religionsstreitigkeiten prüfte, mußte anerkennen, daß Friedrich von seinen landesherrlichen Rechten den gemäßigtsten und gewissenhaftesten Gebrauch machte, und wie er selbst sich bewußt war, daß er nur Friedensstörer („unruhige Häupter unter den Theologen, die den Heßhusius vertheidigten und seine Sache gut hießen, ihn aber nicht gut sein lassen wollten") beurlaubt habe, so vertheidigte er sich auch im Januar 1561 zu Naumburg vor Fürsten und fürstlichen Gesandten gegen den Vorwurf, rechtgläubige Lutheraner vertrieben zu haben, so glänzend, daß ein ihm persönlich fernstehender lutherischer Berichterstatter bekannte: „Es ist kein Zweifel, da einem andern auch viel geringeren Stande der Augsb. Confession dergleichen Händel von seinen Theologen begegnet, er würde viel ernstlichere Mittel, denn als hie geschehen, an die Hand genommen haben."

Am wenigsten war Friedrich der Mann, welcher Geistliche haben wollte, die auf kurfürstlichen Befehl von einem Standpunkte zum andern übergiengen. Der Stadtpfarrer Pantaleon, welcher aus einem Gesinnungsgenossen des Heßhusius bedenklich rasch zu einem wortreichen, ja begeisterten Vertreter der entgegengesetzten Richtung wurde, verlor ebenfalls seine Stelle [17]).

Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Sturz des Hofpredigers Ottmar Stab, dessen Geschichte uns eine neue Seite des Heidelberger Abendmahlsstreites enthüllt. Bald nach der besprochenen theologischen Disputation nämlich, welche die Gemüther so tief erregte, machten gelehrte Lutheraner den Gefühlen des Aergers und des Hasses gegen die Wortführer und Hauptstützen der Gegenpartei in mancherlei lateinischen und deutschen Versen Luft, die bisweilen witzig, immer aber bos-

: klangen. Da diese nicht uninteressanten Erzeugnisse eines
gereizten Parteigeistes troß bedenklicher Anspielungen auf
)stehende Persönlichkeiten, ja auf den Kurfürsten selbst, nicht
eingehalten, sondern mit einer gewissen Absichtlichkeit ver-
tet wurden, ließ die Regierung nach den Urhebern forschen;
er andern ward ein Professor der Universität, dann ein
hn des genannten Hofpredigers, zuletzt dieser selbst in Unter-
ıung gezogen. Es erwies sich, daß die schlimmsten Verse,
denen z. B. von dem Großhofmeister, dem Grafen von
ıach, gesagt war, daß er den Kurfürsten an der Nase herum-
re, des Hofpredigers Machwerk waren. Kein Wunder, wenn
Pasquillant festgenommen und bald darauf des Landes ver-
sen wurde[18]).

Wir können ahnen, wie peinlich Friedrich durch das Be-
zen eines Hofpredigers, den die Kurfürstin als ihren Seel-
zer verehrte, berührt wurde. Und mußte nicht auch sein
:hältniß zur Gemahlin in bedenklicher Weise getrübt werden?
e schon berichtet, war sie so weit gegangen, den streng
ubigen Schwiegersohn aufzufordern, ihren Gemahl in das
ıeine Landesgebiet einschließen zu lassen, damit ihn Gott
der reinen Lehre erhalte. Erst später, als sie mit dankes-
hem Herzen erfuhr, daß Joh. Friedrich wie sein jüngerer
uder nach ihrem Wunsche zu thun befohlen, erinnerte sie
der allernatürlichsten Rücksichten, die sie dem Gemahle und
rsten schuldete, indem sie bat, ihn doch nicht mit Namen
nennen, wenn in den Kirchen Thüringens für ihn gebetet
rde. In solcher Gemüthsverfassung schreckte die sonst so
:ne und gerade Frau auch vor einer Lüge nicht zurück. Von
iedrich wiederholt gefragt, ob sie über Religionsangelegen-
ten an die Schwiegersöhne geschrieben, antwortete sie, wie
selbst berichtet, mit Nein[19])!

Marie war in Gefahr, ihrem Glaubenseifer die Wahr-
ftigkeit des Herzens und das innige feste Band, das sie mit

Weg eben so besonnen wie beharrlich weiter zu verfolgen. Daß er schon bald nach der Heidelberger Disputation, also noch im Laufe des Jahres 1560 jene Aenderungen im Cultus eingeführt hätte, die der Kirche seines Landes ein streng reformirtes Gepräge gaben, ist nicht richtig [3]). Er hielt vielmehr noch an der Hoffnung fest, daß nach der Entfernung der „unruhigen Köpfe" unter den Theologen der kirchliche Friede auf der Grundlage eines mittleren Lehrtypus gewahrt werden könne. Eine sichere reformirte Ueberzeugung hatte er, wie es scheint, auch für sich selbst noch nicht gewonnen. Denn er fuhr fort, sich über die Abendmahlscontroverse bei Männern der entgegengesetzten Richtung Raths zu erholen und hielt an der Hoffnung fest, daß die Streitigkeiten durch eine Synode gelehrter Männer, zu der Vertreter beider Parteien gezogen würden, entschieden werden möchten [4]).

Am wenigsten aber wollte Friedrich mit der Kirche seines Landes eine Sonderstellung innerhalb des deutschen Protestantismus einnehmen. Er war entschlossen zu bleiben, was er war, ein Stand der Augsburgischen Confession, nicht blos aus Rücksicht auf den Rechtsschutz, den diese allein gewährte, und nicht blos wegen des hohen Werthes, den er auf die kirchliche Gemeinschaft mit dem ganzen protestantischen Deutschland legte, sondern auch weil er sich seiner religiösen Ueberzeugung gemäß als einem Bekenner der in der Augsburgischen Confession enthaltenen Lehre wußte.

Daher stimmte der Pfalzgraf von Herzen zu, als Christof von Würtemberg, mit dem er in Begleitung seines Schwiegersohnes Joh. Friedrich am 29. Juni, also wenige Wochen nach der Heidelberger Disputation in Hilsbach zusammen kam, den Vorschlag machte, daß die Augsburgische Confession, von deren ursprünglichen Unterzeichnern nur noch Philipp von Heßen und Wolfgang von Anhalt am Leben waren, von neuem durch alle evangelischen Stände unterzeichnet werden

möchte. Nachdem alle bisherigen Bemühungen, den Spaltungen innerhalb des Protestantismus zu wehren, sich fruchtlos erwiesen, sah Herzog Christof in der von ihm empfohlenen Maßregel das einzige Mittel, den Gefahren, die der deutsch-evangelischen Welt von innen wie von aussen drohten, vorzubeugen. Denn wenn alle Stände, indem sie die Augsburgische Confession unterschrieben, sich zugleich verpflichteten, an diesem Bekenntniß unverbrüchlich festzuhalten, keine Secten in ihren Landen zu dulden und ihren Theologen Zank und Schmähungen nicht weiter zu gestatten, so wurden dadurch nicht allein die Wunden der Zwietracht geheilt, sondern auch die Einigkeit der Evangelischen vor Kaiser und Reich und gegenüber dem vom Papste geplanten Concile documentirt[5]).

Da auch Johann Friedrich, an dessen hartnäckig schroffer Haltung bisher alle Einigungsversuche gescheitert waren, wenigstens an dem Zelothenthum seiner Flacianer keine rechte Freude mehr hatte und in dem Vorschlage des Würtembergers vielleicht das letzte Mittel sah, seinen Schwiegervater vor dem offenen Uebertritt zum Calvinismus zu bewahren, in unerwarteter Weise sich entgegenkommend zeigte, so konnten alsbald auch in Zweibrücken, Kassel und Dresden die einleitenden Schritte für die beabsichtigte Versammlung der evangelischen Fürsten unternommen werden.

Anfangs fürchtete man bei dem Landgrafen Philipp auf principielle Schwierigkeiten zu stoßen; denn Christof erfuhr zu nicht geringem Schrecken aus sicherer Quelle, daß der ergraute Landgraf nicht mehr so gar an der Augsburgischen Confession zu halten scheine; nämlich derselbe vertheidige den zwinglischen Irrthum frei öffentlich über Tisch und sonst ungescheut vor männiglich mit so verwegenen Reden, „daß einem die Haare gen Berg stehen sollten;" auch hatte er sich in Gegenwart Joh. Friedrichs (der seinen Rückweg nach Weimar über Kassel genommen) vernehmen lassen, die weimarischen

Theologen seien alle Schelm und Bösewicht. Man fürchtete eine schreckliche religiöse Zerrüttung in Hessen[6]). Indeß bewies Philipp der Großmüthige bald, daß er trotz seiner Verachtung gegen die lutherischen Eiferer und seiner Hinneigung zu dem Calvinismus von den Religionsverwandten sich keineswegs zu trennen gedachte; er erklärte sich bereit, die von ihm im Jahre 1530 unterzeichnete Confession noch einmal zu unterschreiben, wie er denn entschlossen sei, bei dem Bekenntniß, zu dem er sich vor dem Kaiser und dem ganzen Reiche bekannt, auch fernerhin zu bleiben.

Größere Schwierigkeiten verursachte der Kurfürst August von Sachsen. Er hatte von Melanchthon in dessen späteren Lebenstagen, so oft es sich um den Plan gehandelt, auf Fürstenversammlungen oder Theologenconventen eine Beilegung der dogmatischen Streitigkeiten zu erzielen, im Hinblick auf die Gefahr einer Verschärfung des Haders nur immer abmahnende Worte vernommen. Außerdem lagen ihm die Gesammtinteressen des Protestantismus wenig am Herzen, er war zufrieden, wenn die Theologen seines Landes sich ruhig verhielten und fortfuhren zu lehren wie Luther und Melanchthon gelehrt hatten. Daß der letztere von Luthers Lehren abgewichen, war ihm unverständlich, und seine geistlichen Rathgeber hatten guten Grund es ihm nicht klar zu machen. Er legte daher den melanchthonischen Formeln der Wittenberger nur einen lutherischen Sinn unter und war überzeugt, daß die fanatischen Jenenser sie mit Unrecht der Irrlehre ziehen. Die letzteren haßte er wie ihren Beschützer, den sächsischen Herzog. So brachte er dem Vorschlage eines Fürstentages Abneigung und Mißtrauen entgegen und erst auf die wiederholte bindende Zusage, daß jede Verdammung ausgeschlossen und von Irrlehren und Sectirereien nicht einmal die Rede sein solle, sagte er seine Betheiligung zu.

Naumburg ward als Ort der Versammlung, als Termin

den 20. Jan. 1561 bestimmt und neben der Unterzeichnung der Augsburgischen Confession eine Verständigung darüber in Aussicht genommen, ob und wie man sich an dem Tridentiner Concil, dessen Wiedereröffnung bevorstand, zu betheiligen und in welcher Weise den evangelischen Glauben einhellig zu vertreten gedenke.

Es war ein Unternehmen von größter Bedeutung. Gelang es, alle evangelischen Fürsten — die Grafen, Herrn und Städte hoffte man nachträglich heran zu ziehen — mit Unterdrückung der erbitterten Lehrstreitigkeiten eng um das gemeinsame Bekenntniß zu schaaren: so waren die Hoffnungen zerstört, die man katholischerseits auf die Zwietracht der Gegner setzte. Dem festgeschlossenen und in sich starken Protestantismus würden voraussichtlich auch die Reste der alten Kirche in Deutschland keinen erfolgreichen Widerstand haben leisten können; denn noch täglich vermehrte sich auch in den Ländern der katholischen Fürsten, der geistlichen wie der weltlichen, die Zahl der Evangelischen, und noch entbehrte der Katholicismus der innern Festigung, die er durch das Tridentiner Concil, und des geistigen Aufschwungs, den er alsbald durch die Jesuiten gewinnen sollte.

Aber konnte der Naumburger Fürstentag statt der Einigung der Evangelischen nicht auch noch größere Spaltung bringen? Die Gefahr lag nahe genug. Denn wollte man, um gegenüber der katholischen Welt die Einheit im Glauben zu documentiren, jene Bekenntnißschrift von Neuem unterzeichnen, welche vor Kaiser und Reich allein den Anspruch auf den Genuß des Religionsfriedens begründete, so ließ sich die Frage nicht umgehen, welche Confession als die ächte zu gelten habe, ob die veränderte und verbesserte, welche jetzt fast allgemein im Gebrauch war, oder eine ältere und womöglich diejenige Redaction, die im Jahr 1530 dem Kaiser Karl V. zu Augsburg übergeben worden war.

Die meisten Fürsten freilich und selbst ihre Theologen waren sich der Aenderungen, welche Melanchthon aus Hinneigung zu reformirten Vorstellungen und aus Unionsabsichten mit der Confession vorsichtig genug vorgenommen hatte, kaum bewußt; nichts desto weniger bildeten die geänderten oder verbesserten Sätze die rechtliche Grundlage des damals vorherrschenden mittleren Lehrtypus. Wurden jene Aenderungen von den evangelischen Ständen ausdrücklich verworfen oder durch die Unterschrift der ursprünglichen Confession auch nur indirect mißbilligt, so konnten, genau genommen, nur noch die strengen Lutheraner als der Augsburgischen Confession verwandt und somit als berechtigte Religionspartei gelten. Jene Frage berührte daher unter den Fürsten keinen andern so nahe wie den Pfalzgrafen Friedrich. Ihm hatte man ja längst von ultralutherischer Seite in Uebereinstimmung mit katholischen Wortführern entgegengehalten, daß die Augsburgische Confession, auf welche die Anhänger Melanchthons sich beriefen, nicht die ächte sei und daß diese nichts wisse von einer Abendmahlslehre, die nicht streng lutherisch wäre. Friedrich hatte diese Einwürfe nicht beachtet. „Daß Ihr eine neue und eine alte Confession meinen wollt, dünkt uns gleichwohl ein Ueberfluß zu sein", hatte er kurz vor seinem Regierungsantritt an Gallus geschrieben. Auch als Heßhusius diese Frage in dem Streite mit Klebitz nachdrücklich in Anregung brachte, erkannte der Kurfürst, wie es scheint, ihre Tragweite noch nicht. Lebhafter aber mußte ihn die Sache beschäftigen, seitdem eine neue Unterzeichnung der Confession in Vorschlag gebracht war.

Zuerst bat Friedrich (14. Oktober), weil ihm weder der älteste Druck noch eine authentische Abschrift zu Gebote stand, den Landgrafen Philipp um Aufschluß über die ursprüngliche Gestalt der Confession[7]). Aber in der hessischen Kanzlei wollte sich wochenlang kein „wahrhaftes geschriebenes Exemplar" finden und Philpp meinte, das ächte Exemplar sei das,

welches Melanchthon „am letzten“ im Druck habe ausgehen lassen. Christof von Würtemberg dagegen, den Friedrich (25. Nov.) mit einem Hinweis auf den Streit über die von einander abweichenden Redactionen ersuchte, den Kurfürsten August um die Mittheilung eines ächten Exemplars aus der kursächsischen Kanzlei für alle nach Naumburg geladenen Fürsten anzugehen, wußte keinen bessern Rath, als sich an den von Melanchthon gleich nach der Uebergabe der Confession besorgten Druck, wovon noch Exemplare genug vorhanden seien, zu halten.

In Ermanglung eines handschriftlichen Originals oder einer gleichzeitigen authentischen Abschrift prüfte Friedrich sorgfältig die gedruckten Exemplare, die ihm zu Gebote standen, und wenn er auch mit Hülfe des ungenügenden Materials noch nicht zu einer klaren Einsicht in den wirklichen Sachverhalt kam, so lernte er doch unter den verschiedenen Redactionen mit Rücksicht auf ihren dogmatischen Inhalt erzählen.

Zunächst mußte ihm bei Art. 10 ein Unterschied in der Ausdrucksweise des lateinischen und des deutschen Textes auffallen. Die deutsche Fassung aber erschien Friedrich sehr bedenklich. Indem er nämlich in der deutschen Confession die Lehre fand, „daß wahrer Leib und Blut Christi unter Gestalt Brods und Weins im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgetheilt und genommen werde“, glaubte er, daß die Worte unter Gestalt Brods und Weins „zu viel papistisch gesetzt“ und daß dadurch „den Papisten die Transsubstantiation eingeräumt werde“. Eher konnte er sich mit dem älteren lateinischen Texte befreunden, indem es hier bloß hieß, daß Christi Leib und Blut wahrhaft gegenwärtig seien und an die Communicanten ausgetheilt werden, während die Gegenlehre verworfen wird. Diese Fassung schien ihm wenigstens insofern unbedenklich, als sie durch die Aenderung vom Jahre 1540 dahin erläutert worden war, daß mit Brod

und Wein Leib und Blut Christi wahrhaft dargeboten werden (ohne Verwerfung derer, die anders lehren)[8]). Auch war dieser verbesserte lateinische Text in dem genannten Jahre auf dem Colloquium zu Worms als die gültige Bekenntnisschrift der evangelischen Stände den kaiserlichen Commissarien übergeben und seitdem auch auf anderen Colloquien und bei öffentlichen Reichshandlungen gebraucht worden.

Aus diesen Gründen erklärte Friedrich den befreundeten Fürsten, nur den lateinischen Text und nicht den deutschen unterzeichnen zu können. Philipp von Hessen, welcher ebenfalls der Meinung war, daß das deutsche Exemplar geradezu die Anerkennung der papistischen Verwandlungslehre ausspräche, stimmte dem Kurfürsten ohne weiteres zu, während Herzog Christof wenigstens bestritt, daß in jenen Worten die katholische Lehre enthalten sein müsse, August von Sachsen aber die Entscheidung der ganzen Frage dem Fürstentage vorbehalten wissen wollte.

In der dritten Woche des Januar trafen die evangelischen Fürsten in stattlicher Zahl aus Süd und Nord zu Naumburg ein; von den größeren fehlte nur der Kurfürst von Brandenburg, welcher sich gleich andern nicht in Person erschienenen durch Gesandte vertreten ließ. Selbst der alte Landgraf von Hessen scheute die Beschwerden der winterlichen Reise nicht; denn er wußte wohl, daß er im Verein der glaubensverwandten Fürsten ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Engherzigkeit Anderer bilden werde.

Die Fürsten erschienen in Begleitung ihrer angesehensten weltlichen Räthe; von Theologen, die den Berathungen fern bleiben sollten, brachten wenigstens einige ihre Hofprediger mit. Nur Joh. Friedrich fand es nöthig, der stattlichen Anzahl weltlicher Räthe, womit er sich umgab, gegen die Vereinbarung mehrere gelehrte Theologen beizufügen. Selbst an fürstlichen Frauen fehlte es nicht ganz.

Auch der Pfalzgraf hatte sich in Gesellschaft seiner Gemahlin auf den Weg gemacht, aber nur um Maria nach Weimar zu der Tochter zu geleiten. Von dort wird er zusammen mit dem Schwiegersohn, welcher bald vor der ganzen Fürstenversammlung als sein schroffster Gegner und als eigentlicher Zerstörer des Einigungswerkes auftreten sollte, nach Naumburg gezogen sein. Daß unter Friedrichs Räthen der Kanzler Minckwitz war, welcher als eifriger Lutheraner mit Joh. Friedrich schon lange in Correspondenz gestanden, konnte nur dazu dienen, dem sächsischen Herzoge über die Heidelberger Ereignisse der letzten Zeit die erwünschte, wenn auch noch so einseitige Auskunft zu geben.

Am 23. Januar fand, nachdem die beiden vorhergehenden Tage vorläufigen Besprechungen gedient hatten, die erste Plenarversammlung statt. Friedrich eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die Hauptgegenstände der Berathung und lenkte sogleich die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage, welche Ausgabe oder welches Exemplar der Confession unterzeichnet werden solle.

Während die Meinung fast aller andern Fürsten und die Instructionen der Gesandten der abwesenden dahin lauteten, daß nur die Confession, wie sie im J. 1530 übergeben worden, von neuem unterschrieben werden dürfe, erklärte Friedrich, daß nach seiner Meinung blos die verbesserte und vervollständigte Ausgabe vom J. 1540 in Betracht kommen könne, da sie seit dem Wormser Tage (1541) die Autorität einer öffentlich anerkannten Bekenntnißschrift aller evangelischen Stände besitze. Im übrigen aber machte er den verständigen Vorschlag, daß man, um die mit der Confession vorgenommenen Aenderungen würdigen zu können, die verschiedenen Redaktionen sorgfältig vergleichen möge. Der Vorschlag wurde angenommen. Am 24. Januar begann die Collation, an der neben dem Herzoge Christof, dem Kanzler Minckwitz, einem kursächsischen und einem

herzoglich sächsischen Rathe Kurfürst Friedrich sich in hervorragender Weise mehrere Sitzungen hindurch betheiligte.

Es mußte sich vor allem darum handeln, den ursprünglichen Text der Confession den späteren Aenderungen gegenüber zu stellen. Aber wie konnte man auf zuverlässige Weise bestimmen, welches der ursprüngliche Text war? Das Original, welches von den protestantischen Fürsten 1530 zu Augsburg dem Kaiser überreicht worden, hatte man nicht, auch nicht gleichzeitige beglaubigte Abschriften. Eine aus Weimar mitgebrachte Copie, auf welche Johann Friedrich und seine Räthe großen Werth legten, erwies sich als wenig brauchbar.

So war man denn auf die ältesten von Melanchthon selbst schon in den Jahren 1530 und 1531 veranstalteten Drucke angewiesen. Unter diesen, hätte man meinen sollen, kam die größere Autorität der ersten Wittenberger Ausgabe (in Quart) zu. Nun mochte man aber bei einer sorgfältigen Vergleichung dieses Drucks mit der Octavausgabe vom J. 1531 die Entdeckung, daß die der Confession beigefügte Apologie im ersten Drucke vom Abendmahl geradezu papistice lehrte, indem sie nicht allein im Allgemeinen die Uebereinstimmung des 10. Artikels der Confession mit der katholischen Doctrin hervorhob, sondern auch die Transsubstantiation ausdrücklich anerkannte. Diese geradezu anstößigen Worte von der Verwandlung des Brodes fanden sich in der melanchthonischen Octavausgabe von 1531 nicht mehr, obwohl der Sinn der verstümmelten Stelle genau genommen derselbe blieb und die Uebereinstimmung der neuen Lehre mit der katholischen nach wie vor zugestanden war[9]).

Diese Entdeckung konnte Keinem wichtiger sein als dem Kurfürsten Friedrich. Hatte er früher schon an den katholisirenden Ausdrücken des deutschen Textes Anstoß genommen, und sich durch die Versicherung, daß kein Lutheraner sie in dem beargwöhnten Sinne fasse, wohl kaum ganz beruhigen lassen,

so sah er jetzt mit Schrecken, daß in der That dieselbe Confession, auf welche man so laut pochte, vom Abendmahl ursprünglich so gut wie katholisch gelehrt hatte. Wie bedeutungsvoll dieß nicht allein für sein Urtheil über die Confession, sondern auch über die Reformatoren und die Reformation werden sollte, wird sich uns noch zeigen.

Vorläufig erreichte Friedrich in Naumburg ohne Mühe so viel, daß auf die Unterzeichnung des ersten Drucks kaum noch gedrungen wurde, indem sich Niemand dem Vorwurfe aussetzen mochte, als ob er es in einer Frage, an der Heil und Seligkeit hing, mit den Katholiken hielte. Es wurde fast einstimmig der Octavausgabe von 1531, die im Uebrigen die ursprüngliche Confession ohne merkliche Aenderungen enthielt, der Vorzug gegeben. Indeß beruhigte sich der Pfalzgraf dabei nicht, sondern kam wiederholt auf seine ursprüngliche Forderung, die Unterzeichnung der verbesserten Confession von 1540 zurück. Während diese allein der vermittelnden melanchthonischen Richtung entsprach und die reformirte Abendmahlslehre zuließ, statt sie zu verdammen, konnte er in der Versammlung geltend machen, daß, wenn man einmal von dem Urtexte oder dem ältesten Drucke abgehen müsse, die von Melanchthon noch bei Lebzeiten Luthers besorgte und in Kirchen und Schulen jetzt fast allgemein gebrauchte verbesserte Ausgabe von 1540 (wiederholt 1542) eine größere Autorität als der Druck von 1521 beanspruchen könne.

Andererseits aber war es gegenüber dem Vorwurfe, daß man von der Augsburgischen Confession abgewichen sei, correcter, wenn man sich mit gemeinsamer Unterschrift zu dem ursprünglichen oder möglichst wenig veränderten Texte öffentlich bekannte. Und noch entscheidender wirkte vielleicht, daß wenigstens einige der versammelten Fürsten und Gesandten jenen Theologen ihr Ohr liehen, welche nur in der ältesten Confession das ächte Lutherthum gewahrt sahen. Daher machte

der Kurfürst August, welcher an sich gegen die Confession von 1540, der ja die kursächsische Kirchenlehre entsprach, nichts einzuwenden hatte, den Vorschlag, man möge zur Unterschrift die Ausgabe von 1531 wählen, in der Vorrede aber auf die von 1540, als eine Erläuterung der ersten, Bezug nehmen. Dieser Vorschlag fand vielfach Beifall und auch Friedrich stimmte, um das Einigungswerk nicht zu hindern, zu, verlangte jedoch, daß in der Vorrede auch der Frankfurter Abschied neben der geänderten Confession als eine für die kirchlichen Verhältnisse noch giltige Norm anerkannt werde, während Joh. Friedrich, hierin mehrfach unterstützt, die schmalkaldischen Artikel als gut lutherische Bekenntnißschrift angezogen wissen wollte. Beide Forderungen stießen auf Widerstand und mußten aufgegeben werden. Dagegen wurde dem Pfalzgrafen Gelegenheit geboten, in der fraglichen Vorrede, deren Abfassung ihm und dem Kurfürsten August übertragen war, seinen Standpunkt vollständig zu wahren.

In dieser vielbesprochenen Urkunde nämlich, der sogenannten Naumburger Präfation, die am 30. Januar der Versammlung zur Berathung und Genehmigung vorgelegt wurde, heißt es u. a., daß zwar die evangelischen Stände, um den Vorwurf zu widerlegen, als seien sie in dem 1530 übergebenen Bekenntniß nicht mehr einig, zum Theil sogar davon abgefallen, den Druck von 1531 unterzeichnet hätten, obwohl derselbe 1540 und 1542 erläutert und vermehrt von neuem herausgegeben und in dieser verbesserten Gestalt bei dem Colloquium zu Worms überreicht worden sei; daß aber ihre Meinung nicht sei, durch Unterzeichnung des ersten Drucks von der erläuterten und vermehrten Confession, die jetzt in den meisten Kirchen und Schulen in Gebrauch sei, mit dem wenigsten abzuweichen. Ferner wird ausdrücklich dagegen Verwahrung eingelegt, daß etwa die Gegner in der Confession und der mit unterzeichneten Apologie das eine und andere im

römischen Sinne, insbesondere zu Gunsten der Transsubstantiation deuten möchten, und endlich noch die Lehre vom Abendmahle durchaus im Melanchthonischem Sinne und zwar mit den Ausdrücken des Frankfurter Recesses vorgetragen.

Aber ließ sich erwarten, daß solche Erklärungen allseitige Zustimmung finden würden? Die strengen Lutheraner hatten den Frankfurter Receß als nicht orthodox verworfen und sollten nun jene zweideutige Abendmahlsformel billigen. Sie hatten wiederholt und mit Nachdruck die Verurtheilung der Sectirereien gefordert und jetzt wurde ihnen die Erklärung zugemuthet, daß in der protestantischen Kirche keine Irrlehren eingerissen; endlich sollten sie mit der unveränderten Confession auch die veränderte, welche die Calvinisten zum Deckmantel nahmen, als gültig anerkennen. Mußten sich dagegen nicht auch diejenigen sträuben, welche, ohne Fanatiker zu sein, nur ihres lutherischen Standpunktes sich klar bewußt waren?

Man hat freilich, was die Frage der Anerkennung der veränderten neben der ungeänderten Confession betrifft, neuerdings wieder mit größter Bestimmtheit behauptet, daß da, wo ein Widerspruch zwischen beiden sich ergebe, nicht die erstere als Auslegung der zweiten gelten könne, indem es den Fürsten, welche ihre Unterschrift gaben, gar nicht in den Sinn gekommen, daß die eine Confession gegen die andere gebraucht werden könne[10]). Aber wenn wir uns auch das theologische Verständniß der fürstlichen Zeitgenossen Friedrichs noch so gering denken wollten: daß in der Abendmahlslehre zwischen beiden Confessionen ein Unterschied bestand, mußte doch wohl in den langen Verhandlungen zu Naumburg mehr als einem klar werden, und eben so wenig konnte ein Denkender verkennen, daß, wenn beide Redactionen Gültigkeit hatten, man diese oder jene für sich in Anspruch nehmen konnte. Nur muß man sich bei dieser Frage immer gegenwärtig halten, daß ja den strengen Lutheranern nicht zugemuthet wurde, etwas

von der in der ursprünglichen Confession enthaltenen Abendmahlslehre preiszugeben, wenn sie daneben die veränderte auch bestehen lassen sollten; sie sollten nur darauf verzichten, diejenigen zu verdammen, welche, mit ihnen in der Hauptsache übereinstimmend, der Melanchthonischen Richtung folgten, die in der veränderten Confession zum Ausdruck kam[11]).

Auch nur so viel Duldung zu üben, war freilich, Dank der gesteigerten theologischen Hetzereien, den Fürsten in der letzten Zeit schwer genug gemacht worden. Die in Naumburg versammelten aber, welche nicht täglich und stündlich bei ihren geistlichen Glaubenswächtern sich Raths erholten, dafür aber unter dem persönlichen Einflusse von Männern wie Friedrich und Philipp standen, und endlich sich der großen Aufgabe bewußt waren, den deutschen Protestantismus Rom gegenüber als einig darzustellen — diese schwangen sich noch einmal zu einer Weitherzigkeit auf, die bei manchen zu der innersten religiösen Ueberzeugung nicht stimmte. Sie wußten, daß es sich um nicht mehr und nicht weniger handelte, als denjenigen nicht von der Augsburgischen Confession auszuschließen, der nicht allen streng lutherischen Anforderungen genügte, und das war der Kurfürst Friedrich.

Selbst der Herzog von Sachsen wurde während der ersten Naumburger Tage von der auf Frieden und Duldung gerichteten Stimmung beherrscht und schien die Hoffnung der Flacianer, daß er auf Verurtheilung aller Irrlehren dringen werde, nicht erfüllen zu wollen. Um so eifriger schürten, trieben und hetzten sie. Eine Eingabe, welche sie an die versammelten Stände richteten, verweist u. A. auf das Wort der Schrift, das das Ausrotten des Unkrauts gebietet; drum sprächen sie mit David: „Lasset euch nur weisen ihr Könige und lasset euch züchtigen, ihr Fürsten auf Erden. Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege.“ Neulich schon hätte sich der Zorn Gottes durch ein großes

Donnerwetter um Weihnachten offenbart und in der Nachbarschaft hätte der Teufel einen Menschen grausam besessen und zerrissen, zur Anzeige, daß jetzt die Leute geistlicher Weise vom Satan besessen seien. Ferner wären Birnen mit Türkenköpfen gewachsen. Dazu hauseten die Moskowiter jetzt unmenschlich in Liefland und die Türken würden der Deutschen Geißeln sein, wo sie die Lehre nicht rein bewahrten und wehrten, daß der Sohn Gottes noch immer in's Angesicht geschlagen werde. — Diese Schrift kam freilich nicht zur Verlesung. Dagegen war der Flacianer Judex mündlich in Naumburg thätig und die Hoftheologen Mörlin und Stößel, die ihren Herzog begleiteten, so wie Chyträus, der geistliche Rathgeber Ulrich's von Mecklenburg arbeiteten in derselben Richtung und erzielten nach einigen Tagen einen kaum noch gehofften Erfolg.

Als die ganze Versammlung am 30. Januar die besprochene Vorrede billigte, erbat sich Joh. Friedrich das Concept derselben zu genauerer Prüfung und erklärte folgenden Tages, unter der Zustimmung des Mecklenburgers, er werde nur dann unterschreiben, wenn alle in die lutherische Kirche eingedrungenen Corruptelen und Secten specificirt und verdammt würden. Dabei wies er nicht undeutlich auf den eigenen Schwiegervater, den Kurfürsten hin. Aber die andern Fürsten, die Gefahr des Conflicts erkennend, machten Gegenvorstellungen und Joh. Friedrich versprach, nach nochmaliger Prüfung seine Ansicht schriftlich darzulegen.

Noch hoffte man, der Herzog werde sich zur Nachgiebigkeit bewegen lassen, wenn Friedrich ihm eine beruhigende Erklärung über seinen Standpunkt in der Abendmahlslehre geben und ihm dadurch den Argwohn nehmen würde, als solle er mit Sectirern gemeinsame Sache machen. Eine ähnliche Erklärung hatten auch die Herzoge Christof von Württemberg und Wolfgang von Zweibrücken, die sich ebenfalls in ihren lutherischen Gewissen beunruhigt über die Hinneigung

Friedrichs zum Calvinismus fühlten, von ihm erbeten und erhalten.

Nun kamen am andern Morgen Abgesandte Joh. Friedrichs zu dem Kurfürsten, um sein Bekenntniß entgegen zu nehmen. Friedrich, durch Wolfgang und Christof schon hierauf vorbereitet, wollte dem Frieden das ihm angesonnene Opfer nicht verweigern und legte seinen Glauben in einer Weise dar, daß Brück, der Kanzler Joh. Friedrichs, gestand, so etwas nicht erwartet zu haben. Gleichwohl glaubte er dem Befehle seines Herrn, der auf die Ueberbringung eines schriftlichen Bekenntnisses des Schwiegervaters lautete, nachkommen zu müssen und trat mit seinem Begehren so ungeziemend auf, daß des Kurfürsten Geduld erschöpft war. „Ob denn der Herzog des Pfalzgrafen Gott oder Herr sei, um gebieterisch Confession von ihm zu fordern? Ob er etwa auch für ihn zum Himmel oder zur Hölle fahren wolle". Er, der Kurfürst, sei es müde, mit seinem Schwiegersohne in weiteren Schriftwechsel sich einzulassen; denn an der Heidelberger Disputation und was darauf gefolgt, habe er genug. Habe doch der Herzog, nicht zufrieden mit der Zwietracht in Kirche und Schule, selbst Personen des Hofs und der Kanzlei, ja sogar die eigene Gemahlin ihm abwendig zu machen gesucht. Auch das bekamen Joh. Friedrichs Räthe zu hören, daß man es in Weimar nöthig gefunden, für eine hohe Person, die im Artikel vom Abendmahle im Irrthum befangen, in der Kirche zu beten — freilich ohne den Namen zu nennen, aber wenn man frage, wer die hohe Person sei, so heiße es: der Pfalzgraf und Kurfürst.

Während sich dies in der Herberge Friedrichs zutrug, wurde von den auf dem Rathhause versammelten Fürsten die Erklärung vernommen, worin der Herzog die Ablehnung der Unterschrift damit motivirte, daß die Irrthümer nicht verworfen, sondern verhehlt und damit der Verstand der A. C. ungewiß gemacht und zu Gunsten der Abgewichenen gedeutet

werden könne; ferner aber auch damit, daß er nicht mit solchen gemeinschaftliche Sache machen könne, von denen männiglich kund, daß sie mehr mit der zwinglischen Meinung als mit dem zehnten Artikel der Confession und Apologie und den Schmalkaldischen Artikeln es hielten und erst in den letzten Wochen treue Diener der Kirche, die sich im Predigen vom Nachtmahl allein nach der Confession gehalten, abgesetzt hätten. Durch seine Theilnahme an der Unterschrift würde er nicht nur dieser Secte Irrthum bestätigen, sondern auch jene Verfolgung treuer Diener billigen.

Die Bitterkeit dieses Angriffs bestärkte den Kurfürsten in dem Entschluß, in der nächsten Hauptsitzung vor Fürsten und Gesandten persönlich sich zu vertheidigen. Dem Schwiegersohne aber ließ er sagen, er möge es nicht unfreundlich aufnehmen, wenn er nothgedrungen das eine oder das andere anzeigen müsse, das ihm nicht lieb sein möchte.

Ehe jedoch diese Sitzung stattfand, reiste Joh. Friedrich am Morgen des 5. Februar plötzlich von Naumburg ab, ungerührt durch die dringenden Vorstellungen der Fürsten, die ihn noch Tags zuvor ersuchten, der protestantischen Sache nicht Schimpf und Nachtheil durch Verweigerung der Unterschrift zu bereiten, auf die Condemnationen, die ja von vornherein ausgeschlossen worden, zu verzichten und damit sich genügen zu lassen, daß der Pfalzgraf sich im Artikel des Nachtmahls zur A. C. und Apologie bekenne und demgemäß in seinen Kirchen und Schulen lehren zu lassen bereit sei. Wenn aber, so lautet die denkwürdigste Stelle der fürstlichen Erinnerung, mit den Condemnationen im Artikel vom Nachtmahl ohne Unterschied verfahren und ein solcher vornehmer Stand ihrer Religion von der A. C. ausgeschlossen werden sollte, so möge er doch bedenken, wie dadurch den ausländischen katholischen Potentaten Ursache gegeben werde zu tirannischer und blutiger Verfolgung der evangelischen Christen, unter dem Schein, als wären sie

von den Ständen der A. C. selbst ausgeschlossen und des Religionsfriedens unfähig geworden[21]). Man sieht, noch betrachteten alle jene Fürsten die Reformirten des Auslandes als ihre Glaubensgenossen und hatten ein Herz für sie.

Die starre Orthodoxie Joh. Friedrichs aber kannte eben so wenig Rücksichten auf die Tausende der Mitchristen als auf einen Schwiegervater, dessen Liebe und Vertrauen er so reichlich genossen. Nur die Höflichkeit hatte er, daß er, nachdem er ohne Abschied in früher Morgenstunde Naumburg verlassen, später durch seine Räthe bei dem Kurfürsten seine Abreise entschuldigen und ihn bitten ließ, nach beendetem Fürstentage wieder seinen Weg über Weimar zu der Gemahlin und Tochter zu nehmen, „da wollten sie sich weiter freundlich mit einander unterreden und wiederum ergötzen."

Friedrich lehnte dieß nicht ab, wenn es die Gelegenheit mit sich bringe, ließ aber sogleich seine Gemahlin aus Weimar kommen und gewiß nicht allein deshalb, daß die Mutter und die Gattin des Kurfürsten August ihre Bekanntschaft erneuten: man glaubte allgemein, Friedrich werde Weimar nicht wieder berühren.

Am Nachmittage aber hielt er vor der Versammlung sowohl über sein Bekenntniß als über die Vorgänge, die zur Entlassung der Geistlichen geführt hatten, einen weitläufigen Vortrag. Der Inhalt dieser Rede ist uns leider nicht überliefert. Wohl aber wissen wir von dem tiefen Eindruck, den sie bei den Hörern hervorrief. Man bewunderte die Langmuth und Milde, die Friedrich in den kirchlichen Händeln bewiesen, und das Bekenntniß seines Glaubens stellte selbst die Meisten von denen zufrieden, die mit wenig verhehltem Mißtrauen auf ihn blickten. Nur ein paar der anwesenden Fürsten und fürstlichen Gesandten versagten noch die Unterschrift.

Friedrich schien über das strenge Lutherthum gesiegt zu haben. In Wahrheit hatte er das, wie die nächsten Monate

lehrten, nicht, indem die Fürsten, die ihn zu Naumburg umgaben, fast alle das Bekenntniß Johann Friedrichs als das ihrige ansehen lernten; aber einen bedeutenden Erfolg hatte er doch erzielt: er hatte verhütet, daß alle diejenigen, welche in der Abendmahlslehre nicht die streng lutherische Auffassung theilten, von der Augsburgischen Confession ausgeschlossen und somit als des Religionsfriedens unfähig verurtheilt wurden. Dadurch aber war nicht allein für die weitere Entwicklung der pfälzer Kirche Raum gewonnen, sondern auch die Glaubensgemeinschaft der deutschen Protestanten mit den Evangelischen des Auslandes vorläufig gewahrt.

Eben das letztere sollte zu Naumburg noch besonders zu einem öffentlichen Ausdruck kommen. Die Versammlung entsprach nämlich ohne Bedenken der Bitte der französischen Reformirten sich für sie als Glieder ihrer Kirche bei der Regierung Frankreichs zu verwenden. Ein Schreiben an König Karl IX. ermahnte ihn zur Milde gegen die blutig verfolgten Hugenotten wenigstens so lange, bis der kirchliche Zwiespalt der christlichen Welt durch ein allgemeines Concil beigelegt sein werde, und ein anderes den König von Navarre zu standhaftem Ausharren in der Vertheigung des evangelischen Glaubens. Der Königin Elisabeth von England aber dankte die Versammlung in warmen Worten, daß sie mit den protestantischen Ständen Deutschlands gemeinsame Sache gegenüber dem päpstlichen Concil machen wollte, und theilte ihr bereitwillig alles mit, was in dieser Beziehung zu Naumburg verhandelt und beschlossen wurde.

Pius IV. nämlich, welcher sich entschlossen hatte, das zu Trient vor einem Jahrzehnt vertagte Concil von neuem zu berufen, hatte zwei Nuntien nach Deutschland gesandt, um die protestantischen Stände zur Beschickung des Concils zu bewegen. Auf den Rath Ferdinands kamen sie nach Naumburg in Begleitung zweier kaiserlicher Gesandten, die ihr Gesuch nach

Kräften unterstützen sollten. Den Bevollmächtigten des Kaisers begegneten die versammelten Fürsten mit aller geziemenden Ehrerbietung, und wenn sie auch kein Hehl daraus machten, daß das Concil, dessen Beschickung ihnen zugemuthet wurde, den Bedingungen nicht entspreche, unter denen sie dasselbe annehmen könnten, indem es weder ein freies sei, wo Gottes Wort allein Richter wäre, noch in Deutschland gehalten werde und den Ständen der Augsburgischen Confession Stimmrecht gewähre: so sagten sie doch zu, über ein so wichtiges Werk noch weiter und mit Zuziehung derer, die in Naumburg nicht erschienen oder nicht vertreten seien, zu verhandeln und zu beschließen. Im Uebrigen sprachen sie das Vertrauen aus, daß der Kaiser weder unter dem Scheine des prätendirten Concils noch in anderm Wege etwas gegen die Stände der A. C. und wider den Religionsfrieden zu unternehmen gestatten werde.

Dagegen gelangten die päpstlichen Nuntien nur mit Mühe dahin, gehört zu werden; sie für sich zu empfangen, hatte Friedrich wie Kurfürst August sich geweigert. In der Versammlung, zu der sie endlich Zutritt erhielten, wurden sie zwar höflich behandelt, die Briefe aber, die sie für die einzelnen Fürsten im Namen des Papstes überbrachten, schickte man ihnen in die Herberge zurück, nachdem man in der Aufschrift die üblichen Anfangsworte „unserm geliebten Sohne" bemerkt hatte; da man den Papst nicht als geistlichen Vater betrachtete, wollte man sich auch nicht als geliebte Söhne anreden lassen. Die Einladung zum Concil aber, das zu berufen dem Papste gar nicht zustehe, wies man mit aller Schärfe zurück und fand es seltsam, daß er sich zum Schiedsrichter aufwerfe, da er doch der Urheber aller Streitigkeiten sei. Es half Commendone, welcher das Wort führte, auch nicht, daß er die Zersplitterung der Evangelischen in zahllosen Secten als Strafe für den Abfall von der Kirche hinstellte. „Luther, den sie für den andern Apostel Paulus hielten, hätte sich, führte er aus,

fast alle Jahre in seinen Meinungen und Lehren geändert und seine Nachfolger hätten alles nach ihrem Eigensinn gedeutet. Was gäbe es nicht unter ihnen in Glaubenssachen für verschiedene Parteien! Melanchthon, Oekolampadius, Zwingli und andere hätten ihre Secten. Wie hätte Calvin sich nicht verstärkt. Viele andere wären weder mit diesem noch mit Luther einig. Keine Stadt, kein Dorf, kein Haus in Deutschland wäre in der Religion einerlei Meinung. Die Frauen disputirten mit ihren Männern und die Kinder mit ihren Eltern und ein Jeder meinte, er hätte den rechten Glauben und Verstand der Schrift. In Gesellschaften und auf Gastereien disputirte man von Religionssachen und ein Jeder wolle das Ansehen eines Beförderers der Reformation haben. Selbst zu Naumburg koste es ihnen viele Mühe, die Leute von ihrer Einigkeit zu überreden. Der Zwiespalt ihrer Theologen sollte sie wieder zur einfältigen Wahrheit zurückführen[13])."

Dem gegenüber konnten die Fürsten darauf hinweisen, daß sie sich insgesammt zur Augsburgischen Confession bekannten. Denn auch die Absonderung Joh. Friedrichs von der gemeinsamen Unterzeichnung der Bekenntnißschrift, so sehr man auch katholischerseits darüber jubeln mochte, hatte die Bedeutung nicht, daß der Herzog den schroffen Gegensatz, worin sich alle Protestanten gegen Rom fühlen, etwa minder scharf empfunden hätte. Als Commendone noch von Naumburg aus, das Joh. Friedrich zwei Tage vor der öffentlichen Audienz der päpstlichen Gesandtschaft verlassen hatte, in Weimar fragen ließ, ob er dorthin kommen dürfe, um die Botschaft des Papstes auszurichten, ward er nicht einmal einer directen Antwort gewürdigt, sondern auf einem Umwege wurde ihm bedeutet, daß der Herzog weniger als nichts mit dem römischen Bischofe zu verhandeln habe[14]).

Wie viel größer würde die Genugthuung der päpstlichen Gesandten gewesen sein, wenn unter der Führung Joh. Frie-

drichs zu Naumburg die Anhänger der Melanchthonischen Richtung verdammt uud damit auch die äußerliche Einheit der Evangelischen zerrissen worden wäre! Daß diese trotz allen religiösen Haders noch fortbestand, erkannte auch Commendone in seinem Bericht ausdrücklich an; denn gerade jene Einheit machte nach des Legaten Zeugniß die protestantischen Reichsstände so angesehen und den Katholiken so gefürchtet.

Rom und dem Concil gegenüber hielten die Protestanten auch in der Folgezeit noch fest zusammen. Wie zu Naumburg vereinbart worden, traten ein viertel Jahr später zu Erfurt die bevollmächtigten Räthe der drei evangelischen Kurfürsten, des Landgrafen von Hessen und der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, Württemberg und Pommern im Namen aller confessionsverwandten Fürsten zu einer Conferenz zusammen, um die Berathung über den Besuch oder die Zurückweisung des Concils fortzusetzen. Man entwarf unter der thätigen Theilnahme des pfälzischen Rathes Dr. Ehem, welcher den Vorsitz führte, eine Adresse an den Kaiser, worin die evangelischen Stände erklärten, weshalb sie die Tridentiner Versammlung nicht anerkennen und beschicken könnten, und zugleich das Reichsoberhaupt um die Veranstaltung eines freien, gemeinen und unverdächtigen Concils in deutscher Nation, sowie um Schutz in dem Genuß des unverbrüchlichen Religions- und Landfriedens ersuchten. Auch eine ausführliche für Trient und die Oeffentlichkeit bestimmte Denkschrift ward berathen und endlich beschlossen, die Regierungen von Dänemark und Schweden, England und Schottland zu gleichem Verhalten gegenüber dem Concil einzuladen.

Bis man sich über die Ausführung dieser Beschlüsse einigte, vergingen freilich Jahr und Tag, Dank der mancherlei Einwände und Bedenken, die gegen die Adresse an den Kaiser, sowie gegen die Concilsschrift erhoben wurden. Aber endlich kam man doch im September des Jahres 1562 auf einer

neuen Conferenz zu Fulda so weit, daß man sich über die definitive Fassung der zu Erfurt entworfenen Schriften einigte, und für diesmal war es sogar der Weimarische Gesandte, welcher entgegen der Engherzigkeit der Fürsten von Zweibrücken und Würtemberg und im schroffen Gegensatze gegen das bisherige Verhalten Joh. Friedrichs selber, eine wiederholte Erörterung der streitigen Abendmahlslehre verhüten half, indem er geltend machte, daß es hier vor allem darauf ankomme, dem „gottlosen" Concil entgegen zu treten. Kurfürst Friedrich aber, dessen Rath Zuleger in Fulda den Vorsitz führte, setzte es durch, daß man nicht die Concilsschrift der Tridentiner Versammlung durch eine feierliche Gesandtschaft zustellte, die den Verdacht erwecken könnte, als wollte man dort wie vor einem ordentlichen Richter erscheinen, sondern vielmehr beschloß, sie nur dem Kaiser zu überreichen und durch den Druck zu veröffentlichen. Wie Friedrich hier den Gegensatz gegen Rom am entschiedensten vertrat, so hatte er auch mit Erfolg schon früher dagegen gekämpft, daß man sich herbeiließe, dem Concil eine Confession vorzulegen, die dem gottlosen Papst zu Spott und Mißbrauch dienen könnte; er fand es der Schrift zuwider, daß man die „köstlichen Perlen vor die Schweine werfe" [15]).

Dieses selbstbewußte und einhellige Auftreten der protestantischen Fürsten gegenüber der katholischen Welt würde von größerer Wirkung gewesen sein, wenn es gelungen wäre, alle evangelischen Stände für den Beitritt zu der in Naumburg bewerkstelligten Unterzeichnung der Augsburgischen Confession zu gewinnen. An eifrigen Bemühungen ließ man es nicht fehlen. Um den starren Sinn Johann Friedrichs zu beugen, war ihm eine Gesandtschaft der Fürsten von Naumburg nach Weimar nachgeeilt, ohne freilich durch ihre dringenden Vorstellungen etwas anderes zu erreichen, als daß der Herzog seine Weigerung noch bestimmter begründete. Er verlangte außer der streng lutherischen Fassung der Lehre vom Abend-

mahl in der Vorrede zu der Confession und außer der ausdrücklichen Beziehung auf die Schmalkaldischen Artikel solche Zusätze, welche jeden Zweifel ausschlossen, als ob die geänderte Confession vom Jahre 1540 der ungeänderten entgegengesetzt oder im Melanchthonischen Sinne ausgelegt werden könnte [16]).

So gering demnach die Hoffnung war, das Einigungswerk zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, so suchte man doch im Süden wie im Norden Deutschlands auch die in Naumburg nicht vertretenen Stände heranzuziehen. In Oberdeutschland übernahmen es die Herzoge Christof und Wolfgang, bei Grafen und Herrn sowie in den Reichsstädten Unterschriften zu sammeln, in Niederdeutschland Kurfürst August. Aber wenn schon in Süddeutschland einzelne Städte, und darunter die angesehensten, entweder gar nicht oder nur unter ausdrücklicher Wahrung ihres streng lutherischen Standpunktes beitraten, so konnte man noch weniger von den norddeutschen Fürsten und Städten hoffen. Ein niedersächsischer Kreistag, der gleichzeitig mit der Naumburger Versammlung in Braunschweig abgehalten wurde, zeigte, wie weit man dort von jedem Paktiren mit einer vermittelnden Richtung entfernt war. Hardenberg, der langjährige Prediger an der Domkirche in Bremen, ein vertrauter Freund Melanchthons und der Schweizer, wurde unter der Beihülfe des Heßhusius, welcher in Bremen Aufnahme gefunden, wegen seiner calvinischen Auffassung des Abendmahls als Sakramentirer verurtheilt und mußte innerhalb 14 Tagen den niederdeutschen Kreis räumen; Hardenbergs Gegner deducirten ausdrücklich, daß der Artikel 10 der Augsburger Confession in keinem andern als dem exclusiv lutherischen Sinn gedeutet werden könne und dürfe [17]). Und wie tief die niedersächsischen Theologen das Naumburger Einigungswerk verabscheuten, lehrten die scharfen Beschlüsse, die sie einige Monate später zu Lüneburg faßten. Aber auch die Pommer'schen Geistlichen, deren Herzoge zu Naumburg ihre Unterschrift nicht

verweigert hatten, fanden, daß die vereinbarte Vorrede zu der Confession mit ihren allgemeinen Redensarten den Irrthümern Calvins und anderer Sakramentirer in bedenklichster Weise Raum gewährte.

Ließ sich erwarten, daß die Fürsten in diesem Falle der Warnungen ihrer Gewissensräthe spotten oder durch das Toben auf Kanzeln und Kathedern wider das neue samaritanische Interim nicht an dem eigenen Werke irre gemacht werden würden? Der Kurfürst von Brandenburg Joachim II. und sein Bruder Markgraf Hans, deren Räthe in Naumburg mit unterzeichnet hatten, waren die ersten, welche fanden, daß Johann Friedrichs Abendmahlslehre ganz ihrer eigenen Ueberzeugung entsprach. Daher verlangten sie, um das eigene Gewissen von jedem Vorwurfe zu sichern, Nachgiebigkeit gegen den sächsischen Herzog.

Ueberraschender könnte es erscheinen, daß selbst Kurfürst August es nicht allein räthlich, sondern mit seinem zu Naumburg vertretenen Standpunkte auch verträglich fand, wenigstens in der Abendmahlslehre dem Weimaranern jede Forderung zu Gunsten des strengen Lutherthums zu gewähren, wenn man nicht wüßte, daß seine religiöse Haltung vorzugsweise von äußern Rücksichten bestimmt wurde. Allerdings fühlte auch er sich als Lutheraner und verband mit den Melanchthonischen Redewendungen kursächsischer Bekenntnißschriften für seine Person keinen andern als lutherischen Sinn; aber dogmatische Distinctionen bereiteten ihm keine Scrupeln; er konnte auch mit der reformirten Richtung sich abfinden, wenn die Politik es forderte und kein offener Gegensatz gegen das Lutherthum zu Tage trat. Bis zum Naumburger Tage folgte er der vorherrschenden Melanchthonischen Strömung; so bald er sah, daß die bisher von ihm unterschätzte entgegengesetzte Richtung die Oberhand gewann, rechnete er mit ihr [18]). In schlimme Bedrängniß geriethen freilich seine von Paul Eber geführten Witten-

berger Theologen, welche, von ihrem Landesherrn zu einer Erklärung nach der andern gedrängt und von den argwöhnischen Würtembergern und andern Lutheranern scharf censirt, weder ganz die eigene Meinung verrathen, noch auch offen zu bekennen wagten, daß des heimgegangenen Melanchthons Abendmahlslehre nicht die Luthers sei.

Ohne in Widerspruch mit der Herzensmeinung ihrer Theologen und der eigenen zur Klarheit entwickelten Ueberzeugung zu kommen, konnten die Herzoge Christof und Wolfgang dem Vorschlage des Kurfürsten August beitreten, daß man Joh. Friedrich und allen, die ihm anhingen, zu Liebe sich nachträglich über die Abendmahlslehre in streng lutherischem Sinne erklären möge. Nur die Sorge, durch Veränderung des in Naumburg Vereinbarten das ganze Einigungswerk, das wenigstens auf süddeutschem Boden einen tröstlichen Fortgang nahm, zu zerstören, machte den Herzog von Würtemberg gegen den Plan bedenklich und zwar um so mehr, als der Kurfürst Friedrich jede Verhandlung über eine Modification der Naumburger Beschlüsse entschieden zurückwies. Da sich Christof jedoch überzeugte, daß auf anderem Wege nicht vorwärts zu kommen war, so erklärte auch er sich einverstanden, der Naumburger Akte eine streng lutherische Formel vom Abendmahl anzuhängen. Noch war er über die Fortschritte, welche die reformirte Gesinnung Friedrichs nach dem Naumburger Fürstentage gemacht hatte, so wenig unterrichtet und hatte dagegen von der Friedensliebe des Pfälzers eine so hohe Meinung, daß er mit neuen Vorstellungen in Heidelberg nicht auf unbesiegbaren Widerstand zu stoßen meinte. Dieselbe Hoffnung hegte auch der Kurfürst August, wenn er gleich nicht so verständnißlos und naiv war zu glauben, daß, wie er in einem Briefe gegen Friedrich sich äußerte, die neue Erklärung vom Abendmahl in vollster Uebereinstimmung mit der in Naumburg vereinbarten Formel stünde und nur deutlicher

ausspräche, was sie alle gemeint hätten. Daß dem mit nichten so war, hätte auch einem Schwachsinnigen nach all den Verhandlungen der letzten Monate klar werden müssen. Daher hatte auch Kurfürst August, als er jene heuchlerischen Vorstellungen an Friedrich richtete, schon ausgesprochener Massen den Fall ins Auge gefaßt, daß man von dem Pfalzgrafen sich absondern werde, wenn er diesen Fall auch nicht so leicht nahm, wie der Kurfürst von Brandenburg, welcher von Anfang an der Meinung war, daß man um den Preis der Wahrung der Rechtgläubigkeit den Pfälzer fahren lassen dürfe.

Eine Zeit lang schien es in der That so, als ob das mit so vielen Hoffnungen begonnene Naumburger Friedenswerk mit dem kläglichen Resultat der offenen Ausschließung Friedrichs endigen könnte. Gelang es doch sogar, den alten Landgrafen von Hessen in soferne von seiner Seite zu ziehen, als auch dieser sich die nachträgliche Erklärung des Abendmahlsartikels gefallen ließ. Es sah fast wie eine Bekehrung des ergrauten Freundes der Schweizer Reformatoren aus. Zu Naumburg hatte er sich noch den Dank Bullingers dafür verdient, daß er nicht in die Verdammung der Zwinglianer gewilligt, und noch später verbreitete er streng reformirte Schriften, die ihm aus der Schweiz zugingen, so daß Herzog Christof ihm nicht genug die Lectüre des Büchleins Luthers, „daß die Worte: dies ist mein Leib, noch fest stehen“ empfehlen und die zeitlichen wie ewigen Gefahren, welche den Abfall von der Augsburgischen Confession mit sich bringen werde, vorführen konnte.

Auch Kurfürst August hatte nicht versäumt, ihm vorzustellen, daß er, wenn er in Kirche und Schule die Lehre der Schweizer öffentlich dulde und verfechte, sich ausserhalb des Religionsfriedens setzen werde. Das alles machte freilich den Landgrafen Friedrich nicht so leicht an der Ueberzeugung irre,

daß die Lehre Calvins nicht so unchristlich sei und man ihn wie Andere nicht verdammen dürfe, ohne ihn gehört zu haben. Als aber die angesehensten Theologen Hessens in einem ausführlichen Gutachten die Ansicht begründeten, daß die Abendmahlserklärung, die man Joh. Friedrich zu Liebe abgeben wolle, der biblischen Wahrheit nicht widerspreche, wurde auch Philipp bewogen, seinen Widerstand aufzugeben.

Schon hofften die vermittelnden Fürsten, daß es dem Einfluße des neugewonnenen Landgrafen gelingen werde, auch den Kurfürsten Friedrich umzustimmen und so das mühselige Werk der Einigung zu vollenden. Sie sahen sich bitter enttäuscht. Wenn Johann Friedrich trotz aller Nachgiebigkeit, die man ihm durch die Abendmahlserklärung bewies, nicht bewogen werden konnte, der Naumburger Akte beizutreten, vielmehr auf der Erfüllung aller von ihm gestellten Bedingungen beharrte, so zeigte sich der Pfalzgraf Friedrich ebenso entschlossen, sich in keine weitere Erklärung, als sie in dem Frankfurter Abschiede und in den Naumburger Beschlüssen vorliege, einzulassen, weil dadurch nur eine weitere Trennung und Entfremdung unter den Fürsten und unnöthiges Gezänk unter den unruhigen Theologen entstehen könne. Er hatte die Unvereinbarkeit der Gegensätze erkannt und ging entschlossen seines eigenen Weges.

Sechstes Kapitel.

Wie Friedrich ein Anhänger der reformirten Kirche wurde.

Von dem Naumburger Fürstentage war Friedrich mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß die Augsburger Confession in ihrer ursprünglichen Gestalt vom Abendmahl des Herrn „papistisch" lehrte. Dadurch wurde die Autorität, welche man für jene Bekenntnißschrift in Anspruch nahm, in seinen Augen für immer erschüttert und noch entschiedener als früher sah er sich auf die h. Schrift als die einzige untrügliche Norm des Glaubens hingewiesen. Zwar hörte der Kurfürst deshalb nicht auf, sich als einen Bekenner der A. C. in dem Sinn, wie er sich zu Naumburg erklärt, zu betrachten, und häufig genug hob er Widersachern gegenüber seine Uebereinstimmung mit derselben hervor, jedoch gern mit dem ausgesprochenen Vorbehalte, daß sie nichts lehre, was nicht mit Gottes Wort übereinstimme. Dieses Verharren bei der höchsten Autorität der h. Schrift war freilich nicht unlutherisch, es entsprach vielmehr vollständig dem eigenen Standpunkte des Reformators, aber es entsprach mit nichten der nach Luthers Tode um die Herrschaft ringenden Orthodoxie, für welche seine Aussprüche die unwandelbare Norm wurden. Wer dem gegenüber an das Wort der Schrift sich hielt, stellte sich auf den ächt reformirten Standpunkt.

Die Entdeckung aber, daß die Augsburger Confession

in dem viel bestrittenen Artikel ursprünglich mit der katholischen Lehre sich so nahe berührte, hatte für den Kurfürsten noch eine weitere Bedeutung. Sie bewies ihm, daß die großen Reformatoren, Melanchthon nicht minder als Luther, nur allmälig zur Erkenntniß der Wahrheit vorgedrungen und selbst dann noch in Irrthümern befangen waren, als sie das Evangelium schon in seiner Reinheit hergestellt zu haben glaubten. Aber während Melanchthon in Beziehung auf das Abendmahl die aus dem Katholicismus herrührenden Vorstellungen im Laufe der Zeit überwand, verweigerte Luther weiter gehenden Meinungen jede ernste Concession und kehrte trotz der Versuche der Einigung mit den oberdeutschen Reformatoren seinen früheren Standpunkt immer wieder mit aller Schärfe hervor. Und womit wurde die Richtigkeit der streng lutherischen Auffassung und der Irrthum der Gegner erwiesen? Man hielt dem Kurfürsten wiederholt das „kurze Bekenntniß vom h. Sakrament“ aus dem J. 1544 entgegen. War dieß doch für Luthers Schüler die bequemste Waffe, um wider die Sakramentsschänder zu kämpfen.

Aber keine Schrift des Reformators konnte weniger geeignet sein, auf Friedrich einen günstigen Eindruck hervorzubringen, als eben diese. „Ich befinde“, schrieb er dem sächsischen Herzog wenige Wochen nach dem Naumburger Fürstentage — er hatte trotz des scharfen Conflicts über Weimar seinen Rückweg genommen und mit dem Schwiegersohne sich versöhnt —, „ich befinde wenig darin, das zur Bauung der Kirche Christi dienlich, sondern schilt Luther darin auf die falschen Lehrer und Zwinglianer, warnet auch vor denselben, das ist nun nicht unrecht. Aber daß er die Leute beschuldigt und schreibt arges von ihnen, setzt doch, er habs vom Hörensagen, und meldet doch nirgends auch nicht, wie, wo und wann einer oder der andere falsch gelehrt habe, — solches kann ich nicht loben.“ „Jenes soll und muß man glauben, als ob's

ein Evangelium wäre, wenn es Dr. Luther geschrieben hat" [1]).

Daß auch Luther irren konnte und vielfach geirrt hat, davon überzeugte sich Friedrich immer mehr, je sorgfältiger er seine Schriften studirte. Er sah insbesondere, wie Luther noch Jahre lang, nachdem er das Evangelium zu predigen angefangen, in papistischen und mönchischen Vorstellungen befangen war, und kam zu der Ueberzeugung, daß in der streng lutherischen Abendmahlslehre immer ein Stück Papismus stecken geblieben sei.

Wiederholt hat sich der Kurfürst in dieser Richtung ausgesprochen, und namentlich in einem ausführlichen Briefe vom 15. Februar 1565 über Irrthümer und Widersprüche in Luthers Schriften sich mit der Sachkenntniß eines gelehrten Theologen verbreitet [2]). Indem er aber die Irrthumslosigkeit Luthers bestreitet und nicht einen „dritten Elias" aus ihm gemacht wissen will, verschließt er sein Auge nicht vor der wahren Größe des „gottseligen" Mannes, der bei der Kirche Christi viel und großes gethan. Nicht rügen will er die Irrthümer, noch weniger „den lieben und werthen Mann, das treffliche Werkzeug Gottes und seine Lehre (die in Gottes Wort gegründet) verkleinern, sondern allein Ursache anzeigen, warum er nicht einen Engel oder einen neuen Propheten und Apostel aus ihm machen kann, dem ohne Zeugniß des vorgeschriebenen Worts Gottes etwas wäre zu glauben und der unter das Gold und Edelgestein nicht auch etwas von Holz und Stroh mit unterbauen konnte. Und wie er denn viel Stück in der Lehre selbst retractirt und gebessert, so hat er je können irren, auch nachdem er das Papstthum zu stürmen und das Evangelium zu predigen hat angefangen, und nicht bald in allen Stücken auf einmal die Wahrheit ersehen, sondern Gott hat ihm die Augen je mehr und mehr aufgethan. Und weil er auch mit solchen groben und öffentlichen papistischen Stücken

sich etliche Jahre getragen und erst eins nach dem andern abgelegt hat, ist sich um so viel weniger zu verwundern, daß die leibliche Gegenwärtigkeit Christi an ihm ist kleben geblieben, welche die Grundfeste des ganzen Papstthums und so tief in die Herzen eingewurzelt war. Hoffe also genugsam erwiesen zu haben, daß Dr. Luther selig sowohl als andere Menschen habe irren können und auch geirrt habe."

Indem aber Friedrich von einer Autorität sich lossagte, welche die Geister der Mehrzahl der Deutschen beherrschte, war er weit entfernt, Calvin an die Stelle Luthers setzen zu wollen. Er selbst hat denen, welche ihn des Calvinismus beschuldigten, immer entgegen gehalten, daß er Calvins wie Zwinglis Schriften nicht gelesen. Diese Thatsache wird überraschend erscheinen. Denn mochte auch der Kurfürst, so lange das Vorurtheil anhielt, das ihm gegen Calvin wie einen Sectire eingepflanzt worden, vor seinen Schriften sich scheuen, so hätte man doch bei dem Eifer und der Objectivität, womit er über die schwebenden Streitfragen sich zu unterrichten bemühte, erwarten sollen, daß er sich einem Studium der verpönten Werke auf die Dauer nicht entzog. Was ihn davon abhielt, kann wohl nur der Umstand gewesen sein, daß er viel zu hohen Werth darauf legte, denjenigen, die ihn als Anhänger des Genfer Reformators bezeichneten, seine Unbekanntschaft mit dessen Schriften entgegen halten zu können. An Hochachtung und Verehrung für die Person Calvins fehlte es ihm später wenigstens nicht, eben so wenig wie es Calvin ihm gegenüber daran fehlte.

Im Jahre 1563 widmete ihm der Reformator, nachdem er sich vorher mit seinem ehemaligen Schüler, dem Grafen Eberhard von Erbach berathen, seinen Commentar zum Jeremias, um ein öffentliches und bleibendes Zeugniß für die Verehrung abzulegen, womit ihn der religiöse Eifer, die Sanftmuth und Mäßigung und die seltene Menschenfreundlichkeit

des Fürsten erfüllen. Und um so lauter möchte er die Stimme zu seinem Lobe erheben, je unbilliger Friedrich verleumdet und mit dem Calvinismus wie mit einem Zeichen der Infamie behaftet ausgeschrieen werde. Was der Kurfürst darauf erwiderte, wissen wir nicht. Uns ist nur ein einziger Brief von seiner Hand an den Reformator bekannt, und zwar ein Trostschreiben, das Friedrich an Calvin während dessen letzter Krankheit richtete (9. Febr. 1564) [3]).

Regeren Verkehr unterhielt der Kurfürst mit andern Kirchenlehrern Frankreichs und der Schweiz. So stand er mit Theodor Beza (nach Calvin das Haupt der Genfer Schule), welcher schon Ende des Jahres 1559 in Heidelberg war, in Verbindung. Beza war es auch, welcher Calvin schon damals anregte, durch Bullinger dem Kurfürsten eine Schrift über die Lehrunterschiede der beiden streitenden Parteien zu überreichen; wir wissen indeß nur, daß diese Schrift mit einer ähnlichen Arbeit Beza's gegen Ende des Jahres 1559 nach Zürich geschickt wurde, nicht ob sie nach Heidelberg kam und wie sie hier aufgenommen wurde [4]). Andere Schriften Beza's (wider Westphal, Heßhusius) werden dem Kurfürsten nicht entgangen sein, am wenigsten seine „Confession", jene ausführliche, durch lichtvolle Klarheit ausgezeichnete Darstellung des Calvinischen Lehrbegriffs.

Die Rede, welche Beza auf dem Colloquium zu Poissy (1561) gehalten, nebst der Antwort des Cardinals von Lothringen ließ Friedrich ins Deutsche übersetzen [5]). Auch andere wichtige Erscheinungen der Hugenottenliteratur wurden in Heidelberg durch Nachdruck oder in Abschriften verbreitet. Von den Schweizer Reformatoren aber wirkte ohne Frage der Fortsetzer der Züricher Reformation, Bullinger, den auch der Landgraf von Hessen hochhielt, auf den Kurfürsten ein; wenn er in späteren Jahren in brieflichem Verkehr mit ihm trat, so wird Friedrich schon früher seine Schriften gelesen haben [6]).

Indeß konnte Friedrich auch ohne das Studium der Schriften Calvins und anderer Reformatoren Frankreichs und der Schweiz sich eine genaue Kenntniß des reformirten Wesens verschaffen, und zwar im Umgange mit hervorragenden Staats- und Kirchenmännern, welche er theils schon bei seinem Regierungsantritt in Heidelberg vorgefunden hatte, theils in den nächsten Jahren dorthin berief.

Einige dieser Männer, wie die Grafen von Erbach (insbesondere der Großhofmeister Eberhard, welcher entschiedener als seine Brüder Georg und Valentin war), ferner Probus, Ehem, Cirler, Erast, der Hofprediger Diller und der Professor Boquin sind uns wiederholt begegnet[7]). Zu den Genannten waren im Jahre 1560 der jugendliche Wenzel Zuleger, ein Böhme von Geburt, welcher in Genf Theologie und Jurisprudenz studiert hatte, als Präsident des neu errichteten Kirchenraths[8]), und der in Trier verfolgte Prediger Kaspar Olevian, ebenfalls ein Schüler Calvins, als Professor der Theologie und Stadtprediger gekommen. Freilich wurde weder der eine noch der andere von Friedrich berufen, weil er Calvinist, sondern obgleich er es war.

Von Olevian zumal glaubte der Kurfürst, als er an der Spitze der von dem Trierer Erzbischof hart bedrängten Protestantengemeinde stand und ins Gefängniß geworfen wurde, daß er mit Unrecht des Calvinismus beschuldigt werde, wie man auch in Würtemberg, Zweibrücken und Hessen seine in Melanchthonische Formeln gekleidete Abendmahlslehre damals noch gelten ließ und für ihn und seine Gemeinde als für Glaubensgenossen sich eifrig verwandte[9]). In Heidelberg, wohin Olevian noch zu der Zeit kam, als Friedrich die confessionellen Gegensätze noch versöhnen zu können meinte, sollte er alsbald eine tiefgreifende reformatorische Wirksamkeit entfalten. Den besten Mitarbeiter erhielt er im folgenden Jahre in dem Breslauer Ursinus, einem begeisterten Schüler Melanchthons und der Schweizer Reformatoren, von eben so großer Lehr-

befähigung als schriftstellerischer Begabung. Statt seiner hätte Friedrich — es war im Sommer des Jahres 1561, als in Folge der Naumburger Verhandlungen seine reformirte Gesinnung sich mehr und mehr entwickelte — gern den gefeierten Peter Martyr aus Zürich gewonnen. Aber der in langen reformatorischen Kämpfen ergraute Theologe empfahl zur Mitarbeit an der Reform der pfälzer Kirche lieber den ihm eng verbundenen Jünger Ursinus. Dazu kam, wenn wir nur die bedeutendsten Namen nennen wollen, in demselben Jahre noch der Italiener Emanuel Tremellio, welcher als gelehrter Kenner des Hebräischen für das alte Testament an die Universität berufen wurde [11]).

Unter allen diesen Männern war freilich keiner, welcher sich hätte rühmen können, der Lehrer des Kurfürsten zu sein oder ihm als entscheidender Rathgeber in kirchlichen Dingen zu dienen. Denn so gern und so viel sich Friedrich mit Theologie beschäftigte, so suchte er doch selten den Umgang mit Männern, welche die offiziellen Vertreter des theologischen Wissens waren. Lieber unterhielt er nahe persönliche Beziehungen mit theologisch gebildeten weltlichen Räthen, wie mit Erast und noch mehr mit Zuleger aber vollends mit Dr. Ehem, welcher Dank seiner hohen staatsmännischen Begabung und entschiedenen Gesinnung recht eigentlich die Seele der pfälzischen Politik wurde.

Den Theologen gegenüber war Friedrich durch das Gebahren der Eiferer schon zu Anfang seiner Regierung vorsichtig geworden, und je wichtiger die kirchlichen Fragen wurden, desto räthlicher erschien es ihm, sich die volle Selbständigkeit auch denen gegenüber zu wahren, mit denen er im Allgemeinen übereinstimmte. Daher ließ er selbst diejenigen selten zu sich kommen, von denen man auswärts glaubte, daß sie das Ohr des Fürsten besäßen. Wir wissen dieß nicht nur aus Friedrichs Munde, sondern auch aus den Mittheilungen Anderer. So

konnte z. B. Diller dem Landgrafen Philipp versichern, daß er seltener zu dem Kurfürsten komme und weniger über ihn vermöge, als man glaube, und Ursin bemerkt in seinen Briefen, daß er am Hofe kaum Zutritt habe, so hervorragend auch seine kirchliche Thätigkeit war[12]). Aber trotzdem fanden die gelehrten Theologen häufig Gelegenheit, ihre Ansichten dem Kurfürsten vorzutragen; die einen durch Predigten, welche Friedrich regelmäßig besuchte, die andern in gelegentlichen Gesprächen, noch andere in schriftlichen Ausführungen, die sie ihm zustellen ließen. Auf keinen Fall konnte es fehlen, daß sich Friedrich nach und nach eine vielseitige und gründliche Kenntniß des reformirten Kirchenwesens verschaffte.

Je näher aber der Kurfürst das reformirte Lehrsystem kennen lernte, desto enger befreundete er sich mit demselben, wobei es nicht ohne Bedeutung war, daß die reformirten Theologen, wie selbst die Gegner zugestanden, ihre Ansichten in gelehrter und scharfsinniger Weise zu begründen wußten; noch mehr, daß sie in den Hauptpunkten vollständig einig, ihre Aufstellungen nicht, wie die damaligen Verfechter des Lutherthums, der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege zu beweisen suchten. So trugen die reformirten Theologen ihre Lehre vom Abendmahle im Zusammenhange mit der Auffassung der Person Christi und seinem Sitzen zur Rechten Gottes in vollständiger Uebereinstimmung unter einander vor, während die Anhänger Luthers, welche die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle und den mündlichen Genuß der Ungläubigen wie der Gläubigen vertheidigten, keineswegs unter sich einig waren. Da wichen schon Heßhusius und Flacius von einander ab; Paul Eber und Selnecker gingen wieder ihren besonderen Weg, die Würtemberger aber behaupteten, daß die mündliche Nießung nicht erwiesen werden könne, ohne die Annahme der Allenthalbenheit der menschlichen Natur in Christo, weßhalb sie ja auch die Lehre von der Ubiquität zu einem

Dogma erhoben[13]). Wenn hieran damals sogar Lutheraner Anstoß nahmen, so noch mehr diejenigen, welche der reformirten Auffassung von der menschlichen Natur in Christo huldigten. So erkannte auch Friedrich darin eine neue und verwerfliche Irrlehre, die an sich schriftwidrig zu den ärgerlichsten Folgerungen führe, indem sie „die Menschheit Christi also vernichte oder subtil mache, daß sie in allen Steinen, Holz, Laub, Gras, Aepfeln, Birnen und in allem, das lebt, auch, wie jener sagt, etiam in hoc porco und, wie einer dem alten Landgrafen bekannt hat, im großen Faß mit Wein zu Stuttgart[14]."

Auch abgesehen von diesem unbiblischen Nebenwerk, mußte die streng lutherische Abendmahlslehre, wie man sie auch zu beweisen suchte, dem Kurfürsten immer bedenklicher erscheinen. Denn er fand, daß sie in Gottes Wort an keiner Stelle, auch mit dem geringsten Buchstaben nicht, gegründet sei; er fand sie in Widerspruch mit der Vernunft, von der man, da uns Gott nicht zu unvernünftigen Thieren geschaffen, auch in Glaubenssachen wenigstens in so fern Gebrauch machen solle, als man fleißig darauf sehe, was Gottes Wort lehre und was es nicht lehre[15]); er fand sie endlich verderblich wegen der Consequenzen, die daraus gezogen wurden, indem sie nicht allein dem gemeinen Volke, sondern selbst manchen Geistlichen zur Pflege offenbar papistischer Vorstellungen diente.

Ich weiß nicht, ob Friedrich von den unevangelischen Dingen erfahren, welche in Norddeutschland Ultralutheraner in dieser Beziehung vorbrachten, indem der eine geradezu die Anbetung der Hostie forderte, ein anderer die gefallenen Stückchen gesammelt und mit der ausgescharrten Erde verbrannt wissen wollte, ein dritter aber gar ein fluchwürdiges Verbrechen darin sah, wenn aus dem Kelche ein Tropfen verschüttet wurde, und wieder ein Anderer, wie Paul Eber bezeugt, gar meinte, man könnte den Leib Christi in ein „Büchsle" stecken und viele Meilen mit sich über Land tragen[16]). Der

Kurfürst hat vielleicht auch keine Kunde davon erhalten, daß Luther selbst, obwohl er lehrte, daß das Sakrament außer dem Abendmahlsakte nichts sei, und das Herumtragen der Hostie bei Prozessionen für einen päpstlichen Gräuel hielt, dennoch den Pfarrer Wolferinus in Eisleben hart und heftig darüber anlassen konnte, daß er die Ueberreste vom Brod und Wein nach dem Abendmahlsakte wieder mit dem vorhandenen Vorrathe zu vermischen wagte[17]). Aber schon das, was Friedrich in seinem eigenen Lande wahrnahm, mußte ihm zur Genüge zeigen, wie die lutherische Lehre im papistischen Sinne gedeutet oder mißdeutet wurde.

Er fand nämlich, daß das Volk nicht aufhörte, in der Hostie den Leib des Herrn zu verehren, sie für Gott selbst anzusehen und anzubeten, und wenn es dieselbe nicht genießen konnte, wenigstens ihren Anblick zu begehren, wie sie denn auch den Leuten hie und da noch nach alter Weise gezeigt wurde. Von den „Kirchendienern" aber förderten manche diesen Irrthum, indem sie „schamlos und leichtfertig" genug waren, zu sagen, daß sie den wahren und wesentlichen Leib Christi in ihren Händen hätten und mit demselben den Communicanten den heiligen Geist überreichten, mit andern mehr erschrecklichen Reden"[18]).

Hatte eine solche Vergötterung des Creatürlichen seinem evangelischen Bewußtsein längst widerstrebt, so mußte sie ihn mit tiefem Abscheu erfüllen, seitdem er in der Schule Zwinglis und Calvins sich in der erhabenen Auffassung der Ehre und Majestät Gottes, die Jenen eigenthümlich ist, mehr und mehr gefestigt hatte. Und wie Friedrich in Folge seiner Geistes- und Gemüthsrichtung die Ehrfurcht vor Gottes Majestät und den Eifer für Gottes Ehre im Gegensatz gegen alles Creatürliche, wovon die ächten Jünger Calvins erfüllt sind, vollständig in sich aufzunehmen vermochte, so waren es auch andere Momente, die ihn mit dem reformirten Systeme befreundeten.

Man weiß, wie Zwingli auf die unmittelbare Erleuchtung und Gottesgemeinschaft ein großes Gewicht legt und fernerhin lehrt, daß dem Menschen durch den h. Geist die Gewißheit von der Wahrheit unmittelbar zu Theil werde; noch bekannter ist, daß Calvin die Lehre von der Erwählung zu einem Mittelpunkte seines Systems macht. An jenes Erstere erinnert bei Friedrich die Sicherheit, womit er Dank der Hülfe des h. Geistes die Wahrheit selbst zu finden weiß, an die Prädestinationslehre dagegen die Gewißheit der Kindschaft Gottes, die sich in seinen Briefen warm und beredt ausspricht, u. a. in einem Briefe an Joh. Friedrich vom 10. Juni 1562, worin es heißt:

„Was dann das ewige und also meiner Seelen Heil anlangt, da danke ich abermals meinem lieben Gott, der mich hat lehren beten, nämlich das heilige Vaterunser, und also wenn ich spreche: Vater unser oder unser Vater in dem Himmel, so glaube und weiß ich gewiß, daß ich sein Kind bin. Dieweil ich denn sein Kind bin, so bin ich auch ein Bruder des Sohnes Gottes, nämlich unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi und also ein Erbe und sein Miterbe aller der geistlichen Güter, so er allen seinen Gläubigen durch seine Menschwerdung, Leiden, Sterben, Auferstehen, Himmelfahrt in seinem Reich (welches geistlich, und alles, was darin gehört, ist auch geistlich) erworben hat. Die kann mir weder Teufel, Hölle, Welt oder einiger Mensch nicht nehmen, deren bin ich im Glauben also gewiß, als hätte ich's gleich in meiner Hand. Dieß laß mir Euer Liebden eine rechte Grundfeste sein, gebaut auf den rechten Eckstein Jesum Christum, davon Paulus I. Cor. 3: keinen andern Grund kann zwar Niemand legen außerhalb dem, der schon gelegt ist, Jesum Christum."

Wenn auch Friedrich die Heilsgewißheit, die in dem vorstehenden Bekenntniß sich ausspricht, nicht aus der calvinischen Prädestinationslehre, sondern vielmehr aus der Bibel und der

eigenen innern Erfahrung geschöpft hat, so mußte er sich doch zu einem Lehrsystem hingezogen fühlen, das von dem Gedanken der ewigen Erwählung durchdrungen ist. Alle Consequenzen der Prädestinationslehre zu ziehen, behütete ihn sein gesunder Sinn; aber was z. B. Olevian von dem „Gnadenbunde“ predigte und schrieb, mußte ihm aus der Seele gesprochen sein.

Noch zwei Momente heben wir hervor. Den Schweizer Reformatoren wie Calvin ist die Bibel überwiegend Offenbarung oder Denkmal des Willens Gottes, nach dem die Welt gestaltet und regiert werden soll; auch das alte Testament wird zu einer für den Gläubigen gültigen Norm; die 10 Gebote erfahren die strengste Auslegung und die ganze h. Schrift wird in rigoroser Weise auf Leben und Sitte angewendet.

Diese Auffassung mußte ganz der Ueberzeugung eines Mannes entsprechen, in welchem längst die Schule des Lebens den Charakter alttestamentlicher Strenge ausgebildet hatte und dessen ganzes Glaubensleben, seitdem er von dem Katholicismus sich abgewandt, auf die Bibel sich gründete. Friedrich konnte ja mit vollem Recht von sich sagen: „Unser unbeweglich Fundament und fester Grund ist allweg auf dem gestanden und noch: das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören; darnach wir auch als zu einer unverfälschten, unverwerflichen Richtschnur unser ganzes Leben und befohlen Regiment vermittelst göttlicher Gnade gern anrichten, dabei verharren, auch was demselben entgegen ist, nach Möglichkeit vermeiden, abschaffen und schuldiger Pflicht nachkommen helfen wollen.“ Nicht erst von den reformirten Theologen hat Friedrich gelernt, die Bibel zur Richtschnur seines Lebens zu machen, aber die Bekanntschaft mit dem reformirten System mußte dazu dienen, die ihm geläufige Auffassung der Schrift als einer Offenbarung des göttlichen Willens noch mehr zu verschärfen. Insbesondere entnahm er den Büchern der Könige die Vorschriften für einen christlichen Regenten. Wie dort die from-

men, Jehova gehorsamen Könige in der Ausrottung des Götzendienstes ihre Aufgabe fanden, so erkennt auch er in dem Kampf wider die Abgötterei seine höchste Fürstenpflicht. Zur Abgötterei aber dient nach seiner Auffassung all das Menschenwerk, wodurch das Auge des Christen, welcher sich im Geiste zu Gott erheben soll, abgezogen und auf das Creatürliche als angeblich heilwirkend gelenkt wird. So sieht sich Friedrich aufgefordert, auch nach dieser Seite die Reinigung der Kirche seines Landes von allem papistischen Wesen gründlicher, als es gemeinhin geschah, durchzuführen und dem Cultus ein schmuckloses und nüchternes Gepräge zu geben, freilich nicht blos aus Gehorsam gegen das Gesetz, sondern in der Hoffnung, durch Entfernung des Menschenwerkes die Herzen um so unmittelbarer zu Gott zu erheben.

Das weitere noch nicht berührte Moment des reformirten Wesens, das hervorgehoben zu werden verdient, übte vielleicht eine stärkere Anziehungskraft auf Friedrich als alles andere aus: ich meine die schärfer ausgeprägte Richtung auf das sittliche Handeln. Ohne die Formeln wiederholen zu wollen, durch die man den Unterschied, der in dieser Hinsicht zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche besteht, klar zu machen versucht hat, darf man es als anerkannt bezeichnen, daß hier die thätigen Momente vorherrschen, dort das ruhende, zuständliche Bewußtsein, oder mit etwas anderen Worten, daß die lutherische Richtung vorwiegend contemplativ, die reformirte mehr praktisch, nach außen thätig ist, daß dort das Gemüth, hier der sittliche Wille, dort die Beschaulichkeit, hier das Streben vorwaltet, das öffentliche Leben nach dem Willen Gottes und zur Verherrlichung seines Namens zu gestalten[19]).

Wer den Kurfürsten kennt, wird nicht bezweifeln, daß seiner nüchternen, praktisch verständigen, mehr zu energischem Handeln als zu beschaulicher Selbstgenügsamkeit hinneigenden Natur die letztere Richtung am meisten entsprach. Wie er sich

selbst in strenge Zucht genommen, so war er auch gewöhnt, an Andere unnachsichtich die Forderung des sittlichen Handelns zu stellen. Er kannte daher auch keine Religiosität, die sich nicht im Leben praktisch bewährte, keinen Glauben, der nicht durch gute Früchte sich als ächt erwies. .

Wenn ihm einer begegne, sagt er, der sich einen Christen rühme, aber daneben ein gottloses Leben führe mit Fressen, Saufen u. s. w., so könne er bald schließen, daß es ein Geist, der wider Christus sei. Oder wenn einer voll Geiz oder Haß oder Rachsucht sei oder, wie so viele Kirchendiener, nicht Sanftmuth und Bescheidenheit übe, so könne er den für keinen rechtgläubigen Christen halten. „An den Früchten sollt Ihr sie erkennen[20]).“ Wie aber bewährte sich, an diesem Maßstabe gemessen, der deutsche Protestantismus um jene Zeit?

„Es ist bei uns Deutschen, auch denen, so das heilige Evangelium haben, die Liebe schier gar erkaltet, fressen und beißen einander, wie Paulus der Apostel schreibt, also daß unsere Widersacher wohl mögen sagen, sie könnten uns für keine Evangelische oder des Herrn Jünger erkennen, dieweil wir unsers Herrn Christi Lehre nicht folgen, da er seine Jünger und also auch alle Christen ermahnt und lehrt: dabei wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr einander lieb habt.“

Immer kehrt die Klage wieder, daß die reine Lehre des Evangeliums, die seit 40 Jahren gepredigt worden, so wenig Früchte getragen. Man rühme sich oft und viel des h. Wortes Gottes, „greife es aber mit spitzigen Fingern an“; denn, obwohl die Lehre rein und lauter gehe, so folge doch wenig Besserung des Lebens darauf, sondern dem äußeren Ansehen nach könnten auch wohl viele Papisten den Vorzug haben, „demnach wir mit Ueberessen und Uebertrinken, Spielen, Geizen, Unzucht treiben, Haß und Neid tragen ihnen etwa überlegen sind, wie ich nicht unterlassen auf vergangenem Tage

in Frankfurt (bei der Wahl und Krönung Maximilians II. im November 1562) bei unsern Banketten etliche Male zu erinnern; glaube wohl, ich habe mich nicht damit desto beliebter gemacht, doch hab ichs Gewissens halb nicht können unterlassen, mich selbst sowohl als andere dessen zu erinnern."

Ein ander Mal findet Friedrich sogar, daß man es ärger treibe denn die Heiden, indem man die groben Sünden als Fressen, Saufen u. s. w., die auch jenen, welche von Gott nichts wissen, ein Gräuel sind, für keine Sünde halte. — Man sei schuldig, äußert er am 30. Dec. 1564, für seine Majestät den Kaiser zu bitten, daß er in Erkenntniß des Evangeliums von Tag zu Tag zunehme und nicht also lebe, „wie ich und mein Hause, die wir viel Geschrei machen von der Augsb. Confession und uns derselben rühmen, daneben aber so frei und sicher leben, als ob wir solche Confession allein zu einem Deckmantel gebrauchen und Gott der Herr uns müsse gnädig sein, weil wir uns zu der A. C. bekennen." — Schwere Gefahren, die Deutschland drohen, sieht der Kurfürst als die gerechte Strafe Gottes an; es werde gehen, wie zu den Zeiten der Propheten, wo erst die Theuerung, dann die Pestilenz und zuletzt der grausamste Krieg gekommen. „Die Theuerung, schreibt er am 26. Dec. 1563, hat nun etliche Jahre ziemlich lang gewährt, man spüret aber noch wenig Besserung. Die Pest hat sich von Oesterreich her in Deutschland verbreitet, aber man erfährt leider noch geringe Aenderung des Lebens. So wird die dritte Strafe nicht ausbleiben, ein Blutbad, das der Papst und sein Hause in Deutschland anzurichten vorhaben."

Man wird, wenn man solche Klagen und prophetische Warnungen in Friedrichs Briefen liest, unwillkürlich an ähnliche sich oft wiederholende Aussprüche Luthers über die sittlichen Zustände der Evangelischen und über die schweren Gerichte, die über die undankbaren Deutschen kommen werden,

erinnert. Und wie Luthers schmerzliche Bekümmerniß über die geringen Erfolge seines reformatorischen Wirkens nur allzusehr begründet war, so wird, wer die Entartung des sittlichen Lebens in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, die herrschende Gier nach grob sinnlichem Genuß und die Geringschätzung der vornehmsten christlichen Tugenden kennt, auch Friedrichs Mahn- und Weherufe für berechtigt halten. Nicht als ob im großen Ganzen eine zunehmende Verschlechterung der sittlichen Zustände im Zeitalter der religiösen Kämpfe wird nachgewiesen werden können; dazu reichen am wenigsten die Aussprüche von Männern aus, welche mitten im Kampfe für kirchliche Reformen die sie umgebende Welt nach dem strengen Maßstabe der h. Schrift und nicht an der Vergangenheit messen: aber sicher ist, daß die Predigt des Evangeliums, ungeachtet des mannigfaltigen Segens, den sie über viele Tausende brachte, bei den von den Banden des Papstthums befreiten Massen nur sehr unbefriedigende Erfolge erzielte.

Zu Anfang konnte dieß auch kaum anders sein. Das sittlich verwahrloste, aber noch an die Ordnungen der alten Kirche gebundene Volk mußte, davon plötzlich befreit, in die Gefahr noch größerer Zuchtlosigkeit kommen. Daß es aber auch ein Menschenalter später an einer durchgreifenden sittlichen Erneuerung noch so gänzlich fehlte, hatte zum Theil wohl seinen Grund in der mangelhaften äußern Ordnung der neuen Kirche, zum Theil aber auch, und vielleicht zum größeren Theil, in der Lehre selbst, insofern nämlich diese alles Gewicht auf einen Glauben legte, der leicht eine gefährliche Sicherheit erzeugte.

Daß die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an das Verdienst Christi schon zu Luthers Zeit in einer für die Sitte des Volks verderblichen Weise mißverstanden und mißbraucht wurde, hat der Reformator selbst in seiner rückhaltlosen Ehrlichkeit eingestanden. „Nachdem sie (zunächst die Bauern) durch das Evangelium zaumlos geworden sind,

meinen sie, sie mögen thun, was sie gelüstet, fürchten sich noch erschrecken für keiner Höll oder Fegfeuer, sondern sagen: ich gläube, darum werde ich selig sein." Wie viel größer aber wurde die angedeutete Gefahr, als jene Schüler Luthers, welche mit dem Eifer für die Reinheit der Lehre nicht den streng ethischen Charakter des großen Reformators vereinigten, alles Heil so ausschließlich von der strengsten Rechtgläubigkeit abhängig machten, daß gute Werke als schädlich für die Seligkeit bezeichnet werden durften und Melanchthon auch deswegen verurtheilt wurde, weil er, ohne den lutherischen Satz von der ausschließlichen Wirksamkeit des Verdienstes Christi anzugreifen, doch der menschlichen Thätigkeit und den guten Werken bei dem Zustandekommen des Heilwerkes einen großen Werth beilegte. Nun war dem Mißverständniß Thür und Thor geöffnet, und wenn auch die orthodoxen Prediger nicht aufhörten, gegen die handgreiflichen Laster zu toben, so tobten sie doch viel lauter gegen falsche Lehren und übten am wenigsten die Tugenden christlicher Demuth und Liebe.

Auch der Kurfürst Friedrich konnte nicht verkennen, daß die einseitige Betonung der reinen Lehre und die Vernachlässigung der Ethik die Sittlichkeit wenig förderte. Es stünde, so äußert er einmal, seines Bedünkens besser um die Welt, wenn der Sauerteig, wovon Christus spricht, nicht allein auf die falsche Lehre, sondern auch auf das ärgerliche Leben bezogen und daher nicht allein aus den Kirchen durch die Predigt, sondern auch bei den fürstlichen Höfen und bei den Unterthanen ausgefegt werde. „Wir müssen aber an uns selbst anfangen. Es ist aber, wie Etliche meinen, besser, man schweige davon still und lege auch den Sauerteig nicht also aus, sondern deute ihn auf die falsche Lehre, mache daselbst von ein großes Geschrei, so könne man daselbstbei gute Gesellschaft halten und dürfe nicht also eingezogen sein wie die Karthäuser[21])."

Man möchte denken, daß Friedrich von seinem streng

sittlichen und praktischen Standpunkte aus an der lutherischen Rechtfertigungslehre hätte irre werden können. Indeß hatte er ein so tiefes Gefühl der menschlichen Sündhaftigkeit und ein so lebendiges Bewußtsein des Erlöserwirkens Christi, daß er nicht den Mittelpunkt der lutherischen Lehre in Zweifel ziehen konnte; wohl aber forderte seine ethische Natur eine streng evangelische Kirchendisciplin.

Was das Lutherthum zu schaffen sich unfähig erwies, sah der Kurfürst in der Schweiz und in Frankreich durch die reformirte Kirche ins Dasein gerufen und fruchtbringend wirken. Wie bedeutsam dieser Umstand auf seine confessionelle Haltung eingewirkt haben muß, kann man schon daraus abnehmen, daß Olevian, wenige Monate nachdem er in Heidelberg Aufnahme gefunden, und noch ehe der Kurfürst selbst an eine Umgestaltung der pfälzer Kirche im reformirten Sinne dachte, sich in Fragen der Kirchenzucht bei Calvin Raths erholte, indem er voraus sah, daß Friedrichs Sinn sich mit den Genfer Einrichtungen befreunden werde[22]).

Und nicht allein die Kirchenzucht, wie sie Friedrich's strenger Sinn verlangte, hatten die Reformirten aufzuweisen, sondern diese bewährten nach seiner Wahrnehmung überhaupt eine thatkräftigere christliche Gesinnung im Leben. Es war vor allem die Betrachtung der Zustände Frankreichs, was den Kurfürsten in dieser Ansicht bestärkte.

Da wir in anderm Zusammenhange auf das Verhältniß Friedrichs zu den Hugenotten wie zu den Reformirten der Niederlande einzugehen haben, so sei hier nur daran erinnert, daß um dieselbe Zeit, als die Mehrzahl der deutschen Fürsten den lutherischen Standpunkt schärfer betonte, die religiöse Bewegung in Frankreich einen außerordentlichen Aufschwung nahm. Nach dem Tode Franz II. (5. Dec. 1560) übernahmen an Stelle des 10jährigen Karl IX. die Mutter Katharina und der König von Navarra, Anton von Bourbon, als General-

Lieutenant des Königreichs die Regierung. Beide waren bis dahin den Protestanten günstig gewesen und hatten um so mehr Grund, in ihnen eine Stütze zu suchen, als ihre Macht durch die Häupter der Katholiken, die Guisen voran, bedroht war. So schien der Augenblick gekommen, wo ein einmüthiges Auftreten der evangelischen Fürsten Deutschlands für die französischen Glaubensgenossen der Reformation in Frankreich hätte zum Sieg verhelfen können. In Naumburg erkannte man, wie wir sahen, die Gemeinsamkeit der Interessen an. Aber bald wetteiferten die engherzigen Lutheraner, die französische Regierung für die Augsburgische Confession zu gewinnen und vor den Irrthümern Zwinglis und Calvins zu warnen. Eine Gesandtschaft der angeseheneren Fürsten kam nicht zu Stande, weil Christof und andere (mit Ausnahme des Landgrafen Philipp) sich nicht zu der Gesinnung Friedrichs erheben konnten, welcher von der Empfehlung der Augsburgischen Confession nichts wissen wollte, weil die bevorstehende Reformation eines so gewaltigen Königreichs „nicht auf einer oder der andern Confession, sondern vielmehr auf rechtem wahren Hauptgrund der evangelischen und prophetischen Schriften geschehen müsse"; denn wenn man sich auf Confessionen stütze, sei Gefahr, daß sie zur Bedrängniß der armen Christen mißbraucht werden möchten[23]).

Die confessionelle Beschränktheit der Deutschen ließ die Gunst des Augenblicks ungenützt und förderte die ränkevolle Politik der Guisen und ihrer Bundesgenossen. Zwar ging der Saame des dogmatischen Zwiespalts, den man unter den Reformirten Frankreichs zu säen beflissen war, nicht auf; aber die schwache und charakterlose Regierung gerieth unter den Einfluß der katholischen Parteihäupter und der friedliche Fortgang der Reformation wurde durch blutigen Bürgerkrieg gehemmt.

Friedrich verfolgte diese Ereignisse mit der lebhaftesten

Theilnahme. Der Behauptung, daß die Hugenotten Sectirer seien, hielt er die Thatsache entgegen, daß sie ihre Lehre allein auf die h. Schrift gründeten und aus ihren Kirchen allen Gräuel der Abgötterei ausfegten. „So kann ich leichtlich glauben, schreibt er am 1. Mai 1561 an Joh. Friedrich, daß es ihnen mehr ernst sei als uns Deutschen, demnach sei in der Persecution, welches nicht die geringste Probe ist, bestanden, und die Liebe, als das Kennzeichen, unter ihnen etwas anders fortgeht als bei uns." Und wenige Wochen später meldet er dem Schwiegersohn mit Freuden, daß er glaubwürdig erfahren, wie auf diese Stunde in Frankreich in die 800 Kirchen eingerichtet seien, die alle so einig in allen Artikeln, daß sie sich um das wenigste nicht irren." Mit ihnen vereinigten sich England, Schottland, Polen, Ungarn, Littauen, Schweiz, Niederland, Italien und Spanien, und selbst in Rußland und der Türkei soll das Evangelium Wurzel fassen. „Daß nun alle diese Königreiche und Länder (namentlich im Artikel des Nachtmahls) durchaus einig und Niemand haben, der sich ihnen widersetzte, als der Papst und des Teufels Aposteln, der päpstliche Haufe, denn allein wir Deutschen uns mit ihnen in puncto sacrae coenae nicht können vergleichen, das ist ja wohl zu erbarmen. Ich acht aber, es sei die Ursache, daß wir Deutschen bisher in Rosen gesessen, die andern aber mitten im Blut." Sollten die Deutschen durch ein solches Mittel zur Einigkeit gebracht werden müssen (was Gott gnädig verhüten wolle), so werde ihm und seinem Haufen das schwer ankommen; „dieweil wir zart und weich erzogen sind[24])."

Auch daß man die Reformirten, nachdem sie die Waffen der Nothwehr ergriffen, als Aufrührer verdächtigte und ihnen andere Motive als die Liebe zum Evangelium unterlegte, beirrte den Kurfürsten nicht. Wie einst Christus zu einem Aufrührer und Verführer des Volks gestempelt worden, also seien heutiges Tags die Evangelischen in aller Welt die Zerstörer des

Friedens, der Ruhe und der Einigkeit und die Verursacher alles Unraths. „Ob aber, sagt er dem Rheingrafen, der sich gleich vielen andern Lutheranern gegen die Hugenotten brauchen lassen wollte (31. Juli 1562), dem Herrn Christo der Auflage halben recht geschehen, das geben wir Euch christlich zu bedenken und zu richten. Dergleichen auch den Christen in der weiten Welt, sonderlich aber denen in Frankreich, denen werdet Ihr anders nicht können nachsagen, denn daß sie sich in aller Stille und unterthänigem Gehorsam gehalten, mit ihrem Herrn Christo in's Feld gezogen (dieweil er in der Herberge keinen Raum fand) und daselbst den Gottesdienst in aller christlichen Zucht und Ehrbarkeit errichtet, bis zuletzt sie in den Harnisch gejagt und zur Gegenwehr genöthigt sind. Dennoch heißt es, es sei nicht alles Evangelium, es stecke etwas anderes dahinter!"

Indem Friedrich diesen für die Ehre und den Dienst Gottes begeisterten, zum Märtyrerthum bereiten furchtlosen Sinn an den Reformirten Frankreichs bewundern lernte, brauchte es ihm nicht klar zu werden, daß es der Geist Calvins war, der dort an seinen Jüngern sich bewährte, jene Denkweise nämlich, welche, „indem sie die Majestät und Ehre Gottes als Panier aufwirft, der sich der Mensch als williges Mittel stellt, seinen treuen Anhängern einen siegesgewissen muthigen Sinn, einen Märtyrergeist und eine unbesiegbare Tapferkeit einhaucht, Tugenden, denen der Calvinismus einen guten Theil seiner erobernden Kraft verdankt und die ihn zum Kriegsheer des Protestantismus organisirten[25])." Es genügte, daß er mit jener Gesinnung sich selbst zu durchdringen vermochte und sie als die Frucht eines ernst gemeinten Christenthums erkannte.

So wirkten mancherlei Momente des äußern und innern Lebens zusammen, um Friedrich für den Calvinismus zu gewinnen und zu begeistern. Nicht auf einmal, sondern allmälig hat er sich denselben angeeignet, und zwar in allen seinen wesentlichen Stücken, so daß man ihn mit Recht als

einen Calvinisten bezeichnen durfte. Er selbst freilich konnte, ja mußte es ablehnen, nach dem Namen Calvins benannt zu werden. Denn nicht als eine Sonderbildung lernte er die calvinische Richtung fassen, sondern vielmehr als die schriftgemäße und consequent durchgeführte Reformation überhaupt. Er war daher auch, als er auf die reformirte Richtung einging, nicht gemeint, von den deutschen Glaubensgenossen sich zu trennen, aber er wollte eben so wenig die Gemeinschaft mit allen denen preisgeben, welche außerhalb Deutschlands nach seiner Ueberzeugung sich ernster und thatkräftiger erwiesen in dem Kampfe gegen die Abgötterei und die Sünde und in der Bewährung der Liebe zu Gott und den Menschen.

Siebentes Kapitel.

Der Beginn der Kirchenreform. Der Heidelberger Katechismus.

Nicht lange nach dem Naumburger Fürstentage mehrten sich die Anzeichen, daß Friedrich die mittelere Richtung, die er im J. 1560 noch bewahrt, verlassen und sich ganz der reformirten Kirche zuwenden werde. Während er dem strengen Lutherthume in den Verhandlungen, welche Johann Friedrich betrafen, jede Concession verweigerte, seinen Theologen aber gestattete, ihre Uebereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnisse der Reformirten laut auszusprechen[1]), während er ferner zweifellose Anhänger des Calvinismus mit Kirchen- und Schulämtern betraute, angesehene Lutheraner aber, wie Minckwitz und Venningen, aus seinem Dienste scheiden ließ[2]), fing er auch an, dem Cultus nach und nach ein reformirtes Gepräge zu geben.

Aus den Kirchen wurde entfernt, was nach der Auffassung, die wir kennen, als Götzenwerk angesehen werden mußte; dahin gehörten vor allem Heiligenbilder jeder Art, Gemälde wie Skulpturen („Götzen, vor denen man besondere Messen gelesen"), ferner Meßgewänder, Sakramentshäuschen, selbst Altäre. Indeß war gegen diese Dinge schon Otto Heinrich mit ähnlichen, auch von Abgötterei redenden Verboten, wenn auch vieler Orten vergebens, vorgegangen und nicht minder in Würtemberg der Herzog Christof. Auch haben

wir uns die Sache nicht so zu denken, als ob Friedrich, sei es im J. 1561 oder 1562, plötzlich von einem bilderstürmenden Eifer ergriffen, jeglichen Kirchenschmuck so wie alle Geräthe, die einen katholischen Anstrich hatten, mit einem Schlage hätte beseitigen lassen. Er ging vielmehr auch hier bei aller Entschiedenheit besonnen und allmälig vor, indem er, wie er selbst gesagt, Aergerniß und Verwirrung der Gewissen zu vermeiden suchte[3]). So dauerte es mehrere Jahre, bis überall die Altäre entfernt und durch Tische ersetzt wurden. Mit den Altären fielen dann freilich im Laufe der Zeit auch die Taufsteine dahin; denn wie durch jene „dem Papste seine Gräuel des Meßopfers gestärkt“ wurden, so behauptete der Kurfürst auch von den Taufsteinen, daß sie zu allerhand Abgötterei und Zauberei im Papstthum mißbraucht worden. Aber die einen wie die anderen fanden sich im J. 1563 noch in manchen Kirchen des Landes, so sehr Friedrich auch gewünscht hätte, daß sie ohne Aergerniß abgeschafft werden könnten. Erst 2 Jahre später erschien ein verschärftes Mandat, das überall die Altäre, Crucifixe, Taufsteine und dergleichen Götzenwerk unter amtlicher Aufsicht alsbald „bescheidenlich“ zu beseitigen gebot. Dieser Befehl erstreckte sich nun auch auf die Abendmahlskelche, die zu Anfang des Jahres 1563 noch nicht verboten waren und die zu entfernen der Kurfürst damals überhaupt noch nicht beabsichtigte, obwohl er sich nicht verhehlte, daß auch sie im Papstthum zu einer besonderen Abgötterei aufgekommen, „denn sie inwendig so rund und glatt sein müssen, daß von dem Wein nicht das wenigst Tröpflein hängen blieb.“

Ehe Friedrich mit den Ueberresten des Katholicismus in äußerlichen Dingen ganz aufräumte, sorgte er dafür, daß die Lehre klar und bestimmt festgestellt wurde. Daß dieß nur im reformirten Sinne wenigstens bezüglich des Abendmahls geschehen werde, darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen, als im J. 1562 der Kurfürst das von Thomas Erast verfaßte,

aber anonym gehaltene Buch „Gründlicher Bericht, wie die Worte Christi: das ist mein Leib, zu verstehen," herausgeben ließ. Es war eine weitläufige Darstellung der calvinischen Abendmahlslehre, so daß mit Recht gesagt worden ist, mit dem Erscheinen jener Schrift sei der Uebertritt Friedrichs zum Calvinismus im Grunde schon entschieden gewesen.

Was hier in einer Privatarbeit, der äußerlich wenigstens die Autorität des Fürsten fehlte, vorgetragen wurde, kam wenige Monate später zu öffentlicher Anerkennung in dem neuen Katechismus, der auf landesherrlichen Befehl in sämmtliche Kirchen und Schulen der Pfalz eingeführt wurde. Damit war der Sieg des Calvinismus für immer entschieden. Denn es ist im Wesentlichen die Lehre Calvins, wenn auch ohne ausdrückliche Anerkennung der Prädestination und mit Vermeidung der schwierigen und gefährlichen Fragen, welche daran sich knüpfen, was im Heidelberger Katechismus zu klarem Ausdruck gekommen ist[4]).

Friedrich betraute mit der Abfassung desselben zwei schon erwähnte Heidelberger Theologen deutschen Ursprungs, Zacharias Ursin und Kaspar Olevian. So jung beide damals noch waren — Ursin zählte 1562 erst 26 Jahre, Ursin 28 —, so war doch die Wahl des Kurfürsten eine überaus glückliche. Denn beide Verfasser verbanden mit dem Feuer der Jugend eine frühe Reife des Geistes und ergänzten insofern einander, als Ursin mehr durch theologische Gelehrsamkeit und philosophische Bildung, Olevian durch Kanzelberedsamkeit und praktisches Talent hervorragte. Wer von ihnen größeren Antheil an dem unsterblichen Werke hatte, ist der Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen. Doch wird als der Hauptverfasser wohl mit Recht Ursin angesehen, während man die unübertrefflich schöne Sprache, die eben so kernhaft und klar als gemüthlich und salbungsvoll klingt, auf Olevian zurückführt. Als Vorarbeiten dienten naturgemäß die Katechismen der reformirten

im Druck erschien, jene Frage noch gar nicht enthielt. Es steht auch ferner fest, daß das, was im zweiten Druck, als im ersten „übersehen“, „auf kurfürstlichen Befehl addirt wurde,“ alsbald in einem dritten Abdruck, mit theilweiser Benützung des noch stehenden Satzes, durch weitere neu eingeschobene Zeilen verschärft wurde[8]).

Es handelt sich in jener Frage, die dem Heidelberger Katechismus so viel Anfechtung zuziehen sollte, um eine Erklärung des Unterschiedes zwischen Abendmahl und Messe, die in der zweiten, von da an officiellen oder recipirten Fassung mit den berüchtigten Worten endet: „und ist also die Meß im Grund nichts anders, denn eine Verleugnung des einigen Opfers und Leidens Jesu Christi und eine vermaledeite Abgötterei“, während die letzten vier Worte in der ersten Fassung, welche Friedrich der Frage gegeben, noch fehlten.

Auch ohne diesen verschärfenden Zusatz würde, wie behauptet worden, die auf kurfürstlichen Befehl eingefügte Frage, insofern einen fremdartigen Bestandtheil des Katechismus bilden, als dieser überall sonst die Polemik vermeidet und, wo er Irrthümer bestreitet, die Gegenpartei nicht mit Namen nennt. Indeß gibt die Antwort, die auf die Frage nach dem Unterschiede zwischen Abendmahl und Messe ertheilt wird, eine so ruhig und objectiv gehaltene Darlegung der einander entgegenstehenden Lehren, daß sie den Katholiken kaum anstößiger sein könnte als ihnen und auch den strengen Lutheranern andere Stellen des Katechismus waren. Erst die harten, verdammenden Schlußworte entstellen in bedauerlicher Weise den Charakter der Schrift und bekunden eine Leidenschaft und Bitterkeit, die am wenigsten in einem für die Jugend und das Volk bestimmten Religionsbuch gerechtfertigt war.

Freilich darf man, um gerecht zu sein, die verhängnißvollen Worte nur im Lichte jener Zeit beurtheilen. Von papistischen Abgöttereien zu sprechen, war seit einem Menschen-

alter in allen protestantischen Kreisen Gewohnheit geworden, und von der Messe hatte auch Luther in den Schmalkaldischen Artikeln gesagt: „daß sie im Papstthum muß der größte und schrecklichste Gräuel sein, als die stracks und gewaltiglich wider den Hauptartikel (von der Rechtfertigung) strebt und doch über und vor allen andern päpstlichen Abgöttereien die höchste und schönste gewest ist“; er bezeichnet sie auch als den Drachenschwanz, der noch „weiteres abgöttisches Ungezieser und Geschmeiß“ erzeugt habe. Und eben diese Messe mit allem, was ihr anhängt, hatte das Tridentiner Concil in seinen letzten Sessionen (16. Juli und 17. Sept. 1562) nicht allein aufs entschiedenste bestätigt, sondern auch die anders Denkenden mit starken Bannflüchen belegt.

Man hat vielleicht nicht mit Unrecht vielfach gemeint, daß der Kurfürst von diesen letzten Beschlüssen des Concils erst genauere Kunde erhielt, als der Katechismus eben gedruckt war, und daß es ihn gedrängt habe, dem katholischen Anathem ein entschlossenes verdammendes Wort entgegenzustellen. Einem Manne, welcher bei der Wahl des Königs Maximilian durch keine Rücksicht, auch nicht durch das eifrige Zureden eines ergrauten lutherischen Theologen bewogen werden konnte, „tragenden Amts halber“ dem „Gräuel der päpstlichen Messe“ auch nur als Zuschauer beizuwohnen, konnte der Gedanke nicht fern liegen, seinen Abscheu vor derselben in der Lehr- und Bekenntnißschrift seiner Kirche niederzulegen. Daß aber von keiner Seite nachträglich Widerspruch erhoben, daß kein Wort des Tadels über den Zusatz zu dem Katechismus laut wurde, beweist doch wohl, daß Friedrich wenigstens nicht gegen den Sinn derer handelte, die mit ihm auf demselben reformirten Boden standen. Und sollte der Kurfürst, so sehr er auch sich auf das eigene Urtheil in kirchlichen Fragen zu verlassen gewöhnte und so rücksichtslos er auftreten konnte, wenn er für die Ehre Gottes zu kämpfen meinte, wirklich ganz ohne Zu-

ziehung theologischer Rathgeber die „bessernde Hand" an denselben Katechismus gelegt haben, den nicht allein er selbst sorgfältigst geprüft, sondern den er auch durch die Geistlichen des Landes hatte prüfen und sanctioniren lassen?

Gleichzeitig mit dem Katechismus erschien zu Heidelberg im Februar d. J. 1563 ein „Büchlein vom Brodbrechen", das wir nur aus den Angriffen kennen, die gegen dasselbe wie gegen den Katechismus gerichtet wurden. Das Schriftchen scheint bestimmt gewesen zu sein, das Volk mit einer Aenderung zu befreunden, die Friedrich bezüglich der Austheilung des Abendmahls getroffen hatte. Der Mißbrauch nämlich, den in der Pfalz auch nach dem Sturze des Papstthums Laien und Priester mit den Hostien trieben, indem sie dieselben zu einem Gegenstande der Verehrung, ja der Anbetung machten, hatte den Kurfürsten schon vor dem Erscheinen des Katechismus veranlaßt, die Oblaten beim Abendmahl abzuschaffen und das Brodbrechen anzubefehlen, um jenen „unchristlichen schädlichen Wahn" auszurotten und die „Abgötterei" wie aus den Augen so auch aus den Herzen zu nehmen.

Friedrich stand durchaus auf dem Boden der Augsburgischen Confession, wenn er die Verehrung der Hostien gleich derjenigen der Bilder als „Abgötterei" betrachtete, und eben so handelte er nur wie ein guter Anhänger Luthers, indem er den größten Nachdruck auf die Verpflichtung christlicher Obrigkeit legte, „ihre Unterthanen wie Eltern ihre Kinder zur Vermehrung der Ehre Gottes zu erziehen, die Kirche von Irrthümern zu säubern und die Gewissen zu heilen[9])." Andererseits fand der Kurfürst das Brodbrechen durch die Schrift geradezu geboten, so daß er sich nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet fühlte, den Gebrauch des gebrochenen Brodes einzuführen.

Zuerst geschah es ohne die Beistimmung der kurfürstlichen Räthe. Nicht als ob die Einrichtung nicht ganz im Sinne der Männer gewesen wäre, von deren Doctrinen sie die Con-

sequenz bildete. Aber die Rathgeber des Kurfürsten hatten Grund zu wünschen, daß mit einer Aenderung von so tief einschneidender Bedeutung möglichst behutsam und allmälig vorgegangen werde. Noch bei den Synodalverhandlungen im Sommer des J. 1563 wurde für gut befunden, den Schwachen wenigstens für einige Zeit noch oblatenmäßiges Brod zu gestatten, nur müsse die Oblate so beschaffen sein, daß die Handlung des Brechens, wovon durchaus nicht Umgang genommen werden dürfe, geschehen könne.

Die Anordnung des Brodbrechens und die Einführung des Katechismus erregten naturgemäß in und außerhalb der Pfalz ungeheures Aufsehen. Zu offenen Widersetzlichkeiten kam es freilich im Lande nicht. Das verhütete schon die hohe Verehrung, welche die Person des menschenfreundlichen Fürsten genoß, sowie die dankbare Anerkennung, die vielen wohlthätigen Regierungsmaßregeln nicht fehlen konnte. Auch verhielt die Masse des Volks bei kirchlichen Fragen sich entweder gleichgültig oder folgte der Führung ihrer Geistlichen. Es ist eine von gegnerischer Seite ausgegangene Uebertreibung, wenn erzählt wird, daß zahlreiche Gemeinden allen Gottesdienst aufgegeben und lieber auf den Genuß des Sakraments verzichtet hätten, als daß sie sich der neuen Ordnung der Dinge fügten. In einem Falle wissen wir ausdrücklich, daß an der ersten Communion, bei welcher der Geistliche das Brod brach, hunderte von Communicanten theilnahmen.

Was die Geistlichen betrifft, so waren die Inhaber der wichtigsten Stellen, unter denen sich manche Nichtpfälzer fanden, zum großen Theil längst reformirt gesinnt; die anderen vermieden wenigstens lauten Widerspruch und entzogen sich bis auf wenige der Gefahr entlassen zu werden. Mit denjenigen, welche blos gegen den einen oder andern Punkt der Lehre oder des Cultus Zweifel erhoben und für eine freundliche Erörterung zugänglich waren, trug man auch nach dem

Abschluß der Kirchenreformation, wie die Kirchenrathsordnung vom J. 1564 zeigt, Nachsicht und Geduld. Friedrich wenigstens wollte nur unruhige Clamanten und Lästerer oder sonst sträfliche Personen abgeschafft haben.

Aber wenn auch die besprochenen Aenderungen sich ohne Gewaltsamkeit vollzogen, so erfuhr doch Friedrich und mehr noch seine Räthe manchen scharfen Tadel und am wenigsten fehlte es in gut lutherischen Adels- und Hofkreisen an gereizten, ja feindseligen Stimmen. So äußerte sich z. B. Erasmus von Venningen, welcher schon seit Jahr und Tag in Briefen an Freunde über die Fortschritte des Calvinismus bitter und heftig geklagt hatte, über den „gottlosen" Katechismus, den er dem Herzoge von Würtemberg zuzusenden sich beeilte, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken; wenn die Menschen dazu schweigen würden, müßten Stumme und Steine dagegen reden, um die göttliche Ehre zu rächen; denn dies sei die babylonische Hure, die das Kind lange getragen, ehe es an das Licht gekommen[10]). Und die jugendliche Schwiegertochter Friedrichs, Elisabeth von Hessen, die Gemahlin des Kurprinzen Ludwig, dankt Gott, daß sie mit diesem nach Amberg in der Oberpfalz, wo man von den Heidelberger Reformmaßregeln noch nicht berührt wurde, übersiedeln konnte. Sie will gern dort sein, wenn sie auch noch so wenig zu verzehren hat, und sich nie wieder nach Heidelberg wünschen „unter die Pfaffen, die da unserm Herrn Jesu Christo einen Raum im Himmel machen wollen, da er sitzen müßte, als wäre er ein schlecht Mensch und nicht auch Gott[1])." Unter Elisabeth's Einfluß befestigte sich auch der Prinz Ludwig immer mehr in dem Lutherthum, so daß man nach Jahr und Tag in Friedrichs Umgebung sich nicht verhehlte, daß das Werk der Reform auf zwei Augen stehen werde. Ferner hatte der Calvinismus eine leidenschaftliche Gegnerin in der verwittweten Kurfürstin Dorothea, Friedrichs II. hinterlassenen Gemahlin.

Dagegen hatte Maria um die Zeit, als der Kurfürst mit dem Lutherthum brach, sich von ihrer frühern Engherzigkeit schon so weit frei gemacht, daß ihr die kirchlichen Neuerungen keine besondere Kümmerniß mehr bereiteten. Selbst ein längerer Aufenthalt in Weimar, wohin sie wieder gegen Ende des Jahres 1562 unter unsäglichen Beschwerden der ältesten Tochter wegen gereist war, hatte die Wandlung ihrer Gesinnung nicht aufhalten können. Friedrich war ihrer vollkommen sicher und sah ihrer endlichen Rückkehr mit steigender Freude entgegen. „Sitz also hier, schreibt der Einsame, wie die Turteltaube, die ihren Gesellen verloren hat, bis mir der liebe Gott meine herzliebe Gemahlin wieder zu Hause bescheert, welches ich zu geschehen verhoffe, ehe denn hundert Stunden verfließen.“

Freilich konnte der Glaubenseifer Joh. Friedrichs, als nach Weimar die Kunde von dem Brodbrechen, dem neuen Katechismus und andern schrecklichen Dingen drang, wovon Gerüchte und Flugblätter meldeten, es sich nicht versagen, neue Warnungen nach Heidelberg zu richten. Der Schwiegervater, meinte er, wolle dem Teufel jetzt ganz und gar in den Rachen. Aber den treffenden Antworten, die Friedrich ertheilt, reihen sich die Briefe, worin Maria den Herzog zu beruhigen sucht, würdig an. Während der Kurfürst seine Maßregeln als berechtigt, seinen Glauben als schriftgemäß und der Augsburgischen Confession nicht entgegen vertheidigt und für das Erscheinen des Katechismus die große Ungleichheit, Willkür und Nachlässigkeit, die in der Lehre bestanden, geltend macht, widerlegt Maria die falschen Gerüchte, die über die Aenderung der Ceremonien im Umlauf sind. Es sei nicht wahr, daß man sich in Heidelberg oder anderswo bei der Feier des Abendmahls zu Zwölf mit dem Prädicanten an den Tisch setze, um zu essen und zu trinken; etwas ähnliches sei ein einziges Mal auf einem Dorfe versucht, aber auf ihr Erinnern sogleich von

dem Kurfürsten abgestellt worden. Aber das sei wahr, daß ihr Gemahl die runden Oblaten nicht zum Nachtmal brauchen lasse, sondern man lege eine große Oblate auf eine Platte, breche davon und gebe es dem Volke, nachdem die Worte des Herrn darüber gesprochen. „Dasselbe gibt mir kein Aergerniß, denn ich habs von den papistischen Pfaffen, die mir doch das Sakrament in beiderlei Gestalt gegeben haben, also empfangen, daß sie von der großen Oblate eine, wie sie es aufgehoben haben, gebrochen haben und haben mir's gegeben. So höre ich, daß Luther das Brodbrechen, wie man's heißt, nicht verboten habe." Sie will in Luthers Schriften nachsehen, wenn sie von Amberg, wo sie sich im April 1563 mit dem Gemahl aufhält, nach Heidelberg kommt. Von dem Katechismus, der nach Joh. Friedrichs Behauptung „nichts nutz im Boden" sein soll, meint sie, er sei doch aus Gottes Wort genommen. „Ich will ihn nicht verwerfen, noch loben, ich hab ihn nicht helfen machen; ich hab einen Katechismus gelernt in meiner Kindheit, dabei bleib ich. Ich hab viel Prädicaten Rath gehabt, wie ich mich halten soll; so sagen sie mir, wann ich mein Bekenntniß vom Abendmahl des Herrn thue, wollen sie mir's darüber geben, so soll ich's nehmen. Das hab ich gethan; so haben sie mir's geben, und thue ihnen mein Bekenntniß allemal, ehe ich zum Nachtmahl gehe. Geben sie mir's darüber, so nehm ich's im Namen des Allmächtigen also von ihnen. Sollte ich warten, biß der Keif (Hader) ein End nehme, so darf ich wohl nimmer mehr das Nachtmahl entpfangen. Mein Glaube muß mich selig machen und nicht eines andern Glaube."

Nur noch ein Schritt, und Maria war im Glauben völlig eins mit ihrem Gemahl, indem sie, wie dieser es später wohl ausgedrückt hat, die Ueberzeugung gewann, daß die Wahrheit der Lehrsätze der christlichen Religion nicht von der Autorität irgend eines Menschen, wer er auch sein möge, abhänge,

und daß nicht darauf zu sehen sei, was dieser oder jener, wenn auch noch so vorzügliche Gelehrte, sondern was Christus, der über Allen steht, gelehrt habe.

Neben dem Einflusse des Gemahls war es bis zuletzt die durch die pfälzer Kirchenreform noch gesteigerte Verdammungssucht ihrer lutherischen Schwiegersöhne, was Maria zu dem reformirten Bekenntnisse hinführte. So erhielt sie im Juli 1563 aus Weimar und für diesmal von der Hand des jüngern Herzogs Joh. Wilhelm einen so „anzügigen" Brief, daß sie auf's tiefste dadurch gekränkt und bekümmert wurde. Sie möge sich doch nicht, ermahnte man sie, so schändlich von Gottes Wort und insbesondere von dem allein seligmachenden Artikel, dem hochwürdigen Sakrament, durch das Gift der zwinglischen Lehre verführen lassen, da man vielmehr gehofft, daß sie ihren Gemahl davon abbringen werde. Nun ergriff Friedrich für die geliebte Gattin die Feder, um nicht allein den anmaßenden Schwiegersohn gebührend zurecht zu weisen, sondern auch sein Bekenntniß und die Ehre seiner Kirche beredt zu vertheidigen. Er bekämpft den Irrwahn, das Abendmahl zu dem „alleinseligmachenden Artikel" zu erheben oder es in katholischem Sinne auszulegen, und dankt Gott, daß die Gemahlin jetzt besser als früher über den Gebrauch und Nutzen der Sacramente unterrichtet ist. Drum möchte er gern sehen, Wilhelm ließe sie unbekümmert, ungekränkt und unreformirt. Um die eigene Gemahlin möge er sich kümmern, die gehöre ihm und sei ihm zu Gehorsam verbunden, aber für des Kurfürsten Gattin habe er eben so wenig zu sorgen wie für dessen andere Kinder. Ja noch schärferes bekam der Schwiegersohn zu hören:

„Daß aber E. L. in gedachtem Schreiben unter anderm vernehmen lassen, sie müssen sich meiner Kirche äußern, gleichsam predigte man nicht das Wort Gottes darin, das muß ich also geschehen lassen, glaube doch, E. L. haben wohl eher einem Lotterbuben in einem Wirthshause zugehört, der einen gottlosen

Spruch erzählt, oder seien wohl dabei gesessen, daß man Gott gelästert oder sonst üppiglich gelebt, und haben ihr doch darüber kein Gewissen gemacht oder davon gangen, dieweil solches öffentlich wider Gott ist. Darum mir um so viel fremder zu vernehmen, daß sie meine Kirche, darin doch die Wahrheit des h. Evangelii rein gepredigt wird, also scheuen und meiden wollen."

Uebrigens unterließ Friedrich, nachdem er den Herzog mit väterlicher Strenge zurechtgewiesen, nicht, die Bitte beizufügen, das Gesagte nicht unfreundlich aufnehmen zu wollen, und entschuldigte sich in einem späteren Schreiben noch einmal, wenn er „etwas zu scharf gegangen". Maria aber bewies von neuem ihre sich selbst vergessende Liebe, indem sie bereitwillig eine neue Reise nach Thüringen antrat, um der Tochter Dorothea Susanna, Joh. Wilhelm's Gemahlin, Beistand zu leisten. Friedrich stellte dabei nur die Bedingung, daß man sie ihres Glaubens und Gewissens halber unangefochten lassen möge[11]). Diesem Verlangen wurde entsprochen, aber ohne eine Kränkung für die mit dem Calvinismus befleckte Kurfürstin ging es in Weimar doch nicht ab. Sie erlebte nämlich, daß Tochter und Schwiegersohn sich scheuten, sie bei der Taufe der neugebornen Enkelin Pathenstelle einnehmen zu lassen. Den Grund erfuhren die Hofdamen Marias von den Jungfrauen der Herzogin. Denn als diese sich wunderten, daß man ihre Fürstin „einen so weiten Weg hineingesprengt" und ihr doch die Ehre nicht gönne, daß sie Gevatter sollte werden, sonderlich, weil es eine Tochter sei, bekamen sie zu hören, die Ursache werde sein, daß sie des Glaubens halber nicht recht sei, so daß die Prädikanten das Kind nicht getauft haben würden, wenn die Kurfürstin es gehoben hätte. Da vermochten die ehrlichen Pfälzerinnen ihren Unmuth nicht zurückzuhalten. „Was zum Teufel erwiederten sie, sind wir denn? sind wir doch nicht Türken oder Heiden,

sind wir doch sowohl Christenleute als ihr, und wenn ihr euch noch so gut dünkt." „Aber mein Sohn Herzog Hans Wilhelm und die Dorothea, berichtet die Kurfürstin, hat sich ihr keins mit keinem Wort entschuldigt gegen mich: ich hab's dem allmächtigen Gott befohlen[12])." Nicht so leicht vergaß, um dies hier noch anzuschließen, Friedrich die herbe Kränkung, welche der Gemahlin widerfahren. Als Maria zwei Jahre später schwer erkrankt Monate lang darnieder lag und Dorothea dem Vater versprach, unablässig für sie zu beten, daß Gott solches Kreuz lindern möge, erinnerte er sie, daß, wenn dies Gebet erhört werden soll, man es nicht wie der Pharisäer machen dürfe. „Ich will gleichwohl, fährt er fort, zu Gott hoffen, du werdest den falschen Wahn, so du meiner herzlieben Gemahlin und deiner Frau Mutter halben gefaßt hattest, daß du sie nicht für genugsam achtest, bei deiner Tochter Tauf zu stehen und Gevatterin zu werden, haben fallen lassen; es hätte sonst fast das Ansehen, als betest du wie der Pharisäer, so sich selber in den Himmel erhoben und den armen Sünder, so hinter ihm stund, in die Höll versenken wollt. Dies vermerk von mir väterlicher treuer Wohlmeinung, wie es auch anderst nicht denn christlich und treulich gemeint ist."

Von ungleich ernsterer Bedeutung waren die Verhandlungen, in welche Friedrich durch die kirchlichen Reformen, insbesondere durch das Erscheinen des Calvinismus mit den benachbarten Fürsten, und selbst mit dem Reichsoberhaupte verwickelt wurde. Der Herzog von Würtemberg spielte dabei eine leitende Rolle.

Auf die wachsame Sorge, womit der gute Christof seit dem Regierungsantritt Friedrichs die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse des Nachbarlandes beobachtete, wurde wiederholt schon hingewiesen. Zu Naumburg hatte der Herzog nur mit Mühe das Mißtrauen in die calvinischen Neigungen Friedrichs unterdrückt, und ein Jahr später sah er in ihm geradezu

einen Abgefallenen, mit welchem er, als es sich um die Zurückweisung des Tridentiner Concils handelte, sehr ungern gemeinsame Sache machte. Geistliche Einflüsse steigerten den lutherischen Eifer des Herzogs so sehr, daß sein Gesandter auf dem erwähnten Tage zu Fulda (S. 101) ernstlich bemüht war, den Kurfürsten entweder dem Zwange einer streng lutherischen Abendmahlsformel zu unterwerfen oder von der Gemeinschaft der evangelischen Fürsten auszuschließen[13]). Im November 1562 aber, als der Katechismus noch nicht erschienen war, bearbeitete auf dem Wahltage zu Frankfurt Christof persönlich die anwesenden Mitfürsten, um sie zu gemeinsamen Schritten gegen den Calvinismus des Pfälzers zu bewegen. Wie Friedrich zu ermahnen und zu warnen wäre, hatte er schon schriftlich aufsetzen lassen. Aber die Kurfürsten von Sachsen und Bradenburg hatten dringenderes zu thun und wollten um so weniger von jenem Ansinnen wissen, als sie mit dem Pfalzgrafen zu Frankfurt freundlich verkehrten[14]).

Nur Herzog Wolfgang von Zweibrücken, dessen Beziehungen zu Friedrich in anderm Zusammenhange genauere Beachtung verdienen, zeigte einen ähnlichen Eifer für die Bekämpfung des Calvinismus in der Pfalz und wirkte ermuthigend auf den Würtemberger. Er möge sich, ließ er Christof erinnern, nicht dadurch abschrecken lassen, daß alle seine bisherigen mündlichen und schriftlichen Ermahnungen in Heidelberg nichts gefruchtet, sondern ferner bedacht sein, der rechten Kirche, der Kurfürstin-Wittwe Dorothea, dem Herzoge Ludwig und Friedrichs eigener Gemahlin (die noch bei der gesunden Lehre verharre) die Hand zu bieten und so zu verhüten, daß der Kurfürst mit Land und Leuten nicht des Religionsfrieden untheilhaftig werde.

So gestimmt empfing Christof um die Mitte des Monats Februar den Heidelberger Katechismus, den Friedrich ihm mit einem eigenhändigen Briefe übersandte. Er brauchte

das unglückselige Buch nicht erst genauer zu prüfen oder prüfen zu lassen, um überzeugt zu sein, daß der Calvinismus ganz in der Ausartung, wie er und seine Theologen ihn faßten, darin gelehrt werde. Tief erregt, voll Mitgefühl für den langjährigen brüderlichen Freund nebst den Seinen, voll Sorge um das Unglück, das über das Nachbarland kommen werde, erwog er, was zur Rettung noch geschehen könne.

Daß Friedrich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm und andern benachbarten Fürsten die Hand bieten werde, war nicht zu erwarten. Gegen eine stattliche Gesandtschaft sprach das Bedenken, daß man in Heidelberg dadurch die Gegner der Neuerungen zum Widerstande stärken und die Spaltung vergrößern werde. Deshalb suchte er sich mit Wolfgang und dem Markgrafen Karl über ein Gesammtschreiben zu verständigen, worin dem Kurfürsten dringende Vorstellungen gegen die unternommenen Religionsänderungen gemacht würden. Es wurde jedoch für gut befunden, den Katechismus wie das Büchlein vom Brodbrechen vorher einer Beurtheilung durch gelehrte Theologen zu unterwerfen. Ehe die „Mängel" des Katechismus, wie man meint durch Brenz, zusammengestellt und eine Widerlegung des andern Schriftchens fertig war, vergingen mehrere Wochen, so daß das gemeinsame Schreiben der Fürsten das Datum des 4. Mai erhielt. Inzwischen hatte Friedrich schon eine abmahnende Zuschrift von Maximilian, dem zum römischen Könige gewählten Sohne des Kaisers Ferdinand, erhalten. Da wir auf die confessionelle Haltung des spätern Reichsoberhauptes, seine Beziehungen zu den protestantischen Fürsten und zu Friedrich dem Frommen insbesondere, zurückkommen werden, so bemerken wir hier blos, daß der Kurfürst, welcher in Maximilian einen Anhänger der evangelischen Lehre sah, ihm noch im Februar den eben erschienenen Heidelberger Katechismus durch den Rath Zuleger in Augsburg hatte überreichen lassen. Die Bitte, daß ihm Maxi-

milian sein Urtheil darüber zukommen lassen möge, hatte dieser unter dem Vorwande seines „geringfügigen Verstandes“ abgelehnt; gleichwohl richtete er am 25. April ein Warnungsschreiben an den Kurfürsten, nachdem er, wie er sagt, gefunden, daß der Katechismus namentlich in der Lehre von der Taufe und dem Abendmahle der zwinglischen Opinion anhange; ohne sich mit Friedrich, dessen „sonst gar eifriges und gutes Gemüth“ er anerkennt, in eine Disputation einlassen zu wollen, warnt er vor einer Lehre, welche weder mit der Augsburgischen Confession noch mit der alten Religion übereinstimme und daher auf den Schutz des Religionsfriedens keinen Anspruch habe[15]). Klar genug war mit diesen Worten die große Gefahr bezeichnet, die dem Pfalzgrafen und seinem Lande drohte.

Das Gesammtschreiben der benachbarten Fürsten dagegen, welches am 14. Mai in Heidelberg übergeben wurde, verbreitete sich weitläufig über den zwinglischen und calvinischen Glauben, der in der Pfalz immer deutlicher zu Tage trete, und über einen verführerischen und verdammlichen Irrglauben, welcher im Widerspruch stehe mit der h. Schrift, der apostolischen Kirche, der Augsb. Confession und daher auch mit dem Religionsfrieden. Um das Verderbliche des Calvinismus darzuthun, wurde ferner von den gefährlichen Consequenzen der Prädestinationslehre gehandelt und außerdem darauf hingewiesen, daß in dem Calvinismus, wie die Erfahrung hinlänglich lehre, ein aufrührischer Geist wohne, der vor der Obrigkeit keine Scheu habe und die Herrschaft über dieselbe an sich zu bringen suche.

Noch weiter waren jene Theologen gegangen, die den Katechismus und das Büchlein vom Brodbrechen verurtheilt hatten. In Ausdrücken des Spottes und des Hohnes reden sie von Dingen, die niemand behauptet hatte. So soll der Katechismus lehren, daß Christus im obersten Himmel spaziere,

oder dakniee und sein Gebet für uns zum Vater thue, wie hier auf Erden ein guter Gesell für den andern bete; daß der Leib und das Blut Christi aus dem Abendmahl ausgeschlossen werden, versteht sich von selbst; es wird aber auch die christliche Taufe zu einem gemeinen Wasserbade, „da man sich den Kopf mit Seife und den Leib mit Wässer wäscht". Endlich fehlt nicht der Vorwurf der Bilderstürmerei[16]).

Friedrich erwiderte kurz und freundlich jedem der unterzeichneten Fürsten; da es sich in dieser Sache um Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit handele, so werde er die ihm gemachten Vorstellungen gewissenhaft erwägen und sich möglichst bald befriedigend erklären. Zur Prüfung der „Mängel" des Katechismus aber nahm er fremde Gelehrte zur Hülfe und so entstanden im Laufe des Sommers 1563 vier verschiedene Denkschriften zur Vertheidigung des Katechismus, deren eine von Bullinger verfaßt ist[17]). So lange diese Vertheidigungsschriften ihm nicht vorlagen, zögerte Friedrich mit der definitiven Antwort für die benachbarten Fürsten. Diese aber ließen inzwischen von ihren Versuchen, ihn von dem betretenen Wege wieder abzuführen, nicht ab. Selbst der Landgraf Philipp wurde zu Hülfe gerufen. Nach einem in Stuttgart abgestatteten Besuche sprach er in Heidelberg vor und drückte dem Kurfürsten sein Bedauern aus, daß er, nachdem er einst zu Naumburg ein so gutes Bekenntniß gethan, nun von der Augsb. Confession sich abgewandt habe. Friedrich erwiederte, daß er sich noch immer zu derselben bekenne; nur bedürfen manche Artikel derselben einer genügenden Erklärung. Gegen alle Argumente, die Philipp namentlich gegen die Heidelberger Abendmahlslehre vorbrachte, war der Kurfürst wohl gewappnet. Der Landgraf fand ihn gar „heftig in den Sachen". Indem er daher die theologische Erörterung fallen ließ, machte er ihn aufmerksam, daß der Kaiser zu den Neuerungen nicht schweigen werde, betrat aber damit ein Gebiet, wo dem Pfalzgrafen am

10*

wenigsten beizukommen war. „Er habe, erwiderte dieser, seinen Gott und Herrn im Himmel, um dessen willen er in Demuth alles leiden wolle, was ihm widerfahre. Armuth könne er tragen, denn er habe nicht von Anfang an den Kurhut gehabt. Werde man ihn aber aus göttlicher Schrift eines Bessern berichten, so wolle er sich gern weisen lassen.

In wiederholtem Gespräche suchte dann Philipp den Kurfürsten für einen Theologenconvent zu gewinnen, während dieser besorgte, verdammt zu werden, da man ja aus seinem Katechismus Dinge ableite und ihm zur Last lege, die in demselben gar nicht ausgesprochen wären, gerade als ob man ihn nach dem richten könne, was er im Herzen trage und was doch Gott allein sehen könne.

Gleichwohl schied der Landgraf nicht ohne Hoffnung von Friedrich, und betheuerte dem Herzoge Christof: „Wir befinden, daß er wahrlich ein frommer Herr ist.“ Aus Gesprächen mit dem Hofprediger Diller hatte er die Ueberzeugung geschöpft, daß die Heidelberger Theologen selbst dem Würtemberger Brenz in der Abendmahlslehre nicht so außerordentlich fern stünden; den Gebrauch der Bilder aber hielt er für gleichgültig und das gebrochene Brod für nicht schriftwidrig. Endlich wollte er auch wissen, daß die weltlichen Räthe des Kurfürsten nicht in allen Stücken die Ansichten seiner Theologen theilten[19]).

Der Landgraf täuschte sich, wenn er glaubte, daß Friedrich auf dem Wege der Reformen Halt machen werde. Christof, welcher von einer mündlichen Verhandlung Abstand nahm und neue schriftliche Vorstellungen in Heidelberg erhob, erhielt von des Kurfürsten Hand eine kurze abweisende Antwort. Daß dann Maximilian seine Warnungen wiederholte[1]) und daß endlich auch der Kaiser in strengem Tone zur Umkehr mahnte, erbitterte Friedrich nur noch mehr gegen die benachbarten Fürsten oder ihre Theologen, von denen er meinte, daß sie jene

Zuschriften „expracticirt“ hätten[20]). Sein Schwager, Markgraf Karl von Baden, sowie der würtembergische Kanzler, die aus anderem Anlasse mit ihm zusammenkamen, mußten so scharfe Bemerkungen hinnehmen, daß der Erstere jede fernere Betheiligung an den Versuchen, den Kurfürsten umzustimmen, verweigerte. Nur Christofs unermüdlicher Bekehrungseifer erlahmte trotz aller Enttäuschungen nicht. Er setzte mit Herzog Wolfgang und dem nicht minder streng katholischen jüngsten Bruder Friedrichs, dem Pfalzgrafen Richard, die Berathungen über gemeinsame Schritte, die in Heidelberg unternommen werden könnten, fort. Da erfolgte endlich am 14. September 1563 die kaum noch erwartete eingehende Beantwortung der Vorstellungen vom 4. Mai.

Unter Beilage der gelehrten Schutzschriften, die ihm mittlerweile zugegangen, kämpfte Friedrich für die Rechtmäßigkeit der Kirchenreform, die er unternommen; den Katechismus vertheidigte er als schriftgemäß; Zwinglianer oder Calvinist genannt zu werden, lehnte er ab, und nur auf Christi Namen sei er getauft, nur die Schrift erkannte er als das unwandelbare Fundament seines Glaubens an, bestritt aber, daß er von der Augsb. Confession und dem Frankfurter Receß abgefallen sei.

Nur die Wärme des Tones, den Friedrich anschlug, so wie die ausführliche Erklärung über die Gegenwart Christi im Abendmahl konnte auch jetzt noch in befreundeten Fürsten die Hoffnung wach halten, daß die eingerissene Spaltung noch ausgeglichen werden möchte, und wirklich brachten im October 1563 geheime Räthe Christofs und Wolfgangs erneute Vorstellungen in Heidelberg vor, um dafür von dem Kurfürsten wieder eine eben so ausführliche als bestimmte Antwort zu erhalten. Besser erkannten die theologischen Wortführer des strengen Lutherthums die Unversönlichkeit der Gegensätze, die sich gegenüberstanden; sie rüsteten sich zu einem Vernichtungs-

kampf gegen den pfälzer Calvinismus. Ueber Vierzig, rühmte man in vertrautem Kreise, hätten Streitschriften gegen den Heidelberger Katechismus fertig, und „es verhofften etliche, sie (der Kurfürst und die Seinen) sollen auf dem gemeinen Reichstagsgespräche nicht zugelassen werden". Es war gut, daß auch Friedrich gerüstet und das Werk seiner Kirchenreform der Vollendung nahe war.

Achtes Kapitel.

Vollendung der Kirchenreform in der Rheinpfalz. Verschärfter Streit mit benachbarten Fürsten und Theologen.

Mit der Einführung des Heidelberger Katechismus war der entscheidende Schritt zur Reform der Pfälzer Kirche geschehen; die Lehre hatte eine klare und bestimmte Fassung in reformirtem Sinne erhalten. Folgerichtig verlangten auch die kirchlichen Ceremonien eine Ordnung, die demselben Geiste gemäß war. Der Abendmahlshandlung war schon mit der Anordnung des Brodbrechens das reformirte Gepräge aufgedrückt und eben so gewährten die Gotteshäuser nach Entfernung von mancherlei Ueberresten des katholischen Cultus einen so nüchternen und schmucklosen Anblick, wie man ihn in Ländern lutherischen Bekenntnisses nicht gewöhnt war. Um aber das ganze religiöse Leben mit all den Bräuchen und Institutionen, die zu seiner Pflege dienen, aus einem Geiste zu gestalten, bedurfte es einer durchgreifenden Aenderung und Verbesserung der ganzen Kirchenordnung, die seit Ottheinrichs Tagen in der Pfalz bestand.

Schon vor der Einführung des Katechismus wurde auch diese Arbeit in Angriff genommen. Olevian hatte daran hervorragenden Antheil und erwies sich hier wie überall als den eifrigen Schüler und Gesinnungsgenossen Calvins und der Schweizer Reformatoren. Die Liturgieen der reformirten Kirche,

in erster Linie die Genfer Agende und die Liturgie der Londoner Flüchtlingsgemeinde, in zweiter die Züricher Agende dienten vielfach als Vorbild. [1]) Indeß wurde doch auch manches aus dem Werke Ottheinrichs beibehalten und der fertige Entwurf von einer Synode, die aus den Superintendenten und anderen hervorragenden Männern der Pfälzer Kirche bestand, bis in's Einzelne geprüft. Nachdem die so entstandene Arbeit die Genehmigung Friedrichs und seines Rathes gefunden, wurde die neue Kirchenordnung am 15. Nov. 1563 von Mosbach aus, wohin der Hof sich vor der in Heidelberg und dem größten Theile der Pfalz herrschenden Seuche zurückgezogen hatte, publicirt. Die kurfürstliche Vorrede betont das Bedürfniß der Einhelligkeit und Richtigkeit wie in der Lehre so auch in den Ceremonien, in der Administrirung der Sacramente und anderen Kirchenhandlungen, in denen bisher nicht wenig Ungleichheit geherrscht.

Zu Anfang der Kirchenordnung findet sich die Ermahnungsformel, womit der Pfarrer die Predigt beginnt. Die Predigt aber soll allein aus den canonischen Büchern alten und neuen Testaments genommen und jederzeit auf die Mängel und Gebrechen des Volks gerichtet sein, wobei wohl Achtung zu geben, daß die Prediger die Arznei nach Nothdurft der verwundeten Gewissen recht gebrauchen. „Sollen auch nach dem armen geringen Verstand des gemeinen Volks ihre Predigten wissen zu stellen, also daß der Artikel des Katechismus, darauf die Lehre, die er vor sich hat, sich lehnt, mit eingeführt und dem Volke verständlich eingeprägt werde." Der Katechismus selbst bildet einen integrirenden Theil der Kirchenordnung und soll, in Lectionen gesondert, an allen Sonn- und Feiertagen vor der Predigt verlesen und außerdem für die Nachmittagsgottesdienste, nach den Sonntagen des Kirchenjahres eingetheilt, den Gegenstand besonderer Predigten bilden.

Ferner wird von der Verwaltung der Sacramente, ins-

besondere des Abendmahles, gehandelt und dabei betont, daß die mit gotteslästerlicher Lehre und schweren Lastern Behafteten so lange von dem Tische des Herrn ausgeschlossen werden, bis sie Besserung zeigen. Indeß soll die Ausschließung vom Genuße des Sacraments nicht etwa von den Kirchendienern allein, sondern von der ganzen Gemeinde abhangen, in deren Namen etliche ehrbare und gottesfürchtige Männer das Amt verwalten.

Andere Paragraphen handeln von den Almosenpflegern, von den Feiertagen, von der Einsegnung der Ehe, von dem Besuche der Kranken und Gefangenen; wieder andere enthalten die bei den verschiedenen Anlässen zu gebrauchenden Gebete, geben Vorschriften über den Kirchengesang und regeln die Kleidung des Geistlichen.

Der letzte Artikel betrifft das Begräbniß und ist bezeichnend für den Geist der ganzen Kirchenordnung. Auf Beseitigung aller papistischen und abergläubischen Ceremonien wird auch hier mit Nachdruck hingewiesen; indeß soll die Bestattung der Verstorbenen mit würdiger und erbaulicher Feierlichkeit, unter Glockengeläute und ohne Berücksichtigung von Standesunterschieden geschehen; arm und reich werden vollständig gleich gehalten. An die Vorlesung einer Bibelstelle schließt sich eine kurze Predigt und Ermahnung an die Leidtragenden, wobei sich aber der Pfarrer des Lobes der Verstorbenen zu enthalten hat, damit die Leichenpredigten nicht in Mißbrauch gerathen.[2])

An die Einführung des Katechismus und der Kirchenordnung reiht sich als dritte grundlegende Reformmaßregel die definitive Einrichtung des Kirchenraths, die mit der von Dr. Ehem verfaßten Kirchenrathsordnung im J. 1564 vollendet wurde. Indem der Kurfürst dem Kirchenrathe die oberste Kirchengewalt mit all den umfassenden Befugnissen übertrug, die er als christliche Obrigkeit für sich in Anspruch nehmen konnte, wies er der Kirche seines Landes eine möglichst un-

abhängige Stellung an, zugleich aber sorgte er, indem er den Kirchenrath aus drei weltlichen neben eben so viel geistlichen Mitgliedern und einem Secretär zusammensetzte, dafür, daß „durch einen Stand dem andern die Hand geboten und die Kirchenregierung zu keinem beschwerlichen Primat, wie im Papstthum geschehen, wiederum gerathe.“ [3])

Von dem so gebildeten Kirchenrathe werden alle Kirchen- und Schulstellen nach eigenem Gutdünken besetzt und beaufsichtigt; er überwacht die Aufrechthaltung der Disciplin und der Kirchenzucht. Als untergeordnete Organe dienen ihm dabei die Superintendenten, welche in erster Linie die Geistlichen ihres Bezirkes in Lehre und Wandel zu überwachen haben, damit kein Aergerniß in der Kirche Christi entstehe. Jährliche in den einzelnen Inspectionsbezirken in Anwesenheit zweier Kirchenräthe abzuhaltende Synoden sollen sich mit Lehre und Ceremonien in Kirche und Schule, mit dem Wandel der Geistlichen wie der Lehrer, auch mit dem Almosenwesen, dem Kirchengut, den Kirchenbauten und endlich mit dem kirchlichen Leben und dem sittlichen Verhalten der Gemeindeglieder befassen. Daß dabei besonders gefragt werden soll, ob sich in den Kirchen oder an anderen Orten noch Idole, Gemälde, Crucifixe, oder was sonst zur Abgötterei dient, befinde, oder ob noch papistische, heidnische oder abgöttische Mißbräuche und böse Gewohnheiten im Schwange seien, entspricht vollkommen der Gesinnung, aus der die ganze Reform hervorgegangen, wenn auch noch Jahre verflossen, ehe die Ueberreste des Papismus ganz abgethan waren.

So oft es noth thut, sollen die Superintendenten aller Amtsbezirke nach Heidelberg zu einer allgemeinen Synode unter Leitung des Kirchenrathes berufen oder auch Generalvisitationen veranstaltet werden. Da endlich die Schule für das Heil der Kirche von der höchsten Wichtigkeit ist, so wird die Pflege, Besserung und Mehrung derselben dem Kirchenrath auf's angele-

gentlichste zur Pflicht gemacht, und um denselben in Stand zu setzen, für die tüchtige Heranbildung der Candidaten des Lehr- wie Predigtamtes zu sorgen, übergibt der Kurfürst der obersten Leitung des Kirchenraths das in ein Predigerseminar verwandelte Sapienzcollegium, indem er für die klassischen Studien, denen diese Anstalt bis dahin gewidmet war, auf andere Weise ausreichend sorgt.

Der so organisirten, zu einem selbstständigen Dasein berufenen Kirche fehlte, um unter allen Wechselfällen, unabhängig von dem Wohl- oder Uebelwollen des Staats, ihre hohe Aufgabe lösen zu können, nur noch ein ausreichendes, der eigenen Verwaltung und Verwendung überlassenes Vermögen, und auch hiefür hat Friedrich in hochsinniger Weise gesorgt, indem er den außerordentlichen Reichthum, der ihm aus der Einziehung der Klöster und Stifter des Landes erwuchs, zu einem ausschließlich frommen Zwecken gewidmeten Fond vereinigte.

Während nämlich in denjenigen deutschen Ländern, in denen die Reformation früher zum Durchbruch gekommen, die Klöster und katholischen Stifter längst von den Fürsten säcularisirt worden waren, hatten sich dieselben in der Rheinpfalz bis auf Friedrichs III. Regierungszeit in großer Zahl, wenn auch in verfallenem Zustande erhalten. In manchen Klöstern führten nur noch einige wenige, meist bejahrte Mönche oder Nonnen, ihrem Gelübde getreu, ein stilles beschauliches Leben; in den reicheren Stiftungen herrschte zumeist eine wüste, das Klostergut vergeudende Sittenlosigkeit; in wieder anderen sehnten sich die Ordensgeistlichen nach der Stunde, wo sie, ohne förmlichen Abfall von ihrem Gelübde, auf obrigkeitlichen Befehl dem klösterlichen Leben entsagen könnten.

Friedrich III. würde auch ohne seine Hinneigung zum reformirten Bekenntnisse nicht unterlassen haben, die noch erhaltenen Klöster seines Landes, mit deren Säcularisation schon

Ottheinrichs kurze Regierung den Anfang gemacht hatte, nach und nach einzuziehen. Seitdem er aber in die Schule der Schweizer Reformatoren gegangen, steigerte sich sein Abscheu gegen alle Ueberreste des Katholicismus der Art, daß hie und da gewaltthätig und mit bilderstürmerischem Eifer bei der Aufhebung der Klöster verfahren wurde. Es ist wiederholt der Fall vorgekommen, daß die aus Klosterkirchen haufenweise fortgeschleppten Altäre und Bildwerke, Kirchenkleider und Ornate, sowie Meßbücher auf öffentlichem Platze verbrannt wurden. Dies soll sogar in des Kurfürsten Gegenwart geschehen sein. In der Regel aber waren es übereifrige Diener, welche mit der Beseitigung des Götzenwerkes beauftragt, Altargeräthe, Bildwerke und andere Dinge dem Feuer übergaben, während Friedrich im Allgemeinen wollte, daß diese Dinge „bescheidentlich" entfernt und die verkaufbaren Kirchengeräthe und Zierrate zum Besten der Armen veräußert würden; vor profaner Entehrung aber wollte er die kirchlichen Ornamente schützen.[4])

Wichtiger als die Frage, was mit den katholischen Kultusgegenständen zu geschehen, war für den religiösen Eifer Friedrichs die Bekehrung der bisherigen Klosterinsassen zu dem evangelischen Glauben. Nicht allein, daß er Mönche und Nonnen durch Predigten, die er veranstaltete, sowie durch Lehr- und Erbauungsschriften, die er unter sie vertheilen ließ, für den Protestantismus zu gewinnen suchte: er verschmähte es auch nicht, gelegentlich selbst belehrend und ermahnend aufzutreten oder an achtungswürdige Klostergeistliche eigenhändige in freundlichem Tone gehaltene Briefe zu richten. Nur diejenigen, welche einwilligten, die Prädicanten zu hören oder evangelische Bücher zu lesen, sowie den Ordenshabit abzulegen, durften in den Klosterräumen, wo nun ein weltlicher Schaffner den Haushalt besorgte, den Rest ihrer Tage zubringen. Manche fügten sich diesen Bedingungen. Andere aber — insbesondere waren es Nonnen, die oft mit rührender Treue an ihrem

Glauben wie an dem Klosterleben festhielten oder wenigstens die gewohnte Ordenstracht abzulegen sich sträubten — zogen es vor, in katholischen Ländern eine Zuflucht zu suchen.[5])

So wurden im Laufe von 12 Jahren (1562—1573) gegen 40 Klöster und Stifter nebst einer Anzahl von Collaturen, Höfen und Kellereien eingezogen und einer streng controlirten weltlichen Verwaltung unterworfen.[6]) Wenn dabei Friedrich und seine Beamten insofern fehlten, als sie eben so wenig wie ihre Zeitgenossen die religiösen Ueberzeugungen und Empfindungen Anderer zu schonen verstanden, so wurde das Unrecht, das an Einzelnen begangen wurde, reichlich dadurch aufgewogen, daß das Stiftungsvermögen ausnahmslos frommen Zwecken gewidmet wurde. Denn die reichen Erträgnisse der sorgfältig verwalteten Stifts- und Klostergüter flossen alle in eine einzige Kasse, die einer selbstständigen Verwaltungsbehörde, der sog. geistlichen Güterverwaltung, untergeben war und theils zur Bestreitung von kirchlichen Bedürfnissen und zur Unterhaltung des Schulwesens diente, theils mancherlei Wohlthätigkeitsanstalten, wie Spitälern und Waisenhäusern, zu Gute kam.[7]) Es wird immer bemerkenswerth bleiben, daß Friedrich der Fromme gleich in den ersten Jahren, nachdem er dem reformirten Bekenntniß sich angeschlossen (1564), das erste Waisenhaus gründete.[8]) Hospitäler wurden in großer Zahl errichtet; eben so reichlich wurde das Schulwesen, auf das wir zurückkommen werden, bedacht. Was aber nach Befriedigung der erwähnten Bedürfnisse noch übrig blieb, sollte nicht etwa dem Fiscus zu Gute kommen, sondern nur in Zeiten allgemeiner Landesnoth zur Hülfe und Rettung der Unterthanen dienen. Neben der unabhängigen Stellung des Kirchenraths ist der Pfälzer Kirche in den schweren Tagen der katholischen Reaction nichts so sehr zu Gute gekommen, als das reiche selbstständige Vermögen, das sie der hochsinnigen und gewissenhaften Fürsorge Friedrichs verdankte.

Die Zeitgenossen indeß waren weit davon entfernt, durch die wohlthätigen Schöpfungen, in denen der Calvinismus in der Pfalz sich praktisch bewährte, ihr Urtheil über die kirchlichen Reformen Friedrichs günstiger stimmen zu lassen. Für die guten Früchte der energievollen Frömmigkeit, die den Kurfürsten und seine Rathgeber und Mitarbeiter beseelte, hatte der Parteigeist kein Verständniß; er sah nur in dem Siege des reformirten Bekenntnisses und der demselben entsprechenden Cultusformen und Lebensordnungen eine Schädigung des alleinberechtigten Lutherthums, eine Gefährdung des Seelenheils vieler Tausenden, ja den Beginn einer allgemeinen Zerrüttung der deutsch-evangelischen Kirche. Daher der gesteigerte Eifer, womit geistliche und weltliche Häupter des Lutherthums den Calvinismus in der Pfalz in Wort und Schrift bekämpften.

Die Schwäbischen Theologen hatten mit dem früher erwähnten „Verzeichniß der Mängel" des eben erschienenen Katechismus den Feldzug wider die Heidelberger eröffnet. War jene flüchtige und verständnißlose Arbeit auch nur bestimmt, als Beilage für das an den Kurfürsten zu richtende Warnungsschreiben des Herzogs zu dienen, so fehlte es doch nicht an Copien, die in weiteren Kreisen verbreitet wurden.

Noch vor Ende des Jahres entstand in Württemberg eine zweite zur Widerlegung des verhaßten Katechismus bestimmte Schrift. Da nämlich der Kurfürst Friedrich sowohl in dem ausführlichen Schreiben, womit er am 14. September 1563 die Vorstellungen und Warnungen der benachbarten Fürsten beantwortete, als auch in den mündlichen Erklärungen, die er im October d. J. den Gesandten Christophs und Wolfgangs gab, sich darauf berief, daß der Katechismus einzig auf Gottes Wort gegründet und die Schriftstellen, auf die er sich stütze, noch von Niemanden umgestoßen seien, so schien es Christoph gut, diese Bibelstellen durch seine Theologen prüfen zu lassen. Der Hofprediger Bidembach wurde damit zunächst

betraut; Brenz sollte die Resultate der Forschung seines Collegen revidiren. Beide stimmten im Wesentlichen darin überein, daß die angezogenen Bibelstellen zwar in den Augen Unerfahrener dem Katechismus das Ansehen geben könnten, als sei er auf Gottes Wort wohl fundirt; aber die Allegationen seien zum Theil nicht genügend, um das zu beweisen, was sie beweisen sollten, zum Theil seien sie ungehörig und nicht an der rechten Stelle oder in einem andern Verstande gebraucht, als er in der h. Schrift gemeint sei. Die so entstandene Censur des H. Katechismus wurde von Christof und Wolfgang dem Kurfürsten zur Belehrung zugesandt und wahrscheinlich auch weiter verbreitet. [9])

Den lautesten Ton aber schlugen zwei der streitsüchtigsten und tapfersten Vorkämpfer des Ultralutherthums, Flacius Illyricus und Tilemann Heshusius, an: jener in seiner „Widerlegung eines kleinen deutschen calvinischen Katechismus, so in diesem 1563 Jahre sammt etlichen andern ärgerlichen Tractätlein ausgegangen“, dieser in seiner „Treuen Warnung für dem Heidelberg. calvinischen Katechismus sammt etlicher Irrthümer desselben“, welche die Jahreszahl 1564 trägt. Heshusius hatte sich seit der selbstverschuldeten Entlassung aus kurpfälzischen Diensten durch seine unbändige Herrschsucht und Kampflust nach einander auch in Bremen und Magdeburg, hier zum zweiten Male, unmöglich gemacht, und lebte jetzt als „Exul Christi“, wie er voll Anmaßung sich nannte, in Wesel. Voll Schauder sah er, wie der Calvinismus, den er als Generalissimus der Pfälzer Kirche in seinen ersten Regungen so kraftvoll bekämpft, nun zur Herrschaft gelangte. Der Heidelberger Katechismus, schrieb er, zeige aller Welt, was ihn aus der Pfalz vertrieben. Nicht um den Kurfürsten und die Seinen zu bekehren, sondern um die übrige Welt zu warnen und die eigene Seele zu retten, tritt er noch einmal in den Kampf wider die Rottengeister und Sectirer, die ihre

falsche und irrige Lehre nicht bequemer unter die Leute zu bringen wissen denn unter dem herrlichen Titel des lieben seligen Katechismi. Und nicht allein der armen Jugend in der Pfalz sollen die zwinglischen und calvinischen Irrthümer aufgedrängt werden, sondern der Heidelberger Katechismus ist, wie Heshusius meint, in die Sächsische Sprache gebracht, damit ja auch Sachsen und Niederdeutschland mit dem verführerischen Katechismo beunruhigt und verwirrt würden. Nacheinander stellt er, nicht ohne die Kunst des Verdrehens zu üben, die Lehre des Katechismus von der Erbsünde, der Kindertaufe, der Himmelfahrt Christi, von den Sacramenten, der Bekehrung u. s. w. als schwärmerisch und calvinisch dar und setzt den Rottengeistern kräftige Argumente, die kein Sophist auflösen soll, entgegen. [10])

Auch Flacius, welcher seine „christliche Treue in Bewahrung des allveredelsten Schatzes der göttlichen Wahrheit" mit Menschenhaß und Verfolgung schwer genug hat bezahlen müssen, kann nicht schweigen Angesichts „der greulichen Schwärmereien und der Schwindelgeister, die aufstehen, ihren höllischen teuflischen Sauerteig mündlich und schriftlich in die Kirche und Religion auszubreiten." Zwar stellt sich der „kleine calvinische Katechismus", der neuerdings ausgegangen, als ob er evangelisch oder der Augsburgischen Confession wäre, aber er ist doch voll grober Irrthümer. Neun dieser Schwärmereien, Schändlichkeiten, ja Gotteslästerlichkeiten sucht Flacius zu widerlegen. Daß die reformirte Lehre Christum von der Erde hinwegnimmt und in einen Winkel des Himmels einschließt, daß die Sacramente als leere Zeichen gelten, kann in der Darstellung eines so leidenschaftlichen Lutheraners nicht überraschen.

Noch schwächer indeß waren die Warnungen und Widerlegungen, die von Marbach in Straßburg und Andern ausgiengen. Selbst an namenlosen Flugblättern, welche die nacktesten Unwahrheiten über die kirchlichen Vorgänge in der Pfalz

ausbreiteten, fehlte es nicht. Da aber alle diese Schriften in populärer Sprache sich an die Masse des Volkes wandten, so konnten die Heidelberger nicht umhin, auch ihre Vertheidigung in gemeinverständliche Form zu kleiden. Ursinus war unter den gelehrten Theologen hiezu unbestritten der befähigtste. Er schrieb im Namen der Universität eine „Verantwortung wider die ungegründeten Auflagen und Verkehrungen, mit welchen der Katechismus christlicher Lehre beschwert ist"; er verfaßte gleichfalls eine gegen die Württemberger gerichtete „Antwort auf etlicher Theologen Censur über die am Rande des Heidelbergischen Katechismus angezogenen Zeugnisse" und gab endlich noch auf Verlangen des Kurfürsten, aber ebenfalls im Namen der theologischen Fakultät, eine Schrift unter dem Titel „Gründlicher Bericht vom Abendmahl des Herrn Jesu Christi" (1564) heraus.[11])

Die letztere Arbeit gilt als eine der bedeutendsten Lehrschriften der Pfälzer Kirche. Mit eben so viel Tiefe als Klarheit werden in ihr die Gründe der reformirten Abendmahlslehre erörtert und die Beschuldigungen der Gegner, als ob das Sacrament nur ein leeres Symbol wäre, widerlegt. Brod und Wein sind zwar sichtbare, aber keine leeren und vergeblichen Zeichen, sondern ein Abbild der geistigen Gemeinschaft mit Christo, und die Gläubigen werden durch das h. Abendmahl nicht allein aller Wohlthaten Christi, sondern auch seiner selbst, d. h. seiner Person, seiner Substanz und seines Wesens theilhaftig und zwar vermittelst des heiligen Geistes, welcher, in ihm und uns wohnend, das lebendige, ewige, unbegreifliche Band zwischen ihm und uns bildet und uns so mit seinem wahren, wesentlichen Leibe verbindet und vereinigt, daß wir an ihm gleich als Glieder an dem Haupte und Reben an dem Weinstocke hängen und das Leben aus ihm haben. Indem jedoch Ursin weiterhin den Stand der Abendmahlscontroverse bespricht, scheint er in dem Bestreben möglichst viel Uebereín-

stimmendes unter den Streitenden zu finden, an einer und zwar an der entscheidenden Stelle die reformirte Lehre der lutherischen näher zu rücken, als zulässig sein dürfte. Er führt aus, daß die Reformirten wie die Lutheraner nicht allein Brod und Wein, sondern auch den Leib und das Blut Christi genießen und daß sie nur darin von einander abweichen, daß die Ersteren nur einen geistlichen Genuß der Gnadengaben und dieses nur für die Gläubigen annehmen, während nach lutherischer Lehre auch die Ungläubigen Leib und Blut Christi empfangen und zwar mit dem Munde. Wenn aber der Reformirte, indem er glaubt, daß der Leib Christi nicht in unserm Leibe, wie auch unser Leib nicht in Christi Leibe sein kann, sondern der h. Geist das Band zwischen beiden bilde, folgerichtig den Leib Christi im Brode verwirft und nur in der heiligen Handlung gegenwärtig und durch den h. Geist an die Seele des Gläubigen vermittelt werden läßt, während dem lutherischen Communicanten in dem Brode der verklärte Leib zu mündlichem Genusse gereicht wird, — kann dann wohl mit Recht behauptet werden, daß zwischen der lutherischen und reformirten Abendmahlslehre bezüglich dessen, was empfangen wird, kein Streit bestehe, indem hier wie dort wirklich Christi wahrer Leib gereicht werde?[12])

Je mehr freilich die pfälzische Abendmahlslehre der lutherischen genähert werden konnte, um so leichter wurde es den Heidelbergern gemacht, für sich die Zugehörigkeit zu der Augsburgischen Confession in Anspruch zu nehmen, und diesem praktischen Interesse dient das letzte Capitel der Ursinischen Schrift. Ließ sich aber erwarten, daß dadurch die Gegner milder gestimmt werden würden? Gerade der Umstand, daß in dem „gründlichen Bericht“ die Heidelberger Theologen „sich rühmen, daß sie ihre Opinion nicht allein aus der h. Schrift und der alten Väter Lehre, sondern auch aus der Augsburgischen Confession und der Apologie beweisen, so daß also dies

Glaubensbekenntniß, wegen dessen man nun bei 34 Jahren so große Noth und Gefahr erlitten, dieser abscheulichen Secte zum Deckmantel dient" — gerade dieses steigerte den Unwillen eines Lutheraners von Herzog Wolfgangs Art nur noch mehr.[13])

Dagegen fanden die Ausführungen Ursins die vollkommene Zustimmung des Kurfürsten Friedrich, in dessen Briefen es nicht an Wendungen fehlt, die an den beredten Wortführer der Heidelberger Theologen erinnern. Es ist seit der Durchführung der Kirchenreform noch mehr als früher in erster Linie die Correspondenz mit seinem in der lutherischen Orthodoxie so gefestigten Schwiegersohn Joh. Friedrich, die dem Kurfürsten Gelegenheit bietet, die Bekenntnißfrage immer von Neuem zu erörtern.[14]) Bis zu stattlichen Abhandlungen wachsen in den Jahren 1564 und 1565 diese Briefe an und einzelne derselben zeugen von einer so bedeutenden Belesenheit und so großen Vertrautheit mit subtilen dogmatischen Fragen, daß einer der besten Kenner der Kirchengeschichte jener Tage keinen Geringeren als Ursinus für den eigentlichen Verfasser glaubte halten zu müssen.[15]) Aber nicht die Theologen führten, wie wir heute wissen, Friedrichs Feder, sondern die eigenen mit unermüdlichem Fleiße fortgesetzten Studien bieten ihm den Stoff und die gesteigerte Glaubenssicherheit und Glaubensfreudigkeit verleihen seiner Feder den Schwung. Er hoffte durch den überzeugenden Nachweis der vollständigen Uebereinstimmung der pfälzer Kirchenlehre mit der h. Schrift selbst den Widerwilligen gewinnen zu können, wie er auch nicht zweifelte, daß auch seine Theologen unter den Gegnern Zustimmung finden würden, wenn man ihre Bücher in die Hände der Leute kommen ließe und sie nicht in den Bann thäte, „wie der Papst nun in die 45 Jahre alle Bücher, so wider seine Lehre an den Tag kommen, verbannt und verboten hat."

Wie viel mehr konnte Friedrich erwarten, daß die gelehrten Vertheidiger seiner Kirche in mündlichem Gespräche

mit den Wortführern der Gegenpartei das Feld siegreich behaupten würden? Während der verdrießlichen Verhandlungen freilich, in die er mit den eifrig lutherischen Nachbarn nach dem Erscheinen des Katechismus verwickelt wurde, hatte er ein Colloquium mit den Württembergischen und Zweibrückischen Theologen zurückgewiesen. Er wollte damals mit den unruhigen zänkischen Leuten, den Clamanten, „die ihn diffamirt und condemnirt", und die nur bedacht wären, die Fürsten noch weiter ineinander zu hetzen, gar nichts zu schaffen haben. Nur mit seinen Vettern und Freunden von diesen Sachen freundlich zu conversiren, erklärte er sich bereit; Theologen aber wollte er auch nach weiteren Unterhandlungen nur in geringer Zahl und nur unter der doppelten Bedingung zu einem solchen freundschaftlichen Gespräche zugelassen wissen, daß auch der Landgraf Philipp von Hessen persönlich sich einfände und alle Condemnationen von vornherein ausgeschlossen würden.

Selbst der gute Christoph von Württemberg gab Ende 1563 die Hoffnung auf, mit dem mißtrauischen und verbitterten Kurfürsten sich auf diese Weise verständigen zu können, und begnügte sich, ihm die wiederholten Belehrungen seiner Theologen schriftlich zuzusenden.

Um so mehr mochte es den Herzog überraschen, daß er nach einigen Wochen von Friedrich eine freundliche Einladung zu einer vertraulichen Besprechung nach Hilsbach bei Sinzheim erhielt. Tief verstimmt, wie er war, wies er nicht allein die erste Einladung, sondern auch eine zweite zurück, und erst als der Kurfürst zum dritten Male ihn um die Unterredung ersuchte, machte er sich am 16. Februar 1564 nach Hilsbach auf den Weg. Friedrich empfing ihn auf das Freundlichste. Es war nicht das erste Mal, daß die von früh auf befreundeten, von ähnlichem religiösen Eifer erfüllten Männer, wenn sie allein, ohne Hoftheologen, mit einander verkehrten, der

Mißstimmung Herr wurden, welche durch die kirchliche Partei-stellung erzeugt war. So hatten sie in demselben Hilsbach im Sommer 1560, als der werdende confessionelle Gegensatz die erste Entfremdung herbeizuführen drohte, sich freundlich die Hand gereicht und ohne theologische Beihilfe sich über die Abendmahlslehre so weit verständigt, daß an vollkommener Uebereinstimmung nur wenig mehr zu fehlen schien. Christoph war damals mit dem Bekenntniß, das Friedrich ihm ablegte, bis auf den Punkt der mündlichen Nießung des Leibes Christi beim Abendmahle zufrieden gewesen; der Kurfürst wollte auch die mündliche Nießung zugeben, wofern sie nur sacramentaliter verstanden würde; nur die von Brenz aufgebrachte Ubiquität wies er zurück. Diese Doctrin, die nach seiner Ueberzeugung weder in der Bibel noch in den Schriften der Kirchenväter begründet war, hielt Friedrich auch später noch für das einzige Hinderniß einer vollständigen Uebereinstimmung mit Christophs Bekenntniß.[16]) Nun war freilich seit jenem Verständigungsversuche der Gegensatz zwischen der Pfälzischen und der Württemberger Kirche schärfer und schärfer geworden. Während die Schwäbischen Theologen die Allenthalbenheit oder, wie Brenz sich jetzt auszudrücken liebte, die göttliche Majestät der menschlichen Natur Christi zum Mittelpunkt der lutherischen Abendmahlslehre erhoben, hatte Friedrich in Katechismus und Kirchenordnung sich entschlossen auf den reformirten Standpunkt gestellt. Sollte aber deshalb zwischen den Nachbarkirchen untilgbare Feindschaft bestehen? Beruhte nicht die Schroffheit des Gegensatzes zum guten Theil auf Mißverstand, auf dessen Beseitigung zu hoffen war, wenn in Gegenwart der Fürsten einige hervorragende Theologen die Streitpunkte einer freundlichen und gründlichen Erörterung unterzogen? Isolirt und als Ketzer verschrien, wie Friedrich war, gebot ihm endlich auch das politische Interesse eine Wiederannäherung an die Nachbarn zu suchen. Gelang es, ein freundliches oder auch nur friedliches

Verhältniß zu Württemberg herzustellen, so war der lutherischen Opposition vielleicht die Spitze abgebrochen. Wenigstens stand dann nicht mehr zu fürchten, daß ihm durch die evangelischen Mitfürsten die Zugehörigkeit zu den Ständen der Augsburgischen Confession und damit das Anrecht auf den Genuß des Religionsfriedens abgesprochen werden könnte. Daß Friedrich auf wiederholte Drohungen hin auch diese Gefahr in's Auge faßte, ging unter anderem aus dem Eifer hervor, womit er in Hilsbach dem Herzoge Christoph zu beweisen suchte, daß die Pfälzer Kirchenreform mit der Augsburgischen Confession wohl vereinbarlich sei. [17])

Es gelang dem Kurfürsten, Christophs Zustimmung zu einem unverbindlichen freundlichen Colloquium ihrer Theologen zu gewinnen. Der Herzog hätte auch gern Philipp und Wolfgang nebst einigen Hessischen und Zweibrückischen Theologen an dem Gespräche theilnehmen lassen, Friedrich aber besorgte, daß es dann doch ohne Condemnationen und andere Weiterungen nicht abgehen würde, und erbot sich lieber, mit den genannten Fürsten sich später in besonderen Unterredungen zu verständigen. Noch wurde vereinbart, daß die politischen Räthe, welche neben den Theologen zu dem Gespräche gezogen werden sollten, gegen etwaige ungebührliche Zänkereien sofort einschreiten würden, und daß, um neue Irrungen zu verhüten, die Akten des Colloquiums nicht öffentlich bekannt gemacht werden sollten.

Friedrich sah mit lebhafter Erwartung dem 10. April, als dem Tage, an dem in dem Kloster Maulbronn in der Nähe von Bretten das Gespräch beginnen sollte, entgegen. Daß er vorher noch wiederholt, wie Christoph versichert nicht weniger als fünfmal, den Herzog an die verabredete Zusammenkunft mahnen ließ, befestigte auch diesen in der Hoffnung, daß die Verhandlungen nicht resultatlos enden würden. Schärfer sah der Herzog Wolfgang, der von dem Kurfürsten keinerlei

Nachgiebigkeit erwartete, sowie der Landgraf Philipp, der die Hartnäckigkeit der Württemberger fürchtete und daher Christoph den Rath gab, in dem Gespräche so gelinde wie möglich zu verfahren und sich damit genügen zu lassen, wenn Friedrich erkläre, daß „Christus uns wahrlich seinen Leib und sein Blut mit Brod und Wein zu genießen gebe." Auch die Heidelberger Theologen theilten die hoffnungsreiche Stimmung des Kurfürsten nicht; Ursin wenigstens betheiligte sich nur mit Widerstreben an einem Religionsgespräche, dessen Fruchtlosigkeit er voraussah, nicht weil er an der Macht der Wahrheit zweifelte, sondern weil er von den Gegnern fürchtete, daß sie sich vor dieser Macht nicht beugen würden.

Außer dem Genannten nahm der Kurfürst zu dem Geschäfte die Professoren Olevian und Boquin, die Hofprediger Diller und Dathen, die politischen Räthe Ehem und Eraſt und zur Führung des Protokolls den Philologen Wilhelm Xylander nach Maulbronn mit.[18]) Das Wort führten bei der Disputation pfälzischer Seits Boquin und noch mehr Ursin und Olevian. Als überaus schlagfertiger und in den Künsten der Sophistik nicht minder als der Dialektik bewanderter Gegner stand ihnen unter den Württembergern Andreä gegenüber, während Brenz, das geistige Haupt der Schwäbischen Theologen, in den Hintergrund trat.

Zwei für die Auffassung der Gegenwart Christi beim Abendmahle entscheidende Fragen bildeten den Gegenstand des gelehrten Wortkampfes, der vom 10. bis zum 15. April in 10 langen Sitzungen ausgefochten wurde, nämlich erstens die Frage, ob, wie die Württemberger zur Begründung der sacramentalen Gegenwart des Herrn lehrten, Jesus auch nach seiner menschlichen Natur allenthalben sei, und zweitens, wie die Worte der Einsetzung des Abendmahls zu verstehen. Ueber die erstere Frage wurde in 8 auf einander folgenden Sitzungen gestritten. Die Beschaffenheit des Themas und die damalige

Gewohnheit theologischer Disputationen brachten es mit sich, daß neben den Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinnes auch die der Ironie, ja die des Spottes, selbst von einem so ernsten und strengen Manne wie Olevian war nicht verschmäht wurden. Als Andreä die Allenthalbenheit und Majestät Christi aus der Menschwerdung des Wortes herzuleiten versucht, fragt Olevian, ob Christus nach seiner Menschheit allgegenwärtig gewesen sei, da er empfangen im Mutterleibe. Andreä verneint das nicht, verliert sich aber sogleich, um dem Gegner zu entschlüpfen, in eine nicht zur Sache gehörige Betrachtung. Das heißt predigen, nicht disputiren, wirft Dathenus ein. Auch der Kurfürst wird ungehalten über die langen Abschweifungen. „Wir haben mit Predigen schon drei Tage verzehrt, aber mich schläfert dennoch nicht dabei; denn ich bin darum hier, daß ich wölle lernen, und will lernen mein Leben lang." Friedrich will warten, und wenn es 14 Tage dauere. Nun möchte Christoph seinen bedrängten Theologen beispringen; man solle ihn reden lassen, da der andere ihn habe fangen wollen. Der Kurfürst dagegen bemerkt, daß die Württemberger, während es sich um die Person Christi und seine leibliche Majestät handele, auf das Abendmahl abspringen wollen, wovon gegenwärtig nicht gehandelt werde. „Ich suche die Ehre Gottes, schließt er, macht die Predigt desto kürzer." Andreä, von Olevian unerbittlich festgehalten, wird weiterhin mit der Schlußfolgerung in die Enge getrieben, daß Christus nach der obigen Behauptung, da er im Mutterleibe die Allenthalbenheit gehabt, auch gleichzeitig in allen Jungfrauen gewesen sein müsse. Andreä gibt zu, Christi Menschheit habe von Anfang an die göttliche Majestät gehabt, aber im Mutterleibe sei er doch nicht allgegenwärtig gewesen. Er muß dann weiter einräumen, daß der Stand der Erhöhung erst mit der Auferstehung und Himmelfahrt Christi begonnen. Folgenden Tages aber, da die subtile Streitfrage von neuem aufgenommen

wird, formulirt er seine Behauptung dahin, daß Christus zwar alle Zeit, also auch im Mutterleibe, überall gewesen, aber nicht der Aeußerung, sondern blos dem Besitze nach (actu primo, possessione, nicht actu secundo, patefactione)!

So wurde über das Unbegreiflichste noch zwei Tage lang mit allem Aufgebot dialectischer Gewandtheit gestritten, ohne daß man sich um eines Haares Breite näher gekommen wäre. Indeß verdient ausdrücklich bemerkt zu werden, daß bei aller Schärfe der Gegensätze, die sich hie und da in schneidenden Ausfällen Luft machte — so verstieg sich Andreä einmal zu der Aeußerung, daß zwischen dem Himmel der Pfälzer, des Talmud und des Koran kein Unterschied sei —, von den Disputanten im Ganzen die Formen des Anstandes in einer Weise beobachtet wurden, wie es bei theologischen Disputationen damals selten geschah. Wenn dies vornehmlich der achtunggebietenden Persönlichkeit der beiden frommen Fürsten zu danken war, so kann auch nicht geleugnet werden, daß die Heidelberger Theologen ihren Gegnern mit dem Beispiel rühmlicher Ruhe und Mäßigung voran gingen. Was Friedrich betrifft, so war der obenerwähnte Fall nicht der einzige, wo er in das Gespräch mit einem Wort der Verständigung oder der Mahnung zur Ordnung eingriff. Auch eine sachliche Bemerkung, die er machte, verdient noch angeführt zu werden. Als Andreä in der achten Sitzung einen langen Vortrag über die Majestät der Menschheit Christi mit der Bemerkung schloß, daß auch Luther die Allenthalbenheit für die Hauptfeste des Artikels von des Herrn Nachtmahl erklärt habe, unterbrach ihn der Kurfürst mit dem Zuruf: „Luther war kein Apostel, auch er konnte irren.“

Endlich hatte man sich auf beiden Seiten von der Unfruchtbarkeit weiterer Verhandlungen über die Ubiquitätslehre überzeugt. Wer dieser Ueberzeugung zuerst Ausdruck gab und sich für den Abbruch des Gesprächs erklärte, geht aus den

Akten nicht deutlich hervor. Während sich aus dem Protocoll mit Sicherheit zu ergeben scheint, daß die Württemberger wenigstens das Aufgeben der Disputation über die Ubiquität gewünscht haben, ist von Brenz und selbst von dem Herzoge Christoph später den Pfälzern vorgeworfen worden, daß sie nicht weiter von dem Gegenstande haben handeln wollen und das Colloquium abgebrochen haben.[19]) Indeß fanden die beiden Fürsten doch für gut, daß man wenigstens den Versuch mache, ohne Rücksichtnahme auf die Ubiquität sich über die Abendmahlslehre zu verständigen, indem man von den Einsetzungsworten handele. Demnach wurde in zwei weiteren Sitzungen über den Sinn der Worte: „dies ist mein Leib" u. s. w. zwischen Andreä, Ursin und Olevian hin und her gestritten, bis man, statt die Lehre vom Sakrament zu erörtern, glücklich wieder in den Ubiquitätshader hineingerieth. Nun sprachen auch die Fürsten sich für die Beendigung des Colloquiums aus und erklärten unter Vorwendung dringender Geschäfte, durch die sie nach Hause gerufen würden, die Verhandlungen für geschlossen.

Friedrich aber, dem es schmerzlich war, daß die Versammlung sich resultatlos trennen sollte, machte noch einen Versuch, in besonderer Unterredung Brenz und Andreä zu bestimmen, daß sie etwas nachgeben möchten. Da auch dies Bemühen scheiterte, bat er Andreä, seine Meinung vom Abendmahle mit den zugehörigen Schriftstellen ihm brieflich mittheilen zu wollen, was auch nach einiger Zeit geschah und den Kurfürsten zu einem eigenhändigen Antwortschreiben nebst Randbemerkungen zu dem Aufsatze Andreäs und diesen wieder zu einem Gegenberichte veranlaßte.

Christoph theilte den Schmerz des Kurfürsten über die Vereitelung der Hoffnungen, womit man zu dem Gespräche geschritten war. Er wollte nicht scheiden, ohne dem gelehrten Freunde, den die Theologen zu bekehren nicht vermocht hatten,

ein reines und klares Bekenntniß über die streitigen Punkte, mit eigener Hand geschrieben, mitzugeben. Friedrich sah sich dadurch zu einer entsprechenden Gegengabe aufgefordert. Tief in der Nacht vom 17. auf den 18. April schrieb er die eigene Auffassung der fraglichen Punkte nieder und berief sich für dies Bekenntniß auf das alte wie das neue Testament, auf die Artikel des uralten allgemeinen christlichen Glaubens und der allgemeinen alten Kirche, „also daß ich nicht solchen Glauben allererst erdacht oder diese Nacht allererst erfunden, sondern aus Gottes allein seligmachendem Worte studirt habe. Geschrieben zu Maulbronn, als die Glocke drei schlug gegen Tag, Dienstags den 18. Aprilis Ao. 64.“ [20])

War Friedrich nach Maulbronn in der Hoffnung gezogen, daß es ihm gelingen möchte, die Kluft, welche seine Kirche von der Württembergischen, ihn selbst von Herzog Christoph trennte, zu überbrücken, so fühlte er sich, wenn er den Erfolg des Gespräches erwog, gründlich enttäuscht, und unverhüllter als je trat ihm die Thatsache entgegen, daß er in religiöser Beziehung eine Sonderstellung unter den deutschen Fürsten einnahm. Er hatte vor wenig Jahren die Regierung eines der angesehensten Kurfürstenthümer mit dem Vorsatz angetreten, für die Einigkeit und die friedliche Entwickelung der evangelischen Kirche zu wirken, damit dieselbe, innerlich gekräftigt, um so sicherer sich mehr und mehr ausbreiten möchte. Jetzt beschuldigte man gerade ihn allgemein, daß er von der reinen Lehre sich entfernt und durch seine Neuerungen die Kirche Christi zerrüttet habe. Wie oft mag da der gewissenhafte Fürst sich und sein Wirken geprüft, seine Gesinnungen und Handlungen an dem Maßstabe des göttlichen Wortes gemessen haben? Die Gedanken, die in so ernsten Stunden ihn erfüllten, haben u. a. ihren Ausdruck in einer denkwürdigen Ansprache gefunden, die Friedrich am 1. Juli 1564 an die Söhne

Ludwig, Joh. Casimir und Christoph, sowie an ein Paar seiner vertrauten Räthe richtete.

Er weist darauf hin, daß er sich nicht in das Regiment gedrungen, sondern daß er von Gott darein gesetzt sei, nicht um zeitlicher Wollust und seines Gefallens zu leben, sondern als Hüter über die Schäflein Christi, dieselben zu weiden und vor Abgötterei zu hüten, diese abzuschaffen und die Ehre Gottes zu befördern; zum Anderen, auch die Unterthanen in dem Zeitlichen zu schützen und zu schirmen. Er erinnert an den Ursprung des kirchlichen Haders in Heidelberg, an die Kämpfe, in die er verwickelt worden, als man ihm Gemahlin und Söhne habe abfangen wollen und in den Kirchen Thüringens für ihn gebetet habe. Aber Gott habe Gnade verliehen, daß er stärker geworden und zu fleißigem Beten bewegt sei. Allerwegen sei sein wie jeder gottseligen Obrigkeit Bestreben dahin gegangen, die Abgötterei abzuschaffen, „sonderlich so aus dem Papstthum hergeflossen.“ Er erinnert an den Mißbrauch, den man mit dem „runden Brödlein“ getrieben, daraus man einen Abgott gemacht. Um die Abgötterei aus den Herzen der Menschen zu thun, habe er das Brodbrechen angeordnet, eine Aenderung, die ihm von vielen seiner Freunde arg verdacht, obwohl sie dem Befehl Gottes und dem Gebrauch der Jünger gemäß sei. Friedrich weist ferner hin auf den Katechismus und die Kirchenordnung, die noch niemand mit guten Gründen widerlegt habe, und die auch noch länger unwiderlegt bleiben werden, da sie keine neue Lehre enthalten und auch der Augsb. Confession nicht widerstreiten, ungeachtet Etliche lästern, daß er von solcher Confession abgewichen.“

„Dieses Bekenntniß führen andere „Land und Leut“ und Königreiche, so im Blutbad gesessen, als Frankreich, Hispania, Engeland, Schottland und Niederlande, Italien desgleichen, item Deutschland. Daß diese Religion nicht Jedermann gefallen will, müsse man Gott befehlen. Da sie aber in ihre

Herzen gingen und nicht etwas anderes suchten, weltliche Ehre und Pracht, würden sie sich leichtlich mit ihm vergleichen; Gott wolle nicht allein den Mund, sondern auch das Herz und die Hand. Besorgen derohalben Andere, da sie sich mit Pfalz vergleichen, würden sie von ihrer weltlichen Wollust, und Fressen und Saufen abstehen müssen." Weil er nun in seinem Gewissen überzeugt, daß seine Religion aus Gottes Wort, könne er sich weder durch die Welt noch den Teufel davon abschrecken lassen, gedenke auch bis ans Ende der Welt mit allen frommen Christen sie zu bekennen und ins Werk zu richten wider alle Pforten der Hölle, wie er denn für sich und seine Söhne zu pflanzen gedenke. Hiemit wolle er bezeugen, daß er in der Religion wolle leben und sterben und auch die Söhne erinnert haben, daß sie diese wohl angestellte Religion wollen handhaben und da noch nicht alles ausgefegt sei, nach ihrem Vermögen es aus dem Wege räumen, eingedenk der biblischen Historien, wonach Gott kein wohlgefälligerer Dienst geschehen konne, als daß man den Greuel der Abgötterei aus der Kirche thue.

So scharf auch hiernach Friedrich den Gegensatz auffaßte, in welchem die Kirche seines Landes zu den Nachbarkirchen stand, so wünschte er doch ernstlich den Frieden gewahrt und den confessionellen Hader für die Zukunft gemieden zu sehen. Mit demselben Wunsche war Herzog Christoph von Maulbronn geschieden. Ihre Theologen, so hatten sich die Fürsten versprochen, sollten von Streitschriften und besonders von aller Bitterkeit unter einander abstehen. Daß die Akten des Gesprächs nicht veröffentlicht würden, war, wie erwähnt, schon vor Beginn desselben vereinbart worden. Gleichwohl erschien noch im J. 1564 auf Veranstaltung des Probstes Brenz zu Frankfurt a. M. „ein wahrhafter und gründlicher Bericht über das Gespräch zwischen des Kurfürsten Pfalzgrafen und des Herzogs zu Württemberg Theologen von des Herrn

Nachtmahl zu Maulbronn gehalten.“ Dabei wurden leidenschaftliche Angriffe auf die Pfälzer nicht gespart. Man warf ihnen vor, sie hätten zu Maulbronn immer sophisticirt, jetzt ein Ding geleugnet, jetzt wieder zugegeben und selbst nicht gewußt, wie sie daran wären. Der Herzog und dessen Räthe, wurde versichert, seien durch solches Gebahren der Gegner im Glauben und Bekenntniß ihrer Kirche sehr gestärkt worden und hätten noch mehr Abscheu als bisher vor den erschrecklichen Irrthümern und Lästerungen der Heidelberger Lehrer gewonnen.[21])

Man hat für dieses beklagenswerthe Vorgehen der Württemberger die Heidelberger Theologen verantwortlich machen wollen; sie hätten, entgegen dem bei vielen andern Gelegenheiten erworbenen Ruhme, „dem Zelotismus der Lutheraner eine mildere Haltung entgegenzusetzen“, jetzt mündlich und brieflich überaus harte und zum Theil unwahre Erzählungen vom Maulbronner Gespräch verbreitet.[22]) Allerdings haben Männer wie Erast, die sich nicht thätig an dem Gespräch betheiligten, in Briefen an Freunde die Heidelberger Disputatoren als die überlegenen geschildert, welche, wenn auch nicht durch Gewandtheit und Geschicklichkeit, so doch durch die Macht der Gründe siegten; allerdings machte auch Ursinus in vertraulichen Briefen kein Hehl aus der Indignation, womit ihn die Sophistereien und Winkelzüge, die Dreistigkeit und die Hohlheit Andreäs erfüllt hatte;[23]) wenn aber aus Heidelberger Kreisen siegesstolze und selbst gehässige Aeußerungen über die Württemberger in die Welt hinausgingen, indem es u. a. hieß, diese seien übel bestanden mit des Brenz Bastardtochter, ubiquitas genannt, oder ihr brodener Abgott sei entdeckt und zu Schanden gemacht worden, so waren hieran Friedrich und seine Hoftheologen eben so wenig schuld wie daran, daß den schwäbischen Kämpfern in Württemberg selbst der Vorwurf gemacht wurde, daß sie gar übel bestanden und der Herzog nun dem Gegentheil geneigter sein werde als zuvor.[24])

Nur der verbitterte Parteihaß, wahrscheinlich gemischt mit dem Gefühle der eigenen Schwäche, erklärt das Benehmen des Brenz. Wie aber läßt sich des Herzogs Christoph Zustimmung zu einem Bruche des dem Kurfürsten gegebenen Versprechens erklären? Von Maulbronn war Christoph in tiefer Verstimmung zurückgekehrt, bewahrte aber Anfangs, verglichen mit dem von blindem Haß entflammten Wolfgang, eine gewisse Mäßigung. Er wollte nicht davon wissen, daß alle übrigen evangelischen Fürsten zu einer Verurtheilung des Kurfürsten aufgerufen würden, damit er sodann „von Obrigkeitswegen" aus dem Religionsfrieden ausgeschlossen würde; auch nicht davon, daß sogar, um die weitere Ausbreitung der Sectirerei bei Zeitgenossen und Nachkommen, „so jetzt noch nicht auf die Welt geboren," zu verhindern, durch Gesetz verkündet würde, daß Sectirer ihres Erbrechts verlustig gehen sollten! Christoph hielt nach seiner Einfalt nichts für christlicher und nützlicher, als für den Kurfürsten von der Pfalz eifrig zu beten. Daß er sich bald darauf gleichwohl in Harnisch bringen ließ, so daß er der Leidenschaft seiner Theologen keinen Zügel mehr anlegte, konnte doch wohl nur die Folge des Hetzens von Seiten jener Hofgeistlichen sein, deren wachsendem Einfluß sich Christoph in unmännlicher Weise hingab.

Die Heidelberger Theologen dagegen waren es sich und ihrer Sache schuldig, die maßlosen Angriffe, welche die Württembergische Schrift enthielt, nicht unerwidert zu lassen. Sie antworteten mit einer vollständigen Veröffentlichung der Akten des Gesprächs und einer eingehenden Widerlegung der Brenzischen Streitschrift. Aus dem Protocoll, hoffte Friedrich, möge die ganze deutsche Nation sehen, wie untreulich, er will nicht sagen fälschlich, die Württemberger ihren Bericht an den Tag gegeben; man werde daraus auch beurtheilen können, wer im Gespräche den Sieg davon getragen, bei dem Worte Gottes geblieben sei oder nicht, wer den andern Theil förmlich geant-

wortet oder zu antworten Scheu gehabt und Ausflüchte gesucht habe.

Die dem Protocolle angehängte Vertheidigungsschrift hatte den immer gerüsteten Ursin zum Verfasser und suchte nachzuweisen, daß die Pfälzer zu Maulbronn wie überall sonst von der Majestät des Menschen Jesu und von seiner Gegenwart im Abendmahle in voller Uebereinstimmung mit der h. Schrift, den ökumenischen Bekenntnissen und den Vätern der rechtgläubigen Kirche gelehrt haben. Dabei fehlte es begreiflicher Weise auch nicht an scharfen Seitenhieben auf die selbstgefällige Orthodoxie der Württemberger, so daß diese, noch mehr gereizt, nicht allein mit einer neuen „Widerlegung" vor das Publikum traten, sondern sich gedrungen fühlten, auch ihrerseits das Maulbronner Protokoll herauszugeben. Wenn sie sich aber dabei auf dem Titel die Bemerkung erlaubten: „ohne Zusatz und Abbruch getreulich in Druck verfertigt", während doch den Pfälzern eine Fälschung oder bewußte Verstümmelung der Akten nicht vorgeworfen werden konnte, so war dies ein neuer Beweis für ihre leidenschaftliche, ja unredliche Kampfesweise. Noch einmal mußte Ursinus, obgleich voll Ueberdruß an dem häßlichen Gezänk, die Abwehr übernehmen. Da aber jede der beiden Parteien das letzte Wort haben wollte, so vergingen noch Jahr und Tag, ehe die Fluth der Schmähschriften sich verlief.[25]) Wie richtig hatte doch der greise Landgraf Philipp geurtheilt, als er schon am 2. Juni 1564 dem Herzoge Christoph schrieb, es wäre besser gewesen, wenn man von dem hohen Artikel weniger disputirt und es einfältig dabei gelassen hätte, daß Christi Leib und Brod im Abendmahl gegessen und getrunken werde, wie der Herr befohlen habe; beiderseits Theologen laufen zu weit aus; es sei ein böser Zank.

Auch von Friedrich und von ihm vor allem läßt sich annehmen, daß ihm der neu entflammte Hader von Herzen

zuwider war. Aber da er einmal die Kirche seines Landes in den Kampf hineingezogen sah, konnte er ihre gelehrten Wortführer nicht an der Vertheidigung hindern. Er trat vielmehr, wo sich ihm Gelegenheit bot, selbst für sie ein und nahm, indem er alle in der Debatte auftauchenden wichtigeren Fragen aufmerksam verfolgte, besonders regen Antheil an einer Verhandlung, welche Luthers Stellung in dem Abendmahlsstreite berührte.

Wir erinnern uns, daß Friedrich nicht allein in dem Gespräche zu Maulbronn, sondern auch in Briefen an Joh. Friedrich d. M. unter rückhaltloser Anerkennung der Größe und der außerordentlichen Verdienste des Reformators denen entgegentrat, welche aus ihm einen Propheten oder Apostel, der nicht auch irren könnte, machen wollten. Ein sorgfältiges Studium der Schriften Luthers hatte ihn gelehrt, daß er eine Reihe von Irrthümern, womit er sich, da er schon das Evangelium zu predigen angefangen, noch getragen, im Laufe der Zeit erkannt und widerrufen hatte. Weiter aber hatte der Kurfürst durch mündliche Mittheilung in Erfahrung gebracht, daß Luther sogar über den Sacramentsstreit, in welchem man seine Autorität anzurufen nicht müde wurde, sich vor seinem Ende anders und milder geäußert, ja selbst zugegeben habe, „daß er der Sachen zu viel gethan."

Durch Ursinus wird Friedrich die erste Kunde von dem viel bestrittenen Gespräche erhalten haben, das Melanchthon mit Luther vor dessen letzter Reise nach Eisleben über den Abendmahlshandel hatte.[26]) Als Melanchthon, so lautet die Erzählung, sich offen dahin aussprach, daß die Lehre der Kirchenväter in diesem Punkte der Lehre der Schweizer näher komme, als der Luthers, schwieg Luther eine Weile und äußerte dann: „Lieber Philippus, ich bekenne, daß der Sache vom Sacrament zu viel gethan ist." „So lasset uns, entgegnete Melanchthon, eine Schrift stellen, worin die Sache gelindert

werde, auf daß die Wahrheit bleibe und die Kirchen wieder einträchtig werden." Worauf Luther: „Ja, lieber Philipp, ich habe dies oft und vielfältig gedacht; aber so würde die ganze Lehre verdächtigt. Ich wills dem allmächtigen Gott befohlen haben. Thut ihr auch etwas nach meinem Tode.".

Da Melanchthon kein Geheimniß aus diesem hochbedeutsamen Vorgange machte, so erhielten vertraute Schüler und Freunde desselben davon Kunde. Auch Ursinus hörte in Wittenberg von der Sache. Aus Melanchthons eigenem Munde aber hatten Albert Hardenberg und Herbert von Langen die Erzählung vernommen und bei Gelegenheit des Sacramentsstreites, in den Hardenberg in Bremen verwickelt wurde, in einem Verhöre vor Bürgermeister und Rath Gebrauch davon gemacht. Um sich volle Gewißheit zu verschaffen, sandte der Rath von Bremen den Magister Schlenkgrawe nach Wittenberg und Melanchthon versicherte denselben, daß der Vorgang in der Wahrheit begründet sei.

Als der Kurfürst Friedrich davon hörte, säumte er nicht, sich so sorgfältig und genau wie möglich über den Sachverhalt zu unterrichten. Er ließ durch Craft an den Bürgermeister Daniel von Büren in Bremen schreiben und ihn ersuchen, durch sein eigenes Zeugniß und das Herberts von Langen und Schenkgrawes ihn zu versichern, ob etwas der Art in Bremen verhandelt worden sei. Als Antwort empfing er die Versicherung, daß, wie man vor der ganzen Welt zu bezeugen bereit sei, alles sich durchaus in der Wahrheit begründet gefunden habe.

Seit 30 Jahren liegt uns außerdem eine eidliche Versicherung Hardenbergs in der eigenhändigen Aufzeichnung vor, die er nach dem erwähnten Verhöre vor dem Rathe niederschrieb und wonach er aus Melanchthons Munde den Vorgang ganz so vernommen, wie man ihn früher des Näheren nur aus dem von dritter Hand überlieferten Zeugniß eines andern

Melanchthonianers, nämlich des Alesius, kannte. Und dennoch wird die Mittheilung nicht allein lutherischer Seits bis zur Stunde verworfen, sondern auch von Kirchenhistorikern reformirter Richtung angezweifelt.[27]) Wie wir heute die Gesinnung Luthers, constatirt durch zahlreiche bis in die letzten Lebenstage reichende Aussprüche kennen, wissen wir allerdings, daß er seine Stellung zu der Sacramentsfrage vor seinem Tode in Wahrheit nicht geändert hat. Aber sollten wir deshalb Melanchthon oder dessen vertraute Schüler Lügen strafen dürfen? Ist es nicht denkbar, ja nach den vorliegenden Zeugnissen mehr als wahrscheinlich, daß Luther in einem Moment milder und versöhnlicher Stimmung gegen Melanchthon eine Aeußerung that, die wenigstens annähernd ähnlich lautete, ohne die Ausdehnung und die Tragweite zu haben, die Jener ihr gab und in der Erinnerung festhielt?

Gewiß waren Friedrich und Ursinus berechtigt, von dem, was sie auf zuverläßige Weise erfahren, Gebrauch zu machen. Der Kurfürst that es, indem er in Briefen an seinen Schwiegersohn die Behauptung aufstellte, daß Luther vor seinem Ende im Sacramentshandel nachgegeben, wenn er auch nicht Jedem davon gesagt und keinen öffentlichen Widerruf gethan habe. Ursin aber nahm Veranlassung in der dem Protocolle des Maulbronner Gespräches angehängten Widerlegung des Württembergischen Berichts von der Autorität Luthers, welche die Gegner für sich anriefen, zu handeln und hiebei von dem fraglichen Gespräche mit Melanchthon nach bestem Wissen zu berichten. Erreicht wurde damit freilich nichts anderes, als daß die Erbitterung der Gegner wo möglich sich noch steigerte und ihre Zahl sich vermehrte. „Wider Landlügen der Heidelberger Theologen" lautete der bezeichnende Titel einer Schrift, worin Morlin alsbald (Febr. 1565) auf dem Kampfplatze erschien.

Es war vergebens, daß in jenen streiterfüllten Tagen, als Parteileidenschaft auch die Besseren verblendete und ver-

härtete, ein Mann wie Theodor Beza bei Christoph von Würtemberg seine Stimme für die Herstellung des Friedens der Kirche erhob, indem er dem Herzoge 1565 zwei durch eine seltene Ruhe und Mäßigung ausgezeichnete Schriften widmete. Da die eine dieser beiden Schriften gegen Joh. Brenz und dessen Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi gerichtet war und die andere eine Vertheidigung der reformirten Lehre von der Vereinigung der beiden Naturen in Christo gegen Andreä bildete, konnte der Herzog darin nur eine unberechtigte Parteinahme für die Heidelberger erkennen.

Eben so wenig wurde der Friede dadurch angebahnt, daß um dieselbe Zeit die Ubiquitätslehre der Württemberger auch von den kursächsischen Theologen angefochten wurde. Die Wittenberger „Halben" nämlich, welche nach dem Emporkommen des Calvinismus in der Pfalz die Abendmahlslehre der Heidelberger aus Rücksicht auf den Dresdner Hof unter Paul Ebers schwächlicher Leitung laut zu tadeln für gut fanden, blieben darin wenigstens der Melanchthonischen Richtung getreu, daß sie die wahre Gegenwart Christi im Abendmahle aus der Theilnahme seiner menschlichen Natur an der allgöttlichen Gegenwart abzuleiten sich sträubten, vielmehr die von Brenz ausgebildete Doctrin als unlutherische Neuerung der schärfsten Kritik unterwarfen. Bei dem Ansehen, welches die Wittenberger Schule damals noch in weiten Kreisen genoß, machte ihre Censur der schwäbischen Streitschriften großes Aufsehen. Die Württemberger riefen ihren Herzog zu Hülfe. Kurfürst August aber nahm eben so entschlossen für seine Theologen, an deren Rechtgläubigkeit er nicht zweifelte, Partei; er rieth dem Herzoge Christoph, den Seinen jede weitere Veröffentlichung von Streitschriften zu untersagen, und als weitere Zusendungen aus Württemberg erfolgten, blieben sie kursächsischer Seits unbeantwortet. [28]) Da ging Christoph den Landgrafen Philipp um Vermittlung an. Aber auch dieser wußte nichts Besseres zu

rathen, als daß dem Urheber des ganzen Streits, Joh. Brenz, alles Polemisiren für die Zukunft verboten würde; ja, der Landgraf verhehlte nicht, daß er selbst von der Ubiquitätslehre, abgerechnet, was Luther einmal davon geschrieben, nie in seinem Leben gehört habe, und daß man vieler Orten in Deutschland, wo das Bekenntniß vom Abendmahl rein und lauter sei, der Meinung und den Schriften des Brenz nicht zustimme. Auch von anderer Seite bekam der Herzog zu hören, daß er hin und wieder im Reiche ausgeschrieen werde, als ob er neue unerhörte Lehre in Schutz nähme.

Aber konnten solche Stimmen dem Herzoge nicht vielmehr als Beweis dafür gelten, daß die in der Stille um sich greifende reformirte Doctrin dem reinen Evangelium schon in einem großen Theile Deutschlands den Boden entzogen habe? Was sollte aus der evangelischen Kirche werden, wenn der lutherischen Abendmahlslehre die einzige zuverläßige Stütze fehlte? Genug, statt denen Gehör zu schenken, die zur Nachgiebigkeit riethen, sah Christoph sich vielmehr verpflichtet, alle noch glaubenstreuen Fürsten unter Vorlage sämmtlicher zwischen den Württemberger und Pfälzer Theologen gewechselten Streitschriften, von den Maulbronner Protocollen an, zum Schutze des bedrohten evangelischen Glaubens gegen „den leidigen und gefährlichen Zwinglianismus" aufzurufen. Nicht nur in Frankreich und England, klagt Christoph in seinen Briefen, die im Uebrigen auf die besondere confessionelle Stellung einzelner Fürsten eine klug berechnete Rücksicht nehmen, reiße der Zwinglianismus ein, sondern auch in Deutschland suche er an vielen Orten mit Gewalt, an manchen aber (hier scheint Wittenberg gemeint zu sein) heimlich und „meuchlich" aufzukommen. Auch erfahre man immer mehr, welch schädliches Gift und greuliche Gotteslästerung dahinter stecke, weshalb man besorgen müsse, daß noch manche Mißgeburten von diesem Monstrum und Wunderthier kommen werden, da die Heidelberger Theo-

logen sich nicht scheuen zu schreiben, daß Christus in unserm Sacrament ein brödtener Abgott und ein in unseren Herzen gedichteter und geschmiedeter Götze sei."

Der orthodoxe Eifer, womit Herzog Christoph auf Anstiften seiner Theologen die Pfälzer Kirche bekämpfte, erscheint unschuldig und fast harmlos gegenüber dem leidenschaftlichen Hasse, den der Herzog Wolfgang gegen seinen ketzerischen Namensvetter und dessen kirchliche Reformen an den Tag legte. War es dort die ehrliche, wenn auch mißleitete religiöse Ueberzeugung, die den langjährigen oft bewährten Freund zu einem heftigen Gegner machte, so übten hier auch unreine selbstsüchtige Motive bestimmenden Einfluß.

Herzog Wolfgang von Zweibrücken hatte sich schon in jungen Jahren als einen eifrigen Anhänger des Protestantismus bewährt; einer der wenigen Fürsten, welche nach dem Schmalkaldischen Kriege dem Sieger Concessionen auf Kosten seines Glaubens verweigerten, bemühte er sich ernstlich, auch durch die Pflege des Schulwesens das Werk der Reformation zu befestigen und zu fördern. Seinem nahen Verhältnisse zu dem kurfürstlichen Hofe in Heidelberg verdankte er es, daß ihn schon Friedrich II. zum Statthalter der Oberpfalz machte. Er benützte die sechsjährige Verwaltung dieses Landes, um dort der Reformation, die in den Kurlanden am Rhein unter Friedrich II. kaum Wurzel fassen konnte, zum Siege zu verhelfen. Ottheinrich aber, mit dem er seit lange befreundet war, überließ ihm, da er zu Heidelberg die kurfürstliche Regierung antrat, „aus beweglichen Ursachen und um erzeigter Wohlthaten willen" das nicht zur Kur gehörige Herzogthum Neuburg und Sulzbach, freilich in tief verschuldetem Zustande, zu Erb und Eigen. Damit nicht zufrieden, suchte Wolfgang die Schwäche des alternden Freundes in ungehöriger Weise auszubeuten. Nachdem ein zu Lauingen von Ottheinrich aufgesetztes Testament ihm den größten Theil der zu hinterlassen-

den Fahrniß zugesprochen hatte, sollte er durch ein zweites, das zu Heidelberg in den letzten Lebenstagen des Kurfürsten entworfen und bis auf die Unterschrift vollendet war, sowie durch einen rechtlich ebenfalls nicht gültigen „Legatzettel“ noch reichlicher bedacht werden. Die Ansprüche, die hierauf nach dem Tode Ottheinrichs Wolfgang gründete, gaben zu mehrjährigen Verhandlungen mit dem neuen Kurfürsten Friedrich und zur ersten Entzweiung beider Fürsten Veranlassung. Die Räthe Friedrichs waren einstimmig der Meinung, daß er juristisch dem Herzoge Wolfgang gar nichts schuldig wäre. Der Kurfürst aber, statt den Rechtsweg zu verfolgen und der schon durch den confessionellen Gegensatz gefährdeten Freundschaft Wolfgangs für immer verlustig zu gehen, suchte sich mit ihm unter Vermittlung befreundeter Fürsten friedlich auseinanderzusetzen in der Hoffnung, um so mehr einen „guten Freund und Bruder, wie sie nicht allewege um das Zeitliche zu kaufen“, an ihm zu besitzen. „Sollte es mir zu dem Ende nicht gerathen, so müßte ich thun, wie mit andern Dingen und es dem lieben Gott befehlen, dieweil es nur um das Zeitliche zu thun, welches ich nicht wissen kann, ob ich's morgen besitze.“

In einem andern Falle, wo es sich für Friedrich um mehr als um ein persönliches Opfer an Geld und Gut handelte, willfahrte er dem Herzoge nicht. Wolfgang suchte seinen völlig zerrütteten Finanzen — in seiner Mittellosigkeit hatte er selbst ein jährliches Dienstgeld von der spanischen Krone nicht verschmäht — trotz der freimüthigen zu größerer Sparsamkeit mahnenden Vorstellungen seines treuen Kanzlers Ulrich Sitzinger durch Errichtung neuer Zölle aufzuhelfen. Auf dem Frankfurter Kurfürstentage 1562 abgewiesen, setzte er 2 Jahre später auf einem Deputationstage zu Worms seine Bemühungen nicht ohne Erfolg fort. Schon war außer dem Kaiser die Mehrzahl der Kurfürsten geneigt, seinem Drängen nachzugeben,

und wer noch widerstrebte, sollte durch die Zusicherung beruhigt werden, daß die Unterthanen der Kurfürsten von den neuen Zöllen verschont werden würden. Nur Friedrich ließ sich durch dies Zugeständniß nicht beirren, sondern betonte mit aller Entschiedenheit das allgemeine Interesse und die Pflicht der Kurfürsten, das Wohl des ganzen Reichs im Auge zu halten. Wolfgang schrieb ihm gereizte und zugleich bittende Briefe; seine Gesandten setzten zu Worms den Heidelbergern unaufhörlich zu, und diese, in Erwägung, daß die Feindschaft Wolfgangs dem Kurfürsten in Zukunft alle möglichen Verlegenheiten bereiten werde, riethen denn auch zuletzt zur Nachgiebigkeit. Aber Friedrich beharrte auf seinem Standpunkte, und der Erfolg war, daß Wolfgang noch nicht zum Ziele kam, wenn er auch nicht für immer abgewiesen wurde.[29]) Auf dem Reichstage zu Augsburg (1566), wo er nicht umsonst dem Interesse des Kaisers und der katholischen Partei diente, erreichte er seinen Zweck zur lebhaften Klage der benachbarten Kreise.

Daß zum guten Theil jene Beziehungen und nicht der religiöse Gegensatz allein dem Kurfürsten Friedrich die erbitterte Feindschaft Wolfgangs zugezogen hatten, erscheint um so sicherer, als diese Feindschaft nicht blos dem Calvinismus, sondern mehr noch ihrem fürstlichen Träger galt. Während es dem Herzoge von Württemberg genügte, der Verbreitung des in Heidelberg wuchernden Unkrauts nach Möglichkeit Einhalt zu thun, möchte Wolfgang den ihm verhaßten Kurfürsten durch Kaiser und Reich in Strafe genommen wissen. Ja er, der stammesverwandte evangelische Fürst, ist selbst bereit, gegen entsprechenden Lohn den Kurfürsten mit geworbenem Söldnerhaufen zu überziehen, wenn der Kaiser es befehlen oder auch nur zulassen und die angeseheneren protestantischen Fürsten es billigen sollten.

Dem Kurfürsten August von Sachsen wagte Wolfgang

auf Umwegen, aber in unzweideutiger Weise so böse Gedanken zu enthüllen. Daß er nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde, scheint weder Scham, noch Reue, noch auch die Sorge in ihm geweckt zu haben, daß sein Plan an dem Widerstande der Glaubensgenossen scheitern werde. Weigerten sich die evangelischen Mitfürsten, seine letzten Absichten bewußt zu fördern, so konnten sie doch in confessioneller Verblendung mit ihm eine Strecke Wegs zusammen gehen, bis die Dinge so weit getrieben waren, daß nur noch die ihm erwünschte Lösung, d. h. der gewaltsame Sturz Friedrichs übrig blieb.

Im Jahr 1561 gewährte es den Parteigängern Roms Trost und Freude, daß unter den Fürsten, welche in Naumburg zur Unterzeichnung der Augsb. Confession zusammengetreten waren, wenigstens einer sich fand, welcher seine Unterschrift verweigerte, da seinen streng lutherischen Forderungen kein Genüge geschah. Jetzt war es in unseligem Hader so weit gekommen, daß mehr als einer von denen, welche damals für Frieden und Eintracht wirkten, zur Selbstverstümmelung des Protestantismus die Hand zu bieten bereit war. Ließ sich erwarten, daß die Anhänger Roms, die mittlerweile ihre Kräfte zu sammeln begonnen, die beispiellos günstige Lage unbenützt lassen würden? Die Gefahr für die Evangelischen aber war um so größer, als an der Spitze des Reichs jetzt ein Fürst stand, in welchem die Protestanten einen der Ihrigen zu sehen gewohnt waren, während er sich in Wahrheit als ein brauchbares Werkzeug Roms erweisen sollte.

Neuntes Kapitel.

Friedrich und K. Maximilian. Vorbereitungen für den Augsburger Reichstag.

Als Friedrich zur Kurwürde gelangte, stand an der Spitze des Reichs Kaiser Ferdinand I., welcher den Ruf eines pflichttreuen, gerechten und menschenfreundlichen Herrschers genoß. Der römisch-katholischen Kirche von Herzen zugethan und aus warmer Theilnahme um die Verbesserung derselben bemüht, erkannte er zugleich den öffentlichen Rechtszustand, den der von ihm vermittelte Augsburger Religionsfriede in Deutschland geschaffen hatte, rückhaltlos an. Er blieb bestrebt, die beiden großen Confessionen in einem friedlichen Verhältniß zu erhalten, und selbst ein dem Katholicismus so schroff gegenüberstehender Mann, wie Friedrich der Fromme war, hatte Worte warmer Anerkennung für den gemäßigten Sinn des Kaisers.

Anders war die Stellung, die Maximilian, Ferdinands ältester Sohn, zu der die Welt bewegenden religiösen Frage einnahm. Er war mit der römischen Kirche zerfallen und galt Vielen als ein Anhänger der Augsburgischen Confession. Man wußte in evangelischen Kreisen, daß er außer der Bibel fleißig die Schriften Luthers und anderer Reformatoren studirte; sein Hofprediger Pfauser war nicht allein verheirathet, sondern als evangelisch gesinnt bekannt, und Maximilian selbst be-

zeichnete sich in vertraulichen Briefen an den ihm eng befreundeten Herzog Christoph von Württemberg als einen Anhänger der wahren Religion, für deren Fortgang er das lebhafteste Interesse verrieth. Wie dringend wünschte er nicht die Einigkeit unter den Evangelischen hergestellt zu sehen, da den Feinden nichts so sehr wie die Streitigkeiten und Spaltungen unter den Protestanten zu Gute kämen.[1])

Freilich hat Maximilian auch in den Jahren, als er seinen evangelischen Neigungen den unzweideutigsten Ausdruck gab, das letzte Band, das ihn in den Augen der Menschen mit der alten Kirche verknüpfte, nicht zerrissen: er fuhr fort, die Messe zu besuchen; aber das Abendmahl nach katholischer Weise, unter einer Gestalt, zu nehmen, weigerte er sich entschieden, und im Jahre 1560, als der Kaiser ihn nöthigte, den lutherischen Hofprediger zu entlassen, vermochte er den Gedanken zu fassen, weiterem Zwange, der von Seiten des Vaters oder der päpstlichen Partei auf ihn geübt werden möchte, sich durch die Flucht zu entziehen und für das Bekenntniß, in dem er bis ans Ende zu beharren gedachte, Kreuz und Verfolgung zu dulden. Auch zu der Messe und anderen päpstlichen Greueln, die er seit vielen Jahren im Herzen verabscheut, wenn auch äußerlich nicht ganz gemieden hatte, will er sich nicht weiter nöthigen lassen.

In diesem Sinne, zum Theil mit denselben Worten, sprach sich Maximilian im Sommer d. J. 1560 in Briefen und durch vertrauliche Gesandtschaften an befreundete protestantische Fürsten, darunter Friedrich der Fromme, aus; er bat um Rath, wie er sich in seiner Bedrängniß verhalten solle, und fragte, auf welchen Beistand er im Falle weiterer Verfolgung rechnen dürfte.[2])

Man ist gewohnt, jenen Fürsten, die Maximilian rath- und hülfesuchend anging, den Vorwurf zu machen, daß sie durch ihre ängstlichen und armseligen Antworten den Bedrängten

entmuthigt und so zu der veränderten religiös-politischen Richtung, die derselbe später einschlug, beigetragen hätten. Von Friedrichs Antwort aber, die er am 5. Juni 1560 dem Abgesandten Warnsdorf ertheilte — und sie allein ist genauer bekannt geworden —, läßt sich nicht sagen, daß sie jenen Tadel verdient. Der Kurfürst räth nämlich, Maximilian möge, wenn ihm kein evangelischer Prediger in Güte bewilligt werden würde, sich deshalb nicht dem kaiserlichen Vater widersetzen; er räth aber auch, die Messe und alle Abgötterei zu fliehen und sich darüber offen gegen den Kaiser zu erklären, um „vieler Menschen Argwohn von sich zu schieben“. Ferner versichert Friedrich, wenn es dahin kommen sollte, daß Maximilian werde weichen müssen, so solle er von ihm „unverlassen“ sein, nur versehe er sich, daß „derselbe mit dem, was Gott verleihen würde, vor gut nähme“. Sollte ihm aber von dem Papste und dem päpstlichen Haufen zugesetzt werden und Friedrich nicht durch Eidespflicht gehindert sein, so werde er seine freundschaftliche Gesinnung durch die That zu erweisen nicht ermangeln.

Hätte Friedrich noch mehr versprechen und Maximilian mehr erwarten können? Wenn es diesem nicht genügte, für den Fall, daß der katholische Vater ihn in die Verbannung schickte, mit offenen Armen in der Pfalz aufgenommen zu werden, für den Fall aber, daß von päpstlicher Seite Gewaltmaßregeln unternommen würden, des Kurfürsten thätigen Beistand zu finden, so weit nicht Eidespflichten (gegen Reichsfürsten) im Wege standen: so war es ihm nicht Ernst mit der Versicherung, des Evangeliums wegen Kreuz und Verfolgung erdulden zu wollen, und er spielte nur mit dem Gedanken des Martyriums oder des heroischen Widerstandes.

In der That, Maximilians hochbegabte und feingebildete, aber weiche und leichtlebige Natur war nicht einer so schwierigen Aufgabe gewachsen, wie sie hier gestellt wurde.

Handelte es sich doch nicht allein darum, mit dem Vater, der eigenen Gemahlin, dem ganzen Hause zu brechen, sondern auch die fürstliche Stellung — schon war er designirter König von Böhmen — und die glänzenderen Kronen, die ihm noch winkten, auf's Spiel zu setzen. Eben jetzt begannen die Bemühungen Roms, durch klug ausgewählte Nuntien, unterstützt vom spanischen Hofe, den halb Verlorenen zur katholischen Kirche zurückzuführen. Was die religiösen Unterweisungen, in denen die wachsenden Streitigkeiten und Parteiungen unter den Protestanten die wichtigste, weil dankbarste Stelle einnahmen, nicht vermochten — fast ein Jahr hindurch erzielte Hosius nur geringen Erfolg —, das brachte der kaiserliche Vater zu Stande, indem er mit Ausschluß von allen Ehren und Würden drohte. Als im Herbst des Jahres 1561 die gut katholische Gesinnung als unumgängliche Bedingung der Candidatur für den deutschen Königsthron hingestellt wurde und der Vater zu einer bindenden Erklärung drängte, versprach Maximilian als ein gehorsamer Sohn der römischen Kirche gleich den Vorfahren leben und sterben zu wollen.

Von diesem mit schwerem Herzen gefaßten Entschlusse erfuhr man nur in den leitenden katholischen Kreisen; befreundeten Protestanten gegenüber fuhr Maximilian fort, eine evangelische Gesinnung an den Tag zu legen, und wenn er auch in Zukunft mehr als früher sich äußerlich zur katholischen Kirche hielt, an Heiligenmessen, Prozessionen und anderen kirchlichen Handlungen, denen er sich entzogen, wieder theilnahm und sich einen gut katholischen Hofprediger gefallen ließ, so sträubte er sich doch nach wie vor hartnäckig, das Abendmahl unter einer Gestalt zu nehmen, und dieser Umstand vor allem konnte bei den evangelischen Fürsten gelegentlich als Zeugniß einer fortdauernd antirömischen Gesinnung verwerthet werden. [3])

Man mag dies Verhalten des oft gepriesenen Fürsten

weitherzig finden: von einer großen Gesinnung zeugt es nicht. Indeß führte es zum Ziele. Nicht allein die geistlichen Kurfürsten, sondern auch der Papst wurden durch die bindenden Erklärungen Maximilians so weit beruhigt, daß seine Wahl zum römischen Könige die erwünschte Förderung fand; die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen aber waren ohnehin so gut österreichisch gesinnt, daß sie der Erhebung Maximilians nicht entgegen gewesen wären, auch wenn er für weniger protestantenfreundlich gegolten hätte.

Nur der Kurfürst Friedrich machte ernstliche Schwierigkeiten. Als im Juni 1561 eine kaiserliche Gesandtschaft in Heidelberg erschien, um die Berufung eines Reichstags zu betreiben, der, wie die geheime Absicht war, nur zur Einleitung der Wahl dienen sollte, erklärte sich Friedrich gegen eine baldige Reichsversammlung, und als gegen Ende des Jahres, nachdem man sich von Wien aus der Zustimmung der übrigen Kurfürsten vergewissert hatte, die kaiserlichen Gesandten offen für Maximilian als Throncandidaten warben, kam Friedrich in Uebereinstimmung mit seinen Räthen zu dem Entschlusse, die Einwilligung zur Wahl eines römischen Königs bei Lebzeiten des Kaisers nicht zu geben, weil ein solches Verfahren, wenn auch nicht ohne Beispiel, so doch gegen die Verfassung des Reichs, insbesondere gegen die von Ferdinand eingegangene Capitulation und das freie Wahlrecht der Kurfürsten wäre, und weil ferner dadurch die Succession im Hause Oesterreich erblich würde, während es vielmehr gut wäre und zur Abstellung der Beschwerden dienen würde, wenn das Reich einmal an eine andere Linie käme.[4])

Es war nicht, wie man lange behauptet, etwa der Einfluß Frankreichs und die Rücksicht auf einen künftigen französischen Thronbewerber, sondern die Stellung des österreichischen Hauses in Deutschland und Europa, insbesondere die innige Verbindung desselben mit Spanien, was in Heidelberg gegen die Candidatur

des Habsburgers in's Gewicht fiel. In jenen Beziehungen des österreichischen Hauses wurde, und gewiß mit vollem Rechte, die größte Gefahr für den deutschen Protestantismus erkannt. Hiergegen gab auch die Gesinnung Maximilians, so viel Rühmens man davon machen mochte, keine genügende Sicherheit; einen Mann wie Friedrich wenigstens konnte bei aller Anerkennung für die guten und hervorragenden Eigenschaften des böhmischen Königs unmöglich befriedigen, was er über die Halbheit desselben in religiösen Dingen hörte.

Von noch größerem, vielleicht entscheidendem Einfluß auf die pfälzische Politik in der Wahlfrage war noch eine andere Rücksicht. Konnte man sich auch allenfalls das Haus Oesterreich und insbesondere die Persönlichkeit Maximilians gefallen lassen, so war es doch von höchstem Werthe, mit der Wahl nicht zu eilen. Bei Erledigung des Thrones stand das Reichsvicariat bis nach vollzogener Neuwahl dem Kurfürsten von der Pfalz zu. Sollte man daraus nicht im Interesse des Protestantismus Nutzen zu ziehen und bei einer Thronvacanz die langsam und vorsichtig betriebene Wahl an Bedingungen zu knüpfen suchen, die der Sache des Evangeliums wie der deutschen Libertät günstig wären? [5])

Für kleinliche Ränke und Intriguen, für mehr oder weniger plumpe Bestechungen, wie sie bei Wahlverhandlungen in Deutschland mit Erfolg angewandt zu werden pflegten, war am Hofe Friedrichs kein Raum. Dagegen nahmen Ferdinand und Maximilian die nächsten Freunde des Kurfürsten zu Hülfe, um den Widerstrebenden zu bearbeiten. Insbesondere wurde Christoph von Württemberg angegangen, seinen Einfluß in Heidelberg für das österreichische Interesse geltend zu machen, und bereitwillig kam der Herzog diesem Wunsche entgegen. Daß Christoph die Erhebung des ihm befreundeten Königs von Böhmen aufrichtig wünschte und von diesem in Zukunft viel Gutes für das Reich und namentlich für die evangelische

Sache erwartete, läßt sich nicht bezweifeln. Indeß war der Eifer, den der Herzog jetzt im Dienste Habsburgs an den Tag legte, keineswegs ein ganz uneigennütziger; denn für die Beibringung der kurpfälzischen Wahlstimme hatte man ihm und seinem Hause lockende Vortheile in Aussicht gestellt.[6]) Dem Kurfürsten aber setzte Christoph wiederholt in Briefen und in mündlicher Unterredung auseinander, daß von dem gutherzigen Beförderer der Kirche, der Maximilian sei, die Evangelischen das Beste hoffen könnten, und machte daneben insbesondere den Umstand geltend, daß, wenn die Wahl nicht noch bei Lebzeiten des Kaisers vorgenommen würde, künftig eine zwiespältige Wahl zu einer Zwei- oder Dreitheilung führen und der Papst seine Praktiken um so eher ins Werk setzen könnte. Ferdinand und Maximilian haben in einem sehr verbindlichen Dankschreiben anerkannt, daß Christoph's Bemühungen in Heidelberg erfolgreich gewesen. Wir wissen indeß, daß Friedrich noch im April des Jahres 1562, nachdem auch Hessen und Baden zu der Wahl gerathen, sich nur mit Widerstreben in die Zwangslage fand, in die er durch das eilfertige Vorgehen der anderen Wahlfürsten und das Drängen des Wiener Hofes gesetzt war. Erst als es sich auf Grund sorgfältig eingezogener Erkundigungen unmöglich erwies, die Berufung einer Kurfürstenversammlung zu hindern, sagte Friedrich den Besuch derselben zu, mied es aber auch jetzt noch, durch willfährige Erklärungen sich die Hände zu binden. Denn er hielt noch an der Hoffnung fest, durch mündliche Verhandlungen mit den anderen, insbesondere den evangelischen Kurfürsten, wenn nicht die Wahl hindern und hinausschieben, so doch dieselbe an Bedingungen knüpfen zu können, wie sie nach seiner Ueberzeugung das Interesse des Reichs, insbesondere in religiöser Beziehung, erheischte.[7])

Seit dem October 1562 sah man stattliche Wagenzüge und Reitermassen, die zu Heeresschaaren anwuchsen, sich auf

verschiedenen Wegen, aus Süd und Nord, nach Frankfurt am Main bewegen. Denn mit reichstem Hofstaat und unabsehbarem Gefolge erschienen nicht allein Kaiser Ferdinand und Maximilian, die weltlichen und geistlichen Kurfürsten an der Stätte der Wahl, sondern auch andere hervorragende Glieder des deutschen Fürstenstandes, geladen oder ungeladen, zogen mit Schaaren von Rittern dort ein.

Bescheiden war dagegen der Aufwand, den Friedrich zu entfalten vermochte. Die Zahl der Edelleute, die ihn nach Frankfurt geleitete, war so gering, daß er, wenn er ein Banket veranstaltete, zum Aufwarten noch der letzten drei bedurfte, die er zur Bedienung seiner Gemahlin in Heidelberg gelassen. Und dennoch ging nach der Gewohnheit jener verschwenderischen Tage, wo bei festlichen Anlässen eine unerhört reiche Tafel Tausende verschlang, in Frankfurt so viel es auf, daß die Kurfürstin Maria fürchten mußte, ihr möchte nicht die Zehrung für eine Reise nach Thüringen, wohin eine Tochter sie gerufen, übrig bleiben.

Was aber die hochwichtigen Verhandlungen betrifft, zu denen die Kurfürsten sich vereinigt hatten, so erkannte Friedrich bald, daß die Wahl Maximilians, für die alle gewonnen und alles vorbereitet war, von ihm allein nicht länger in Frage gestellt werden konnte. Auch weitgehende Forderungen, wie die der „Freistellung" der Religion (Aufhebung des geistlichen Vorbehalts) und der Beseitigung von mancherlei Beschwerden der Evangelischen waren hier nicht am Platze. Kostete es ihm doch Mühe, die beiden anderen evangelischen Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie mit ihm aus der Wahlcapitulation fern zu halten suchten, was „zur Stärkung oder Unterstützung" des Papstthums dienen konnte. Sie mußten sich begnügen, die verfassungsmäßige Verpflichtung des künftigen Kaisers zum Schutze und Schirm des römischen Stuhls und der päpstlichen Heiligkeit durch die Erklärung einzuschränken, daß sie ihrerseits

darin nicht gewilligt, noch sich dazu verbunden haben wollen. Daß Maximilian die herkömmlichen Eide leistete, war nicht zu hindern.

Dagegen wird Friedrich über die innerste religiöse Gesinnung des künftigen Reichsoberhauptes in Frankfurt noch mehr als früher beruhigt worden sein. Machte doch Maximilian in jenen Tagen den protestantischen Fürsten gegenüber aus seinem warmen Interesse für die Kirche der Augsburgischen Confession kein Hehl. Wie er dem Herzog von Württemberg sagte, „wie eine hohe Nothdurft es wäre, daß alle Kurfürsten, Fürsten und Stände, so der Augsb. Conf. zugethan, sich einhelliglich in der Lehre und sonst verglichen", so betonte er auch dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber die Nothwendigkeit einer beständigen Einigkeit zwischen den Theologen; „dadurch würde dem päpstlichen Theile ihr hoch Argument und Trotzen, dadurch sie unsere Religion verkleinern, benommen." Sollte nicht auch Friedrich aus des Königs Munde Erklärungen vernommen haben, die ihn zu der Hoffnung berechtigten, daß Maximilian, wenn er das Regiment erlange, bei der Kirche Christi, wie es in einem Briefe an Joh. Wilhelm von Sachsen (14. Dec. 1562) heißt, viel thuen werde? Endlich mußte das Vertrauen auf evangelischer Seite auch noch dadurch gestärkt werden, daß der eben gewählte römische König während des feierlichen Hochamts nach altem Brauche das Abendmahl zu nehmen unterließ.

Nachdem die Wahl am 24. Nov. geschehen war, verzog sich die Krönung noch bis zum 30. des Monats, weil die königlichen Ornate aus Nürnberg und Aachen herbeigeholt werden mußten. Unser Kurfürst nahm Anstoß an den päpstlichen Ceremonien, unter denen die Krönung vor sich ging; er wollte sie nicht mit ansehen, bis Herzog Christoph ihn begütigte. Kein Zureden aber, auch nicht von Seiten eines altehrwürdigen Hoftheologen aus der Umgebung eines der evangelischen Für-

sten, konnte Friedrich bestimmen, dem „Greuel der päpstlichen Messe“ beizuwohnen; er war mit seinem Sohne Joh. Casimir der einzige unter allen Kurfürsten und Fürsten, der sich aus der Kirche entfernte. Auch der Kaiser hätte es gern gesehen, wenn Friedrich bei dem feierlichen Hochamte zugegen gewesen wäre, wollte aber damit nicht das Gewissen des Kurfürsten, wie dieser selbst ihm nachrühmte, beschweren. Daß Ferdinand und Maximilian mit dem Herzoge von Bayern und anderen fürstlichen Persönlichkeiten auf der Rückreise von Frankfurt in Heidelberg ein paar Tage ihren Aufenthalt nahmen, um in dem herrlichsten aller deutschen Fürstenschlösser eine gern gewährte Gastfreundschaft zu genießen und mit dem Kurfürsten in der Nähe seiner Residenz dem Jagdvergnügen nachzugehen, zeigt wenigstens, daß weder das anfängliche Widerstreben Friedrichs gegen die Wahl Maximilians, noch sein Verhalten in den entscheidenden Frankfurter Tagen eine Spannung zurückgelassen hatte.

Ehe Maximilian über Stuttgart und Augsburg, dort von Herzog Christoph gastlich empfangen, hier Wochen lang in Fuggers reichem Hause wahrhaft königlich bewirthet, in die österreichischen Lande zurückkehrte, erhielt er, wie oben erwähnt, zu Augsburg aus der Hand des kurfürstlichen Rathes Zuleger den eben erschienenen Heidelberger Katechismus. Es war eine Enttäuschung für Friedrich, daß der König, trotzdem er denselben gebeten, ihn zu verständigen, wie der Katechismus ihm gefallen, erst am 25. April von Wien aus antwortete, und zwar mit der nachdrücklichen, wenn auch in freundlichem Tone gehaltenen Warnung vor der an etlichen Punkten des Katechismus zum Ausdruck gekommenen zwinglischen Opinion, die von dem Religionsfrieden ausgeschlossen wäre. Da aber der Kurfürst aus mancherlei Anzeichen glaubte schließen zu dürfen, daß friedhäßige Theologen und die von diesen mißleiteten Fürsten das königliche Schreiben nicht minder als den

später folgenden fast drohenden Brief des Kaisers veranlaßt oder gar erschlichen hätten, so sah er darin nicht den unverfälschten Ausdruck der Gesinnungen, welche Maximilian gegen ihn und seine Kirchenreform hegte. In dieser Auffassung mußte er bestärkt werden, als der König bald darauf es nicht an Beweisen persönlicher Gewogenheit fehlen ließ; nicht allein Jagdhunde, die er dem Kurfürsten zugesagt, sondern auch eine Kutsche machte er ihm zum Geschenk und rief Gott zum Zeugen, wie sehr gern er ihm etwas Liebes und Gefälliges thue.[8])

Eben so wenig versah sich der Kurfürst von dem Kaiser Ferdinand etwas Uebles. Als Herzog Christoph ihn durch den Bruder Reichard auf die Gefahr aufmerksam machen ließ, daß der Kaiser den Katechismus möchte durch die Stände der Augsb. Conf. condemniren lassen oder ex officio gegen ihn, den Kurfürsten, einschreiten, erwiderte Friedrich, er hoffe nicht, daß Se. Majestät, wenn er dazu nicht gereizt, ihn anfechten werde, wie er auch nicht wisse, daß er demselben zu einiger Ungnade Ursache gegeben habe. Von den evangelischen Fürsten aber, seinen Vettern und Freunden, wollte er vollends nicht glauben, daß sie gegen ihn und seine Kirche auftreten würden.[9])

Bis jetzt waren auch die Dinge noch nicht soweit gediehen, daß Friedrich etwas zu fürchten hatte. Aber während dem Kaiser Ferdinand die Veranlassung fehlte, gegen ihn einzuschreiten, sorgten Wolfgang und Christoph dafür, daß der König Maximilian die Vorgänge in der Pfalz nicht aus den Augen verlor und dieselben nicht anders beurtheilte, als sie selbst und ihre Theologen es thaten. Sie erstatteten demselben am Ende des J. 1563 nicht umsonst Bericht über ihre vielen vergeblichen Versuche, den Kurfürsten von dem Calvinismus zurückzubringen. Die daran geknüpfte Bitte zwar, daß er ein neues Erinnerungs- und Warnungsschreiben an Friedrich richten möge, wies der König aus dem Grunde zurück, daß seine frühere Ermahnung gleich der des Kaisers unbeantwortet ge-

blieben sei, klagte aber zugleich bitterlich über den Abfall des Kurfürsten von der Augsb. Conf. und versprach nachzudenken, wie dieser Beschwerniß abgeholfen und dieselbe nach dem Religionsfrieden mit gutem Fug und Glimpf gehandhabt werden möge. Außerdem lobt er Wolfang und Christoph wegen der Maßregeln, die sie verabredet haben, damit das pfälzische Gift nicht in ihre Lande einschleiche, und erklärt endlich, sich bei seinem Vater, dem Kaiser verwenden zu wollen, damit dessen Königreiche und Lande durch fleißiges Aufsehen ebenfalls vor diesem Gifte behütet bleiben mögen, bis die Wurzel desselben etwa durch den Kaiser, ihn und die gemeinen Stände des deutschen Reichs vermöge eines durchgehenden gemeinen Einsehens ausgerottet werde.“ [10])

Am 25. Juli 1564 starb Ferdinand I. und Maximilian vereinigte nun mit der Königskrone von Ungarn und Böhmen und der Herrschaft über das Erzherzogthum Oesterreich die Würde des deutschen Kaisers. Voll Hoffnung blickten die Evangelischen zu dem neuen Reichsoberhaupte empor; sie erwarteten von seiner Gunst nichts geringeres als den vollständigen Sieg der Reformation, der bisher nur durch den geistlichen Vorbehalt und andere von der katholischen Partei widerrechtlich oder gewaltsam ergriffene Maßregeln gehindert worden sei. Auch Friedrich theilte diese Hoffnung. Mit einem Glückwunsche für den neuen Kaiser (14. Aug. 1564) verbindet er den Ausdruck vollen Vertrauens in die guten Gesinnungen und Absichten desselben, und verspricht, mit den andern Ständen ihm in der Regierung des Reichs zur Ehre Gottes und seines Reiches Fortpflanzung, zur Erhaltung des Friedens, der Ruhe und der Einigkeit, so wie zu Ehren und Gedeihen des Hauptes und der Glieder beistehen zu wollen. Diesem, man möchte sagen offiziellen Schreiben folgt schon nach 2 Tagen ein ausführlicher eigenhändiger Brief, worin Friedrich dringend bittet, daß der Kaiser sich besonders das Bekenntniß der wahren

Religion möge angelegen sein lassen. Er weist hin auf den Befehl Gottes, alle Abgötterei und falschen Gottesdienst abzuschaffen, und auf die höchste Pflicht der Obrigkeit, die Menschen so viel als möglich zur wahren Erkenntniß göttlichen Wortes zu führen. Er erinnert ferner an die vielen tausend Menschenseelen, die ihm Gott anbefohlen, und die jetzt Tag und Nacht um die Wahrheit seufzen und rufen. Noch liegt die gemeine Christenheit in grausamster Finsterniß, Abgötterei und falschem Gottesdienste. Auch die Wohlfahrt des Reiches, Friede und Einigkeit können nicht besser gefördert werden, als durch die Ausbreitung von Gottes heiligem Wort und Reich; denn die Religion ist die Grundlage aller menschlichen Ordnung. Vor dem Papste und seinem Anhange, der stets nach dem Verderben des Reichs getrachtet und auch diejenigen mit Undank gelohnt, die ihm haben hofiren wollen, möge sich der Kaiser nicht fürchten. Er möge sich aber auch durch die gegenwärtigen Streitigkeiten der Theologen an der Wahrheit göttlichen Worts nicht irre machen lassen. Vor allem aber möge er auf die Aufhebung der beschwerlichen Bestimmung in den Reichsabschieden, wodurch den Anhängern des Papstthums der Eingang zum Reiche Gottes verschlossen sei, Bedacht nehmen und die Religion freistellen.

Zugleich säumt Friedrich nicht, die beiden andern weltlichen Kurfürsten anzugehen, daß sie mit Rücksicht auf die wiederholten christlichen Erbietungen Maximilians gemeinsam mit ihm und anderen Fürsten auf Mittel und Wege bedacht sein möchten, wie die so oft begehrte Freistellung nunmehr erlangt und damit der freie Zutritt zu der evangelischen Religion eröffnet werden möchte.[11]) Da aber Kurfürst August ihn auf den bevorstehenden Reichstag hinweist und Joachim von Brandenburg antwortet, daß es sich geziemen werde, den Kaiser mitten in seiner Trauer und unter der Last der neu übernommenen Regierungsgeschäfte mit dem Ansuchen der Frei-

stellung noch zu verschonen, ergreift Friedrich die Gelegenheit, durch seinen in andern Geschäften nach Wien abgeordneten Rath Pastor dem Kaiser noch einmal seine Bitten und Wünsche in der Religionssache ans Herz zu legen.

Wie Maximilian so dringende Vorstellungen aufnehmen werde, was überhaupt seine Absichten und Gesinnungen in der Religionsfrage seien, wußte Friedrich nicht. Um so mehr schärfte er dem letzten Gesandten ein, alles wohl auszuforschen, insbesondere, ob noch die Messe „und andere Päpstlerei“ am Hofe in Uebung, wer die Prädicanten des Kaisers und wie die Art ihrer Predigten, welche Räthe von Einfluß und wie die päpstliche Botschaft am Hofe angesehen sei.

Leider kennen wir den Bericht, den Pastor nach seiner Rückkehr abstattete, nicht. Dagegen erfahren wir aus einem Briefe Friedrichs, daß er auf das ausführliche Schreiben eine Antwort von des Kaisers Hand empfing, „daraus er nicht wenig Trost schöpfte, ihre kaiserl. Maj. werden sich die Ehre Gottes mit christlichem Eifer lassen angelegen sein, und ob das gleich nicht also in Eil geschehen kann, so ist ihre k. Mt. bei mir darum nicht zu verdenken.“

Während Friedrich bemüht war, den Kaiser für die Gesammtinteressen des Protestantismus zu erwärmen, hörten engherzige Lutheraner nicht auf, auf das Einschreiten des Reichsoberhaupts gegen den Pfälzer Calvinismus zu speculiren, und ein Mann wie Wolfgang ging bald soweit, dabei sogar die Mithülfe der katholischen Fürsten ins Auge zu fassen. Als der Herzog von Zweibrücken in der früher angedeuteten Weise seine geheimsten Wünsche dem Kurfürsten August mittheilte, schlug er vor, den Kaiser zu veranlassen, daß er den Pfalzgrafen Friedrich noch einmal auffordere, von der verführerischen Sectirerei abzulassen, und wenn dies, wie vorauszusehen, nichts helfe, solle der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie anderen evangelischen Ständen befehlen, den

Pfalzgrafen und dessen „Rädelsführer" zur Augsb. Conf. zu bekehren. Würde dann der Kurfürst ungehorsam befunden, so wäre dem Kaiser Bericht zu erstatten, und dann werde ihre Mt. mit den anderen geistlichen Kurfürsten, denen „diese Secte eben so unleidlich" wohl zu bedenken wissen, ob der Pfalzgraf unter dem Religionsfrieden begriffen sein solle oder nicht. Das voraussichtliche Ende würde die Execution sein, zu der sich selbst zu erbieten Wolfgang den Muth hatte.[12])

Indeß bedurfte es nicht des plumpen und gehässigen Verfahrens, das Wolfgang den glaubensverwandten Fürsten zumuthete, um Kaiser und Reich gegen Friedrich in Bewegung zu setzen. Der Kurfürst selbst bot den Gegnern die Gelegenheit, mit einem Scheine des Rechts die Reichsgewalten gegen ihn anzurufen. Der antikatholische Eifer nämlich, womit Friedrich sich in steigendem Maße durchdrang, verleitete ihn ungestüm auch da zu reformiren, wo ihm die landesherrliche Gewalt nicht ungetheilt oder uneingeschränkt zustand. So ließ der Kurfürst seit dem Herbste des Jahres 1564 an mehreren Orten diesseits und jenseits des Rheins, an denen der Bischof von Worms die freilich zweifelhaften Rechte eines Gemeinschaftsherrn in Anspruch nahm, aus den Kirchen die Altäre durch Zimmerleute abbrechen, die Bildwerke, Taufsteine, Fahnen u. s. w. wegschaffen und die Fresken übertünchen; selbst in der Stadt Ladenburg, wo dem Bischof als Mitbesitzer die Ausübung des katholischen Gottesdienstes zweifellos zustand, wurde derselbe in diesem Rechte gewaltsam gestört und aus der ihm zum Gebrauche offenstehenden Schloßkapelle der Altar und die Kirchengeräthe entfernt. Daß der Bischof durch keckes Benehmen den Kurfürsten mehrfach gereizt, und u. a. einen evangelischen Geistlichen in der Kirche geohrfeigt hatte, rechtfertigte das von Friedrich eingeschlagene Verfahren doch wohl nicht.[13])

Zu besonderen Klagen aber gab die gewaltsame Ein-

ziehung der adligen Stifter Sinzheim und Neuhaus (letzteres bei Worms) anlaß. Beide Stifter prätendirten, neben der geistlichen Obrigkeit, welche hier dem Bischofe von Worms, dort dem von Speier zustand, keiner weltlichen Gewalt unterworfen zu sein, während Friedrich auch ihnen gegenüber alle Rechte eines Territorialherrn in Anspruch nahm und um so weniger schonend auftrat, als er den üppigen adligen Stiftsherren außer der „Abgötterei" vorwarf, daß sie „ärgerliche verbotene Unzucht über vielfältige ernstliche Befehle und Warnungen" übten und auf den Stiftsgütern nicht anders hausten, als ob sie zu solcher Ueppigkeit, Völlerei und Verschwendung und nicht zur Auferziehung gottesfürchtiger gelehrter adliger Männer anfänglich gestiftet seien. Während man alles, was zur Abgötterei diente, aus den Stiftskirchen gewaltsam entfernte, zum Theil durch Feuer zerstörte, wurden die Stiftsgenossen, die sich der vorzunehmenden Reformation nicht fügen wollten, entlassen, zu Neuhausen freilich erst, nachdem man sie wegen Veruntreuung und Verheimlichung von Stiftsgütern einige Tage im Gewahrsam gehalten hatte. Das auf diese Weise eingezogene Stift Neuhausen wurde alsbald in ein Gymnasium illustre umgewandelt, wo schon im folgenden Jahre 40 junge Leute ihre Bildung empfingen. In derselben Weise beabsichtigte der Kurfürst das Stift Sinzheim zu verwenden; da sich aber zeigte, daß die durch Fahrlässigkeit sehr verminderten Güter für eine solche Anstalt nicht ausreichten, wandte er die Einkünfte dem Pädagogium (Gymnasium) in Heidelberg zu, das sich alsbald zu der ersten Gelehrtenschule reformirten Bekenntnisses in Deutschland erhob.

Der Bischof von Worms säumte nicht, sobald Friedrich die ersten Neuerungen in den Orten, deren Mitbesitz Jener beanspruchte, vorgenommen hatte, Klage bei dem Kammergericht wegen Besitzstörung, Turbirung und Veränderung in üblich hergebrachter Religion" anhängig zu machen, und es gelang

ihm auch, Mandate zu erwirken, welche dem Kurfürsten nicht allein inne zu halten, sondern den früheren Zustand herzustellen geboten. Friedrich indeß erklärte diese Mandate für erschlichen, klagte über unbillige Verunglimpfung und über das trotzige herausfordernde Benehmen des Bischofs, der nicht allein durch Schänden und Schmähen, sondern durch Mißhandlung der Pfälzischen Geistlichen in offener Kirche dem Religionsfrieden zuwider gehandelt hätte. Er hoffte, auf dem gewöhnlichen Rechtswege, durch Austräge, mit dem Bischof sich auseinander setzen zu können.

Der Bischof dagegen, nicht zufrieden mit dem langsamen und in seinem Erfolge vielleicht zweifelhaften Prozeßgange am Kammergericht, wandte sich, Hülfe suchend, an den Kaiser, und ebenso riefen die Kapitel der Stifter zu Neuhausen und Sinzheim den Schutz und Beistand des Reichsoberhauptes an. Maximilian aber scheint diesen Anlaß nicht ungern ergriffen zu haben, um nicht allein den Pfalzgrafen vor gewaltsamen Eingriffen in die Rechte und den Besitz Dritter zu warnen und zur Wiederherstellung aufzufordern, sondern auch die von ihm in seinem Lande eingeführten kirchlichen Neuerungen vom Standpunkte der Augsb. Conf. und des Religionsfriedens rückhaltlos zu verurtheilen.

Friedrich erhob theils schriftlich, theils durch Gesandtschaften Gegenvorstellungen. Er beschwerte sich bitter über das „hinterrückliche Verklagen“ von Seiten des Bischofs, machte gegenüber den eingezogenen Stiftern und deren Gütern das volle landesherrliche Recht geltend, motivirte die Zerstörung der Bilder mit den zehn Geboten und stellte seine Kirchenordnung als vollkommen übereinstimmend mit der A. C. und der h. Schrift dar. Was der Kaiser hierauf erwiderte, wissen wir nicht. Wie es später auf dem Reichstage zu Augsburg hieß, hätte er den Kurfürsten schlechtweg ermahnt, ja ihm befohlen, von der Einführung des Calvinismus in seinem

Lande abzustehen, und was mit Gewalt wider den Bischof von Worms und die beiden Stifter geschehen, wieder gut zu machen.

Es war vorauszusehen, daß bei solcher Sachlage auch auf dem nächsten Reichstage, dem ersten, den Maximilian veranstaltete, gegen Friedrich Klage erhoben werden würde. Der Kurfürst selbst war darauf vorbereitet, wenn er auch nur einen Theil der Machinationen kannte, die gegen ihn in's Werk gesetzt wurden. Als Anfangs die Stadt Worms trotz der daselbst noch nicht ganz erloschenen Pest, der Theuerung und des Mangels an Raum als Ort der Versammlung in Aussicht genommen wurde, äußerte Friedrich, etliche Pfaffen und Pfaffenknechte suchten den Reichstag dort gern, weil sie vielleicht meinten, daß man ihm von dort desto leichter würde beikommen können. [14]) Von befreundeter Seite trafen Warnungen ein, und der eine Bruder Friedrichs, Georg, sprach sich gegen ihn dahin aus, daß bei der Berufung des Reichstags die Absicht obwalte, ihn vorzufordern und, wenn nichts anderes helfen werde, auf Wege zu denken, um den schuldigen Gehorsam zu erzwingen.

Es war nicht das erste Mal, daß an Friedrich der Gedanke herantrat, daß man Gewaltmaßregeln gegen ihn ergreifen und ihn von Land und Leuten vertreiben möchte. Nicht allein die eifrig lutherischen Gegner Wolfgang und Christoph hatten nach dem Erscheinen des Katechismus wiederholt auf diese Gefahr hingewiesen, sondern auch der Landgraf Philipp von Hessen. Aber gerade die Antwort, die Friedrich dem Landgrafen gab, als er hindeutete auf seinen Gott und Herrn im Himmel, um dessen Willen er alles, auch Armuth und Erniedrigung leiden wolle, bewies, daß er des Glaubens wegen zu jedem Opfer bereit war. Seitdem hatte er sich — wir weisen dafür u. a. auf die Ansprache hin, die er am 1. Juli 1564 hielt — immer mehr mit dem Bewußtsein durchdrungen, daß er von Gott berufen sei, für die reine Lehre des Evangeliums zu kämpfen und zu leiden.

Friedrich war mehr als den Kurhut für sein Bekenntniß zu opfern bereit. Als die ersten dunklen Gerüchte von feindseligen Absichten heimtückischer Nachbarn, von Ueberfällen, die geplant würden, zu ihm gedrungen waren, hatte er mit Hülfe beßerer Freunde kriegerischen Widerstand zu leisten gedacht. Wenn dagegen Kaiser und Reich Urtheil und Execution über ihn verhängten, konnte er nur noch an Ergebung in sein Schicksal denken. Aber bei seinem Bekenntnisse wollte er unverrückt bleiben und dafür, wenn es sein müsse, auch den Tod erdulden. Ja der Gedanke, daß er gewürdigt werden könnte, ein Märtyrer des Glaubens zu werden, erfüllte ihn mit Freude.

Gegen den Pfalzgrafen Georg sprach sich Friedrich auf die vorhin berührten Mittheilungen in diesem Sinne aus, indem er dem Bruder seine innersten Gedanken („von denen ich doch meinen Räthen bis dahin nichts vertraut") enthüllte. Er glaubte in der That, daß, wo Gott es nicht verhütet, es ihm auf dem Reichstage gehen werde, wie ihm der Bruder schreibe und wie ihm von anderer Seite vertraulich angezeigt worden: „Sehe derhalben zu meinem lieben und getreuen Vater im Himmel, in tröstlicher Hoffnung, seine Allmacht werde mich zu einem Instrument gebrauchen, seinen Namen im h. Reiche deutscher Nation in diesen letzten Zeiten öffentlich nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit der That zu bekennen, wie auch weiland mein lieber Schwäher, Herzog Johannes Friedrich zu Sachen der Kurfürst selig auch gethan, und ob ich wohl so vermessen nicht, daß ich meinen Verstand mit des gemeldeten Kurfürsten sel. vergleichen wollte, so weiß ich aber hingegen, daß der Gott, so ihn in rechter und wahrer Erkenntniß seines heil. Evangeliums damals erhalten, noch lebt und so mächtig ist, daß er mich armes einfältiges Männlein wohl erhalten kann und gewißlich durch seinen h. Geist erhalten werde, ob es auch dahin gelangen sollte, daß es Blut kosten müße, welches, da es meinem Gott und Vater

im Himmel also gefiele, mich zu solchen Ehren zu gebrauchen, ich seiner Allmacht nimmer genugsam verdanken könnte, weder hier zeitlich oder dort in Ewigkeit.“ [15])

In der Einladung zu dem Reichstage, der auf den 4. Januar 1566 nach Augsburg ausgeschrieben wurde, waren als die Hauptgegenstände der Verhandlungen drei Aufgaben namhaft gemacht worden: wie die christliche Religion zu richtigerem Verstand zu bringen, wie den einreißenden verführerischen Secten vorzubeugen und wie der türkischen Macht Einhalt zu thun sei. Sollte laut des ersten Punktes noch einmal über Mittel und Wege zur Beseitigung der ganzen Kirchenspaltung berathen werden, so enthielt der zweite eine Drohung gegen diejenigen, welche man der Abweichung von der Augsb. Confession und damit von der Basis des Religionsfriedens beschuldigte. Hierdurch sah sich Friedrich unmittelbar in seiner Stellung bedroht. Der Gefahr nach Kräften vorzubeugen, war seine Pflicht. Mehr aber als der Gedanke an die eigene gefährdete Lage bestimmte die begeisterte Hingabe an die allgemeinen Interessen des Protestantismus ihn zu dem Versuche, die evangelischen Mitfürsten zu einem einhelligen Auftreten gegen den Katholicismus zu bewegen.

In dieser Richtung entfaltete Friedrich mit seinen Räthen vor und bei Beginn des Reichstages eine rege und umsichtige Thätigkeit. [16]) In mündlichen Werbungen und schriftlichen Ausführungen wurde sowohl den Herzogen Christoph und Wolfgang, als dem Landgrafen Philipp, dem Kurfürsten August und Anderen vorgestellt, daß das Interesse der Protestanten, die trotz aller Nebendisputationen der Theologen im Fundament der Lehre durchaus einig seien, dringend erfordere, wider das Papstthum treu zusammenzustehen, den Kaiser in der Zuneigung zu der rechten Religion zu bestärken und vor allem dahin zu trachten, daß man die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts erlange. Dagegen möge man auf eine Verhandlung gegen

die irrigen Secten sich nicht einlassen, sondern vielmehr dahin streben, daß der Quell aller Irrthümer, Gotteslästerung und Abgötterei getilgt, das Papstthum nämlich abgeschafft und reformirt werde, so daß Jedermann sich frei zu der wahren christlichen Religion bekennen könne. Würden dagegen in jener Weise die Sectirer verdammt und unverhörter Dinge zur Execution in Religionssachen geschritten, so stünde wohl zu bedenken, ob man nicht dem Papste das Schwert in die Hand gäbe, um heute dem Einen, morgen dem Anderen unter falschem Scheine zu beschweren und so eine Zerrüttung des ganzen Religionsfriedens herbei zu führen.

Die Aufnahme, welche diese Bitten und Vorstellungen fanden, war eine sehr verschiedene. Zwar unterließ selbst der Landgraf Philipp nicht, mit einem Hinweis auf den Streit über die Person Christi und auf den in der Pfalz eingeführten neuen Abendmahlsbrauch die Besorgniß auszusprechen, daß es zu einem einhelligen Auftreten gegen das Papstthum nicht kommen möchte, und er knüpfte daran die Bitte, daß der Kurfürst im Interesse des Friedens seinen Theologen den Zaum nicht so lang lassen und ihnen die schädlichen Disputationen nicht weiter gestatten möchte; aber er versprach auch zugleich bereitwillig, seine Räthe für den Reichstag so zu instruiren, daß sie für Einigkeit unter den Evangelischen und für die Freistellung der Religion wirken werden. Ferner ersuchte der Landgraf auch den Kurfürsten von Sachsen dringend, verhüten zu helfen, daß keine Condemnationen von den Religionsverwandten über die Calvinisten oder Zwinglianer ausgesprochen würden. Dabei wurde er ein warmer Fürsprecher Friedrichs, indem er versicherte, daß er ein guter frommer Herr sei, und was er thue, geschehe gewiß aus gutem Eifer zu Gott.

So herzlicher Theilnahme für die Person des Pfalzgrafen war der Kurfürst August nicht fähig. Er äußerte sich

scharf über die Einführung neuer Opinionen und sonderbarer eigener Confessionen, wodurch eine ärgerliche Ungleichheit in der Lehre und große Uneinigkeit zum Nachtheil des Evangeliums entstanden. August bezweifelte auch sehr, daß die Freistellung zu erlangen sein werde; denn wollte man noch härter als bisher darauf dringen, so könnte daraus eine Zerrüttung des ganzen Religionsfriedens entstehen. Aber es fehlte daneben in der Antwort des sächsischen Kurfürsten auch die Versicherung nicht, daß er gute Beziehungen zu Friedrich und den anderen evangelischen Ständen unterhalten und die religiösen Interessen zu fördern suchen werde, und dem Kurfürsten von Brandenburg ließ August durch seinen geheimen Rath Craco sagen, er würde es nicht gern sehen, daß der Pfalzgraf von den anderen Ständen abgesondert und zu noch größerer Uneinigkeit im Reiche Ursache gegeben würde. Hiemit erklärte sich auch der Brandenburger insofern einverstanden, als er nicht rathen möchte, daß man etwas Beschwerliches gegen Friedrich vornehmen sollte, aber mit Rücksicht auf die Pfälzische Abendmahlslehre, die gar eine directe Blasphemie (blasphemia directa) und viel ärger als Zwingli's Irrthum wäre, dürfte man dieselbe nicht unter dem Scheine der Augsb. Conf. gutheißen, sondern vielmehr erklären, daß man es in diesem Artikel mit Friedrich gar nicht halte, und allen Fleiß anwenden, um ihn von diesem Irrthum abzuführen.

Durch sein hohes persönliches Ansehen unter den evangelischen Ständen und zugleich durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Kaiser nahm voraussichtlich Herzog Christoph von Württemberg auf dem kommenden Reichstage eine wichtige Stellung ein. Ihn für die pfälzischen Intentionen zu gewinnen, ging der tüchtigste von Friedrichs Räthen, Dr. Ehem, in besonderer Mission nach Stuttgart ab. Christoph aber äußerte sich in sehr bedenklicher Weise. Zwar verkennt der Herzog den Werth eines einträchtigen Zusammenwirkens der

evangelischen Stände auf dem Reichstage nicht, und will auch seinerseits nicht Ursache zur Trennung geben, aber daß es dazu kommen könne, indem man mit Kurpfalz wegen Aenderung der Religion sich nicht einlassen möchte, verhehlt er nicht; ja er weist sogar darauf hin, daß wohl der Kaiser die Frage aufwerfen könnte, ob der Pfalzgraf noch für einen Anhänger der Augs. Conf. zu halten und ob er des Religionsfriedens noch fähig sei.

Am wenigsten wollte Herzog Wolfgang, zu dem der Kurfürst seinen Rath Ostermüncher gesandt hatte, von einem Zusammengehen mit Friedrich wissen; denn nicht um Nebenpunkte handele es sich in dem ausgebrochenen Streit, sondern um solche, welche die Ehre des Sohnes Gottes und den Grund der Seligkeit berühren. Er erinnert an das göttliche Verbot, mit denen Gemeinschaft zu pflegen, welche in der Lehre sich trennen, und versichert nur, daß er Niemand, er sei wer er wolle, ungehört verurtheilen helfen werde, sondern vielmehr die „Maß und Bescheidenheit“ zu halten gedenke, welche das göttliche Wort vorschreibt und die christliche Kirche immer in Uebung gehabt hat.

Eine Antwort, die in diesem Satze gipfelt, wagte Wolfgang nicht allein dem Fürsten, dem sie galt, sondern auch anderen, darunter den eigenen Schwiegersöhnen Friedrichs, zugehen zu lassen. Er hatte freilich die Genugthuung u. a. von dem Herzoge Joh. Wilhelm von Sachsen eine durchaus zustimmende Antwort zu erhalten, worin jener Eiferer den „teuflischen Zwinglianismus“ des unbekehrbaren Schwiegervaters, mit dem er übrigens ein christliches Mitleiden trägt, unbedingt verdammt und mit allen Mitteln unterdrücken und dämpfen zu helfen verspricht; daß Friedrich solchen Irrthum mit der Augsb. Conf. bemäntele, sei auf keinen Fall zu dulden.

Die Stimmung Wolfgangs und seiner gleichgesinnten Freunde konnte nicht durch die Antwort verbeßert werden,

die jenem auf seine schriftlichen Erklärungen vom 8. Dec. 1565 am 15. Jan. folgenden Jahres aus Heidelberg zuging. Für die wiederholte Belehrung über den Stand der Abendmahlscontroverse und für die Vertheidung der Heidelberger Theologen war Wolfgang um so weniger empfänglich, als es dabei nicht ohne scharfe Seitenhiebe auf die Anhänger der Ubiquitätslehre mit allen daran sich knüpfenden Ungeheuerlichkeiten fehlte. Wenn der Herzog sich dieser neuen Opinion hingebe, sei er es, den der Vorwurf des Abfalls von der reinen Lehre treffe. „Und thun Euer Liebden keine Sünde, sondern vielmehr was sich gebührt, da sie mit uns bei dem Fundament und rechten Verstand der Artikel des christlichen Glaubens einträchtig verbleiben, wird auch kein Aergerniß den Rechtgläubigen dadurch gegeben, viel weniger Euer Liebden Gewissen damit beschwert, sondern befreit und bereinigt, die k. Mt. nicht vor den Kopf gestoßen oder ihr christliches Vornehmen dadurch gehindert, sondern gefördert, dient auch E. L. in dem nicht uns, als der wir nicht begehren, daß Jemand es mit uns oder irgend einem Menschen außerhalb Gottes Wort halte oder ihm zu Gefallen glaube, sondern Euer Liebden selbst und gemeiner Concordia aller Glieder dieser Stände.“

Der Ton dieses Schreibens, das in Friedrichs Abwesenheit verfaßt und diesem zur Unterschrift nach Thüringen nachgesandt wurde, ist bezeichnend für die Stimmung, die in jenen Tagen in den Heidelberger Hofkreisen herrschte. Die Gefahr, die über der pfälzer Kirche schwebte, schien man kaum zu ahnen oder hielt sich mindestens überzeugt, daß die Mehrzahl der evangelischen Stände jedem Versuche, den Kurfürsten vom Religionsfrieden auszuschließen, entgegentreten würde. Denjenigen, welche den Pfalzgrafen des Abfalls von der Augsb. Conf. beschuldigten, sollte der Nachweis zugeschoben und ihnen gegenüber mit Nachdruck geltend gemacht werden, daß jene Confession nicht nach eines Jeden Meinung, sondern allein nach dem

Worte Gottes beurtheilt werden dürfe. Ja man schien sogar zu hoffen, daß man auf dem Reichstage auch die Evangelischen des Auslandes, die sich offen zu Calvins und Zwinglis Lehre bekannten, als Glaubensgenossen der deutschen Protestanten anerkannt sehen werde; denn die Meinung herrschte vor, daß die Schweizer und die Anhänger der Augsb. Conf., früher mehr durch Mißverstand und Vorurtheil als durch bedeutsame Lehrunterschiede getrennt, jetzt einander viel näher gekommen seien; während man anfänglich, wie Friedrich sich zu Augsburg einmal ausdrückte, den Streit dahin verstanden, als ob die Zwinglischen nur nuda symbola (nackte Zeichen) im Abendmahl hätten, sei man Gottlob so weit gelangt, daß zu allen Theilen die Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi bekannt werde und nur noch ein Streit mit Worten übrig bleibe.[17])

In dieser Auffassung wurden die Heidelberger nicht wenig dadurch bestärkt, daß eben damals von dem bedeutendsten Vertreter der Schweizer Kirche, Bullinger, auf Friedrichs Veranlassung ein ausführliches theologisches Gutachten über die streitigen Lehrunterschiede ausgearbeitet worden war, das die wesentliche Uebereinstimmung der reformirten und der deutsch-evangelischen Lehre darzulegen suchte. Diesem Gutachten war eine kurze und klare Darstellung des reformirten Lehrbegriffs, wie er sich unter Calvins Einfluß in den Schweizer Kirchen entwickelt hatte, beigegeben und fand in Heidelberg so lebhaften Beifall, daß sie auf Wunsch des Kurfürsten alsbald in's Deutsche übersetzt wurde, um dann unter der Zustimmung sämmtlicher Kirchen der evangelischen Schweiz die Bedeutung einer zweiten helvetischen Confession zu gewinnen.[18]) Gleichzeitig that auch der größte Heidelberger Theologe das Seine, um das Rüstzeug zu vermehren, dessen Friedrich bedurfte, um die reformirte Abendmahlslehre mit Erfolg gegen die Anklage der Sectirerei zu vertheidigen. Indem Ursinus in knapper Form die „Artikel“ abfaßte, in welchen die evangelischen

Kirchen im Abendmahlshandel einig oder zwiespältig seien, that er schlagend dar, daß gerade die Vertheidiger der lutherischen Lehre unter sich vielfach uneinig seien, während unter den Reformirten auch in den von den Lutheranern bestrittenen Punkten eine allgemeine Uebereinstimmung herrschte.[19]) Konnte man nicht hoffen, daß so schwer wiegende Gründe auch auf dem Reichstage ihre Wirkung äußern würden? Oder sollte in der That als Sectirerei verurtheilt werden können, was in so vielen und großen Ländern, in Frankreich, England, Italien, in den Niederlanden, Schottland und der Schweiz als Gottes Wort gemäß bekannt wurde und dem auch, wie es in der für den Reichstag abgefaßten Instruction heißt, „die gelehrtesten Männer heutiges Tags in deutscher Nation anhängen?" Es ist begreiflich, daß man in Heidelberg sich berechtigt fühlte, das Gebahren des Herzogs Wolfgang in strengem Tone und nicht ohne Selbstgefühl zu verurtheilen.

Uebrigens werden wir nicht irren, wenn wir die Bitterkeit, die in dem Verkehr zwischen Friedrich und dem Herzog von Zweibrücken zum Ausdruck kommt, zum Theil auch dem Umstande zuschreiben, daß seit der zweiten Hälfte des Jahres 1565 zu Neuburg Heshusius als herzoglicher Hofprediger wirkte. Schon zum siebenten Male hatte der hochfahrende streitsüchtige Mann, der selbst in dem von der rabies theologorum beherrschten Zeitalter wenige seines Gleiches zählte, in das Exil wandern müssen und irrte arm und verlassen umher, als Herzog Wolfgang ihn zu seinem Rüstzeug im Kampfe wider den Calvinismus ausersah. Vergebens hatte der Kurfürst über die Berufung des ihm und seiner Kirche so feindseligen Mannes einen warnenden Brief geschrieben. Wolfgang, der wohl wußte, „wieviel einem Calvinisten zu glauben" sei, vertrat um so kräftiger den Hofprediger gegen „die Heidelberger Nattern". Da Daniel und Joseph, so schrieben bewundernde Freunde dem heldenhaften Vorkämpfer des Ultralutherthums, an den

Hof kamen, hatten die großen Könige Glück; da Lutherus pius von dem Kurfürsten zu Sachsen so wohl beherbergt ward, gab Gott Frieden.[20]) Heshusius hatte nie den Frieden gebracht. Sollte er jetzt, wo es galt, gegen die Drachensaat des Calvinismus den entscheidenden Schlag zu thun, die Kriegslust seines Herrn zügeln?

In harten Ausdrücken lehnte Wolfgang, das letzte Heidelberger Schreiben beantwortend, jede weitere briefliche Erörterung ab; die Frage, um die es sich handele, berühre alle Stände der A. C., an diese werde er sie, wenn der Reichstag versammelt, bringen, „des Versehens, so schließt er, Ew. L. werde alsdann eine Antwort erfolgen, die den Tag und das Licht nicht scheuen wird.“ Indem er Heshusius ausersah, ihn nach Augsburg zu begleiten, bewies er, daß es ihm mit der Drohung, entschlossen gegen den Kurfürsten vorzugehen, ernst genug war.“

Unverholene Befriedigung erweckte die schroffe Haltung Wolfgangs bei den Würtembergischen Theologen; denn sie eröffnete ihnen die Aussicht, daß es zu einer Verurtheilung des pfälzischen Calvinismus kommen werde, ohne daß ihr Herzog die Rolle des offenen Anklägers zu übernehmen brauchte. Gut stand diesem ehrenwerthen Fürsten, welcher die allgemeinen Interessen der Evangelischen so manches Jahr wacker vertreten hatte, jene Rolle allerdings nicht und Christoph selbst empfand dies, wenn er einmal von theologischen Bedenklichkeiten sich frei machte, lebhaft genug. Als er kurz vor dem Besuche des Reichstags auf der Reise nach Marburg über Heidelberg kam, erklärte er sich hier in eben so freundlicher als vielversprechender Weise: er werde in Augsburg mit dem Kurfürsten zusammengehen und keine Condemnation gestatten. Ob er nun in Marburg, wo er mit Herzog Wolfgang zusammentraf, wieder umgestimmt wurde, oder ob nach der Rückkehr in Stuttgart geistliche Einflüsse wieder eine erhöhte Macht auf ihn ausübten, genug, Christoph warf von neuem die Frage auf, ob er auf

dem Reichstage den Kurfürsten Friedrich noch als einen Anhänger der A. C. behandeln und demgemäß in Religionssachen gemeinsam mit ihm Rath halten und abstimmen dürfe, und war geneigt, diese Frage zu verneinen. Da bot sich den Hoftheologen, mit denen der Herzog über seine Skrupeln zu Rathe ging, eine Gelegenheit, zu zeigen, wie trefflich sie Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt zu vereinigen verstanden. Sie gaben zu, daß Friedrich sonst ein frommer und feiner Kurfürst sei, und versicherten, sie würden viel lieber dazu helfen, daß er, statt von der A. C. ausgeschlossen zu werden, zu dem rechten Verstande derselben bewegt werden möchte, indessen nach den Sprichwörtern: amicus Plato, amicus Socrates, magis autem amica veritas, und: fiat justitia et pereat mundus müßten sie dem Herzoge rathen, daß er die übrigen evangelischen Reichsstände zur Erfüllung ihrer Gewissenspflicht gegen Friedrich zu bewegen suche, indeß so, daß er nicht den ersten Unglimpf auf sich lüde und zu der Nachrede Veranlassung gäbe, als ob er allein oder er zuerst Trennung unter den Evangelischen verursacht hätte. Er möge vielmehr Wolfgang und den Herzog Joh. Wilhelm, denen Pommern, Mecklenburg und Andere beifallen würden, den Anfang machen lassen.[21]) Zwei der Männer, die so biedern Rath ertheilten, Jacob Andreä und Bidembach nahm Christoph nach Augsburg mit. Brenz aber hatte durch mehr als ein Gutachten dafür gesorgt, daß auch seine Meinung dort nicht unbeachtet blieb.

Als die wichtigen Verhandlungen, die dem Reichstage vorausgingen, in vollem Gange waren, unternahm Friedrich, ehe er sich noch Augsburg begab, eine Reise nach Thüringen. Schwere Sorgen um seine Schwiegersöhne, insbesondere um den Herzog Joh. Friedrich d. M., zogen ihn dorthin. Es war das Verhältniß dieses Fürsten zu Wilhelm von Grumbach, das dem Kurfürsten und seiner Gemahlin schon seit Jahr und Tag die ernstesten Besorgnisse erweckte. Jener kühne,

selbstsüchtige und gewaltthätige fränkische Ritter, einst der würdige Gefährte des streitbaren Markgrafen Albrecht Alcibiades, hatte gleich seinem Herrn das Glück der Waffen zu Landerwerbungen und Gelderpressungen auf Kosten des Bischofs von Würzburg, dessen Lehnsmann er war, zu benützen gesucht. Aber nicht allein, daß mit der Wendung des Kriegsglücks ihm die Beute entging, nach dem baldigen Tode des Markgrafen wurden ihm auch alle seine im Würzburgischen gelegenen Erbgüter entrissen. Arm und verschuldet suchte Grumbach vergebens bei dem Kammergerichte Hülfe. Dann wollte er durch einen Ueberfall den Bischof zur Herausgabe seines Eigenthums zwingen. Wider Grumbachs Willen kam dabei Fürstbischof Melchior ums Leben. Der Ritter aber, welcher für die Unthat verantwortlich blieb, suchte Schutz und Unterhalt in Frankreich und kam von hier, mit Truppenwerbungen für Heinrich II. beauftragt, nach Thüringen. So wurde er mit Joh. Friedrich näher bekannt und gewann den ehrgeizigen, gegen den Kurfürsten August mit Rachegedanken erfüllten Herzog schnell für sich. Schon schwirrten Kriegsgerüchte durch die Luft, als Grumbach sich bestimmen ließ, eine friedliche Auseinandersetzung mit dem Nachfolger des ermordeten Bischofs von Würzburg zu suchen. Erst nachdem er hier übermüthig und drohend abgewiesen worden, sann er im Bunde mit befreundeten Rittern auf Rache.

Joh. Friedrich wußte um den Plan; mit seiner stillschweigenden Genehmigung wurden die Truppen geworben, womit der verwegene Ritter 1563 in das Stift Würzburg einfiel, die Stadt überrumpelte und dem Domkapitel einen Vergleich abpreßte, durch den sich Grumbach für früher erlittenes Unrecht entschädigen wollte. Den Friedensbrecher traf die Strafe der Acht. Joh. Friedrich aber weigerte sich nicht allein, das Achtsmandat in seinem Lande zu verkündigen, sondern wagte es auch, dem Geächteten und seinen Haupt-

helfern, statt sie auszuweisen, seinen Schutz zu verleihen. Trotz aller Forderungen und Drohungen des Kaisers, trotz aller Warnungen und Bitten der Verwandten erklärte der Herzog fest und trotzig, daß er den mit Unrecht Verurtheilten nicht von sich stoßen werde.

Aber nicht sowohl Mitgefühl mit dem Geächteten, als unheilvolle selbstsüchtige Pläne bestimmten Joh. Friedrichs Verhalten. Grumbach nämlich versprach dem tödlichen Hasse und den Rachegedanken Befriedigung, die des Herzogs Seele gegen den Kurfürsten August, als den Bruder und Nachfolger jenes Moriz erfüllten, welcher den glaubensstarken Vater der herzoglichen Brüder bekämpft und beraubt hatte. Schlau genug verstand der durchtriebene Ritter die Schwächen des Herzogs auszubeuten. Es kann hier nicht berichtet werden, wie Grumbach den Fürsten umgarnte, wie er mit thätig war, daß Zwietracht zwischen ihm und Joh. Wilhelm ausbrach, daß die besonnenen Räthe entfernt und Mißtrauen gegen alle diejenigen ausgestreut wurde, welche zur Vorsicht oder Umkehr mahnten. Selbst des Herzogs Wunderglaube und seine Vorliebe für geheime Künste wußte er auszunützen. Ein Geisterseher, der mit Engeln verkehrte, mußte dem leichtgläubigen und hochmüthigen Fürsten die Zukunft enthüllen. Durch den Mund der Engel wurde bald des unrechtmäßigen Kurfürsten von Sachsen naher Tod geweissagt, bald die Auffindung unermeßlicher Schätze in Aussicht gestellt; bald schaute der Herzog in einem Krystall nicht allein den verlornen Kurhut, sondern selbst die kaiserliche Krone.

Von dem Kurfürsten Friedrich versteht es sich von selbst, daß er sich alle erdenkliche Mühe gab, dem verblendeten Herzoge die Augen zu öffnen. Die Gemahlin Maria stand ihm dabei treu zur Seite. Sie hatte, unheilahnend, in Erinnerung an den verderblichen Einfluß, den Grumbach auf ihren Bruder geübt, früher als Andere den Schwiegersohn, den sie aufs in-

nigste liebte, mit Warnungen und Bitten bestürmt. Friedrich aber ließ es bei herzlichen Mahnungen nicht bewenden. Er war mit andern Fürsten bemüht, die gefahrvolle Verwicklung dadurch zu beseitigen, daß Grumbach auch nach der Aechtung noch mit dem Bischof von Würzburg ausgesöhnt werde, und da dieser vielmehr unablässig auf Vollziehung der Acht drängte, brachte es Friedrich bei dem neuen Kaiser Maximilian dahin, daß die endgiltige Entscheidung der Angelegenheit bis auf den nächsten Reichstag verschoben wurde.

So hätte man noch immer auf eine friedliche Lösung hoffen können, wenn nicht Joh. Friedrich, durch die feindselige Gesinnung gegen den Kurfürsten August, der drohend die Entfernung des gefährlichen Friedensstörers forderte, nur noch enger an Grumbach geknüpft worden wäre. Kurze Zeit vor dem Augsburger Reichstage kam es zwischen dem Herzoge und dem sächsischen Kurfürsten, der sich von dem Schützling Joh. Friedrichs „an Haupt, Leib und Leben" bedroht sah, zu den bittersten Erörterungen. [22])

Legten schon diese unheilschweren Verhältnisse Friedrich den Wunsch nahe, vor Eröffnung des Reichstags auf Joh. Friedrich durch mündliche Vorstellungen einzuwirken, so wurde er zu einer Reise nach Thüringen noch dringender durch die wachsende Entzweiung der herzoglichen Brüder aufgefordert. Bis dahin hatte Joh. Wilhelm — ein dritter noch minderjähriger Bruder, Joh. Friedrich der Jüngere, kommt daneben kaum in Betracht — dem älteren Joh. Friedrich die Alleinherrschaft überlassen. Jetzt forderte er, was ihm rechtlich zustand und nach dem bedenklichen Gebahren des Bruders geboten erscheinen mußte, Antheil am Regiment. Darüber kam es zu heftigen Streitigkeiten, deren Schlichtung erst möglich wurde, als nach dem plötzlichen Tode des dritten Bruders Joh. Wilhelm laut des väterlichen Testaments die Theilung des Landes fordern konnte. Da Joh. Friedrich auch jetzt noch

Schwierigkeiten machte und die gegenseitige Erbitterung der Brüder immer größer wurde, erbot sich Kurfürst Friedrich, zwischen den Schwiegersöhnen zu vermitteln. Er ward darauf eingeladen, nach Thüringen zu kommen.

Auch Maria wurde gebeten, das Werk der Vermittlung durch ihren mütterlichen Einfluß fördern zu helfen, und sie scheute, obwohl erst eben von einem schweren Krankenlager aufgestanden, die Anstrengungen der winterlichen Reise eben so wenig wie ihr Gemahl. Hatte Friedrich schon ein Jahr zuvor geschrieben, daß ihm, wenn er von Unfrieden zwischen den Brüdern höre, der Winter nicht zu kalt und der Sommer nicht zu heiß sein werde, sondern daß er mit Gottes Hülfe reiten wolle, so lange er könne, und alsdann fahren, damit er bei Zeit dazwischen komme: so erklärte jetzt die kränkelnde Fürstin sich sofort bereit, den weiten ihr beschwerlichen Weg zu ziehen, selbst wenn sie in einem Bette sich müßte hinfahren lassen; denn die höchste Freude, die sie auf Erden haben möchte, würde es ihr sein, dazu beizutragen, daß die Geschwister wieder einig würden; sollte sie aber nichts ausrichten, so möchte sie lieber todt sein als das Kreuz noch länger am Herzen tragen.

Zu Anfang des Jahres 1566 traten Friedrich und Maria die Reise nach Thüringen an. In Eisenach trafen sie Joh. Wilhelm und dessen Familie. Joh. Friedrich ließ sich entschuldigen und erwartete die Eltern lieber in Weimar. Mehrere Wochen vergingen über vergeblichen Verhandlungen, und Friedrich war schon darauf gefaßt, die Rückreise antreten zu müssen, ohne einen Vergleich zu Stande gebracht zu haben, als er sein Ziel doch noch erreichte, indem er einen Vertrag vermittelte, der dem jüngeren Bruder ohne vollständig durchgeführte Theilung das Coburger Land zu abgesonderter Regierung zuwies.

Mit nicht geringerer Freude mußte es den Kurfürsten erfüllen, daß es ihm gelang, den starren Sinn Joh. Friedrichs

in Beziehung auf sein Verhältniß zu Grumbach in etwas zu erweichen. Der Herzog versprach dem Schwiegervater nämlich, Grumbach für den Fall, daß der Kaiser auf die Entfernung desselben aus dem Reiche bestehen sollte, nicht aufhalten zu wollen.

Endlich bot der Aufenthalt in Thüringen Friedrich noch eine erwünschte Gelegenheit, mit dem Kurfürsten August von Sachsen zusammenzukommen. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß Uebelwollende — wir wissen es insbesondere von Herzog Wolfgang — ihn mit Rücksicht auf seine verwandtschaftliche Verbindung mit den Ernestinern dem Kurfürsten August verdächtigt hatten. Außerdem mußte es ihm von hohem Werthe sein, sich mit dem mächtigsten der evangelischen Fürsten über die Reichstagsangelegenheiten zu besprechen und auch mündlich dahin zu wirken, daß August für die gemeinsamen Interessen des Protestantismus kräftig mit einträte.

Die von Friedrich angeregte und von August in freundlichster Weise gewährte Zusammenkunft fand vom 30. Januar bis 1. Februar in Leipzig statt. Während Maria krank in Weimar zurückbleiben mußte, war die sächsische Kurfürstin Anna zugegen, und Friedrich versäumte nicht, sich um die Gunst der vielvermögenden Frau zu bemühen. Da er ein seltener Kenner von Hausmitteln für mancherlei Krankheitsfälle war — er hat sich selbst wohl einen Bauerndoctor genannt —, und Anna sich für dergleichen Dinge lebhaft interessirte, so schrieb er ihr noch spät Abends ein paar lange durch Erfahrung erprobte Recepte mit eigener Hand ab und erbot sich, auf dem bevorstehenden Reichstage ihr noch mehr dergleichen mitzutheilen. Von dem Kurfürsten August aber rühmte Friedrich, daß er bei ihm gute Vertraulichkeit befunden, so daß die Reise nicht ohne Frucht, namentlich für das Religionswerk, bleiben werde. Als Friedrich nun aus Heidelberg noch die Nachricht von den freundschaftlichen Zusicherungen erhielt, die

Christoph dort dem Pfalzgrafen Joh. Casimir, dem Stellvertreter des Vaters, gegeben hatte, hoffte er vollends, daß dem leidigen Papstthum kein geringer Abbruch geschehen werde. Wolfgangs Praktiken dagegen, meinte er, würde man unterbauen können. Auch was ihm von Intriguen, die der Bischof von Worms mit dem kaiserl. Vicekanzler Ulrich Zasius angezettelt, berichtet wurde, beirrte den Kurfürsten nicht. Frohen Muthes ging er nach Heidelberg zurück, um sich hier für die baldige Reise nach Augsburg zu rüsten. Christoph hatte ihn eingeladen, unterwegs in Stuttgart mit einer schmalen Herberge, aber einem willigen Wirthe vorlieb zu nehmen.

Zehntes Kapitel.

Der Reichstag zu Augsburg 1566.

Wochenlang harrte Kaiser Maximilian zu Augsburg, wo er am 20. Januar 1566 einzog, der Ankunft der angeseheneren Fürsten des Reichs.[1] Selbst die Räthe derselben, sowie die Gesandten, welche die am persönlichen Erscheinen verhinderten Reichsstände zu vertreten hatten, trafen erst allmälig und Anfangs sehr spärlich am Sitze des Reichstags ein. Friedrich hatte zu seiner vorläufigen Vertretung ein paar minder bedeutende Räthe bevollmächtigt, denen sich, als wichtigere Verhandlungen in Aussicht standen, Dr. Ehem anschloß. Daß der Pfalzgraf selbst so lange fern blieb, schien dem Kaiser sehr unlieb zu sein. Fürchtete er vielleicht, daß das edle Wild sich nicht in das gestellte Garn locken lassen möchte? Er ersuchte Friedrich (5. Febr.), seine Ankunft zu beschleunigen, mußte sich aber mit der Entschuldigung, daß dringende Geschäfte den Kurfürsten noch in Thüringen festhielten, zufrieden geben.

Ehe der Reichstag feierlich eröffnet wurde, was erst am 25. März geschah, hatten die Pfälzer Gesandten den Auftrag, das Terrain zu studiren und mit den Räthen der anderen evangelischen Fürsten sich ins Einvernehmen zu setzen. Die Kursächsischen und Hessischen Gesandten kamen ihnen freundlich entgegen und zeigten sich bereit, „gute Correspondenz" und Einigkeit zu halten. Auch Herzog Christoph von Württemberg

äußerte sich nicht unfreundlich, Wolfgang dagegen ließ sich vernehmen, er werde die Bitte „um Pflanzung und Erhaltung guter vertraulicher Correspondenz und Einigkeit“ weiter berathschlagen und es an sich nicht ermangeln lassen, so viel ohne Verletzung der Ehre Gottes und des Gewissens geschehen könne, worauf die Gesandten Friedrichs nicht verfehlten den Herzog zu erinnern, wie erwünscht den Feinden ein Zwiespalt unter den protestantischen Ständen und gar im Hause Pfalz selbst sein müsse, und ihn zu bitten, daß er sich durch die Disputationen unruhiger Theologen nicht beirren lassen möge. Uebrigens schien dem Herzoge in jenen Tagen mehr als die Religionsfrage die so lange vergebens erstrebte Zollbewilligung am Herzen zu liegen. In dieser Angelegenheit hatten zuerst Wolfgangs Räthe mit den Heidelbergern zu unterhandeln begonnen, und da die letzteren versprachen, sofort den Kurfürsten um Instruktion zu bitten, wurde ihnen nicht nur ein Stück Wildpret in die Herberge gesandt, sondern auch eine Einladung zur herzoglichen Tafel zu Theil. War hiemit etwa der Preis bezeichnet, um den Wolfgang trotz seiner Gewissensbedenken und trotz des Einflusses eines Heshusius zu haben war? Nur schade dann, daß auch in dieser Angelegenheit die Gunst des Kaisers sehr viel höher wog als die des Kurfürsten, und daß jene Gunst, wie Maximilians Haltung bewies, am besten erworben werden konnte, wenn man mit ihm und der katholischen Partei gegen den Calvinismus vorging.

Schon am 29. Januar konnten die Pfälzer Gesandten als ein Anzeichen dessen, was von dem Reichstage zu erwarten war, melden, der Hofprediger des Kaisers Cittardy habe eine „scharfe, heftige und lästerliche Predigt wider unsere Religion und Meinung von dem heil. Abendmahl (doch unvermeldet der Unseren Namen) gehalten“ und sie eine verdammte, ketzerische, gotteslästerliche, aufrührerische und von selbstgewachsenen und laufenden Schriftgelehrten spitzfindig und nach Menschen

Vernunft und Gutdünken erdichtete Lehre und Meinung gescholten und hitziglich invehirt." Auch den Hessischen Gesandten fiel es auf, daß sich der Kaiser so sehr der papistischen Religion zugethan zeige, indem er es mit der Messe und allen papistischen Ceremonien gerade so halten lasse wie Kaiser Ferdinand gethan und keine anderen Prädicanten als den Cittardus höre, welcher durchaus papistisch sei.

Hatte Maximilian in der That seine evangelischen Neigungen so ganz überwunden, daß er für einen aufrichtigen, wenn nicht eifrigen Katholiken gelten konnte? Es wäre irrig, dies anzunehmen. Im Herzen war der Kaiser nach wie vor der Augsb. Confession zugethan. Dafür spricht außer längst bekannten Zeugnissen die durch einen Brief des kaiserl. Arztes Crato von Crafftheim beglaubigte Nachricht, daß Maximilian gerade in Augsburg, als er einem heiligen Seelenamte beiwohnte, in vertrautem Kreise die Anrufung der Heiligen und das Vertrauen auf die guten Werke ausdrücklich verwarf und sagte: „Das einzige Fundament unsres Glaubens ist Christus, dabei muß es bleiben, aber es kann nicht alles Krumme gerad gemacht werden." „Dieses schreibe ich, setzt Crato hinzu, daß du — der Brief ist an Peucer gerichtet — einigen Trost habest, bitte aber, daß es nicht verbreitet werde, weil in camera vorgebracht, allerdings nicht geheim, denn mehr als Zehn waren anwesend."[2])

Also nur äußere Gründe konnten Maximilian bestimmen, sich als guten Katholiken zu zeigen. Wahrscheinlich, daß er nur so der Unterstützung der päpstlichen Partei in der Frage des Türkenkriegs und in andern Angelegenheiten gewiß war, und daß namentlich die Rücksicht auf den päpstlichen Nuntius Commendone, von dessen religiösem Eifer und weitgehendem Einfluß der ganze Reichstag wußte, jedes Liebäugeln mit dem Protestantismus ausschloß. Hatte doch der Papst dem Legaten für den Fall der Aufnahme selbstständiger Religionsverhand-

lungen die ärgsten Bannflüche gegen die Fürsten und die Drohung der Absetzung des Kaisers aufgetragen.[3]) Mit den zwiespältigen evangelischen Ständen dagegen ließ sich auch ohne jedes Entgegenkommen fertig werden.

Wenn aber Maximilian trotz der zur Schau getragenen katholischen Gesinnung im Herzen dem evangelischen Glauben gewogen blieb, wie konnte er dann mit so viel Eifer an der Zerstückelung des Protestantismus arbeiten, wie er es in dem Vorgehen gegen Friedrich gethan hat? Denn daß der Kaiser ohne ein bewußtes Ziel lediglich als Werkzeug in der Hand der neu erstarkten von Rom aus geleiteten katholischen Partei gehandelt habe, wird man nicht behaupten wollen. Mir scheint, daß verschiedene Motive sein Verfahren bestimmt haben. Als stiller Anhänger der lutherischen Lehre konnte er, wie so viele Beispiele bezeugen, dem Calvinismus nicht minder feind sein, denn als Katholik. War ihm dabei in Folge seiner weniger intensiv religiösen Empfindung der Eifer des strengen Lutheraners fremd, so gab es dagegen andere Momente, welche in ihm den Gegensatz gegen das reformirte Wesen verschärften. Einmal vertrug sich das Energische, Strenge und Schroffe des Calvinismus sehr wenig mit der Lauheit und Halbheit seines religiösen Lebens. Ferner mußte der Herrschergeist des Habsburgers, des Trägers glanzvoller Kronen, noch entschiedener als der aristokratische Sinn unserer kleinen Fürsten Anstoß nehmen an dem demokratischen Zuge, der in dem Calvinismus zu Tage trat. Die calvinistischen Grundsätze über Kirche und Kirchenregiment, der Glaube gar, daß Menschen berechtigt sein sollten, „ihre christliche Freiheit und ihr göttliches Gewissensrecht sogar ihrer Obrigkeit gegenüber nicht blos leidend, sondern auch mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen", wie es die Hugenotten Frankreichs und die Reformirten in den Niederlanden thaten, dieser spiritus seditiosus, der sogar den protestantischen Fürsten mit Erfolg als Schreckbild hingehalten

wurde, konnte am wenigsten einem Vetter Philipps II. von Spanien behagen. Endlich könnte es ja auch sein, daß Maximilian, wenn man sein Verhalten aufs günstigste deuten wollte, damals noch von einer einzigen deutschen Kirche träumte, in der die Anhänger der Augs. Conf. und die Katholiken unter möglichster Schonung der überlieferten Formen geeinigt werden möchten. Auch dagegen hätte sich der Calvinismus als ein unübersteigliches Hinderniß dargestellt.

So gab es der Gründe genug, welche Maximilian bestimmen konnten, auf dem Augsb. Reichstage mit der kathol. Partei gemeinsame Sache gegen den Calvinismus und seinen Vertreter unter den deutschen Fürsten zu machen, ohne daß er deshalb die geheime Absicht Roms, mit der Vertilgung des Calvinismus den Kampf gegen den gesammten Protestantismus zu eröffnen, sich anzueignen oder nur zu erkennen brauchte. Die Absicht blieb ja lange Zeit auch denjenigen protestantischen Fürsten verborgen, die Rom und dem Kaiser die Hand gegen Friedrich boten.

Am 25. März erfolgte endlich die feierliche Eröffnung des Reichstags, indem durch den Herzog Albrecht von Bayern in des Kaisers Namen die Berathungsgegenstände „weitläufig, beweglich und ausführlich" vorgetragen wurden. Obenan stand die religiöse Frage. Aber es hieß nicht mehr, wie in dem Ausschreiben, daß darüber gehandelt werden sollte, wie die streitige Religion (zwischen Katholiken und Protestanten) in Richtigkeit zu bringen und welcher Maßen die irrigen Secten abzuschaffen wären, sondern der erste Punkt war damit beseitigt, daß es hieß: weil der Kaiser zu Frankfurt gelobt, den aufgerichteten Religionsfrieden, der auf beide Religionen fundirt, festiglich zu halten, so lasse er es auch dabei bewenden. Dagegen sollten die Kurfürsten, Fürsten und Stände dem Kaiser ihr Gutdünken anzeigen, wie die irrigen Secten, die durch den Religionsfrieden ausgeschlossen, durch gebührliche

Mittel und Wege abgeschafft werden möchten. Hiernach sollten also nicht die zwischen Katholiken und Protestanten schwebenden Fragen zur Berathung kommen, es sollte weder ein erneuerter Versuch gemacht werden, beide Parteien wieder zu vereinigen, noch auch sollten neue Vereinbarungen über ihre Existenz neben einander getroffen werden. Damit war eine Verbesserung des Religionsfriedens, insbesondere die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts, damit auch die Reformation des Papstthums, wie die Protestanten sie forderten, vorweg aus dem Wege geräumt. Dagegen wurde für die katholischen Reichsstände das Recht in Anspruch genommen, auch über die inneren Angelegenheiten des Protestantismus, insbesondere über die Lehrstreitigkeiten, mitzuberathen und zu beschließen, indem die Frage der Abschaffung der irrigen Secten zu einer allgemeinen Reichsangelegenheit erhoben wurde.

Ferner zeigte es sich, daß den Protestanten das so oft erprobte Mittel, die Bewilligung der Türkenhülfe abhängig zu machen von Zugeständnissen in religiösen Fragen, entzogen werden sollte; denn der Kaiser drang darauf, daß die Türkenhülfe vor allen anderen Angelegenheiten berathen würde. Es fehlte wenig, so wäre diesem Verlangen willfahrt worden; denn auch die evangelischen Gesandtschaften erklärten sich einverstanden und nur die Pfälzer erhoben ihrer gemessenen Instruction folgend entschiedenen Widerspruch. Nach langen Erörterungen einigte man sich darin, daß zwar die Türkenhülfe sofort in Berathung genommen, jedoch ein endgültiger Beschluß darüber nicht früher gefaßt werden sollte, bis andere wichtige Punkte der Proposition erledigt wären. Nahm man zu dem allen noch die überaus zuversichtliche Sprache, welche die geistlichen Stände führten, so hatten die Evangelischen Grund genug, auf ihrer Hut zu sein.

Sie wollten sich denn auch das Recht nicht nehmen lassen, dem Kaiser in einer gemeinschaftlichen Schrift ihre

Beschwerden, Bedenken und Anliegen vorzutragen. Die Berathungen über den Inhalt dieser Schrift waren eben in Gang gekommen, als Friedrich mit der seinem Range entsprechenden Feierlichkeit, eingeholt von dem Kaiser und den angeseheneren Fürsten, in Augsburg einzog. Er erschien zur rechten Stunde; denn schon hatten die Herzoge Wolfgang und Christoph am 31. März den evangelischen Ständen eröffnet, daß sie sich mit dem Pfalzgrafen in Religionssachen nicht einzulassen müßten, er thäte denn eine solche christliche Erklärung, besonders im Artikel des heiligen Nachtmahls, daß sie damit zufrieden sein könnten. Die Ankunft Friedrichs machte die Ankläger vorläufig verstummen. Der Kurfürst nahm sofort an den Berathungen über die Petitions- und Beschwerdeschrift Theil, und Wolfgang und Christoph wagten nicht, ihre Forderung weiter vorzubringen. So wurde am 13. April in Friedrichs Gegenwart die Schlußredaktion der Schrift vorgenommen, welche die evangelischen Stände dem Kaiser in corpore überreichen wollten.

Der Kaiser wurde in dieser Vorstellung gebeten, zur Durchführung einer allgemeinen Reformation möglichst bald ein Nationalconcil unter seinem Vorsitze zu berufen, den Bedrückungen der Evangelischen, namentlich in mehreren Städten, ein Ende zu machen und den geistlichen Vorbehalt aufzuheben. Auf ihr Territorialrecht gestützt bekämpfen die evangelischen Stände das Bestreben, die inneren Angelegenheiten des Protestantismus vor das Forum des Kaisers und des Reichstags zu bringen. Sie wissen nichts von irrgläubigen Secten in ihren Territorien, sollte aber dergleichen hier oder da vorkommen, so könne die Obrigkeit durch christliche Visitation und strenge Aufsicht dem leicht abhelfen. Entgegen der verletzenden Beschuldigung, als ob nur der Protestantismus Irrglauben und Sectirerei erzeugte, weisen sie darauf hin, daß Secten lediglich daraus entspringen, daß manche Stände dem Evangelium nicht freien Lauf, das Volk ohne rechtgläubige Lehrer lassen

und es zwingen wollten, bei dem gottlosen Papstthum zu verharren.

Die Absicht, womit die Gegner Friedrichs nach Augsburg gekommen waren, schien durch diese einmüthige Erklärung vereitelt zu werden; denn traten die evangelischen Stände insgesammt mit ihren Klagen und Forderungen vor den Kaiser hin, so war ihre Einigkeit durch einen bedeutungsvollen Act constatirt. Es kam also den theologischen Rathgebern der streng lutherischen Fürsten, es kam vor allem der katholischen Partei darauf an, den vorbereiteten Schritt zu verhüten, und wenn es schon jenen Hofgeistlichen nicht schwer wurde, das Gewissen ihrer Herren zu rühren, so war es denen, in deren Händen Maximilian sich befand, vielleicht noch leichter, durch den Kaiser auf den ihm befreundeten und leicht zu mißbrauchenden Christoph und vollends auf den begehrlichen Herzog Wolfgang einzuwirken.

Am 17. April luden Wolfgang und Christoph eine Anzahl evangelischer Gesandten zu sich, um Friedrich von neuem wegen seiner irrigen Meinung vom Abendmahl anzuklagen. Aus friedfertiger Gesinnung, so führen sie aus, haben sie den Pfalzgrafen nach seiner Ankunft von den Berathungen der Evangelischen nicht ausschließen, sondern abwarten wollen, ob er sich vielleicht, trotz der gefaßten irrigen Opinion, befriedigend erklären würde. Davon vermerke man nun leider nichts; dagegen rede der Hofprediger des Kurfürsten vom Abendmahl so, daß sie mit gutem Gewissen nicht länger dazu schweigen könnten. Selbst der frühere zwischen Heidelberg und Neuburg geführte Schriftwechsel mußte als Anklagematerial dienen; denn der Kurfürst habe sich darin so ausgesprochen, als ob er allein in dem Abendmahlsartikel der Augsb. Conf. anhinge, die anderen aber einer irrigen Meinung huldigten. Die beiden Fürsten erklärten demnach, sie würden nur dann die Schrift an den Kaiser gemeinsam mit ihm überantworten und in

die der A. C. und des Frankfurter Recesses gegenüber; daran hält er fest, während er neue Formeln für bedenklich erachtet, da sie den Streit vermehren. Wie übrigens dieser Handel beschaffen, wie weit man einig oder nicht und wie sehr Diejenigen, die Anderen neue Formeln vorlegen, wohl daran thäten, zuerst sich untereinander zu vergleichen, weist der Kurfürst mit Hülfe der von Ursin aufgestellten Sätze nach. — Condemnationen, wird weiter ausgeführt, seien auf dem Naumburger Tage verboten worden. Wollte man Diejenigen, welche man calvinisch oder zwinglisch nenne, die aber noch von keinem unparteiischen Concil, von keinem Reichstage gerichtet worden, verdammen, so müßte man sie zum wenigsten vorher hören, um zu lernen, was calvinisch oder zwinglisch sei. Das Bekenntniß derselben widerstreite der A. C. nicht und sei wie diese auf die hl. Schrift, den uralten christlichen Glauben, die alten Symbole und die Hauptconcilien gerichtet. Nachdem von allen Theilen die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle bekannt werde, sei nur noch ein Streit um Worte übrig. Eine Ausschließung aber würde um so ungerechter sein, als damit Franzosen, Engländer, Schotten, Schweizer ungehört verurtheilt und der Verfolgung preisgegeben würden. Auch in Deutschland würden die unruhigen Theologen es bald dahin bringen, daß man heute Diesen, morgen Jenen verdamme. Nach dem allen bittet Friedrich den Kurfürsten August, für die gemeinsame Uebergabe der Schrift an den Kaiser zu sorgen, damit den bedrängten Christen geholfen und eine Trennung vermieden werde, über die der Papst und sein Anhang nur frohlocken könnten. Den Streit der Theologen könne man später in geeigneter Weise beilegen. Wollen trotz dem allen Wolfgang und Christoph sich absondern, so will Friedrich ihr Gewissen nicht beschweren; er erbietet sich aber gleichwohl, in Gemeinschaft mit den andern evangelischen Ständen die Schrift dem Kaiser zu überreichen.

Mehr als eine der vorstehend skizzirten Behauptungen und Erörterungen Friedrichs mußten den Kurfürsten August und seine Räthe in der Ansicht bestärken, daß es weder dem confessionellen Standpunkte, noch dem politischen Interesse Sachsens entspräche, mit Wolfgang und Christoph gemeinsame Sache zu machen. Diese erzielten daher keinen andern Erfolg, als daß die in Rede stehende Bitt- und Beschwerdeschrift nicht in corpore, sondern durch mehrere Räthe übergeben wurde. Daß der Schrift, wie die beiden Herzoge forderten, vorher eine den Zwinglianismus verdammende Stelle eingefügt würde, wies Kurfürst August entschieden zurück.[4])

Heshusius, von dem schon die Hessischen Gesandten vermutheten, daß er mit den Württembergischen Hofgeistlichen die Agitation gegen den Kurfürsten Friedrich betreibe, nahm nicht ohne Schmerz wahr, wie sein Fürst und Herzog Christoph von den andern verlassen wurden und der Hofprediger Friedrichs fortfahren durfte, in Vieler Gegenwart nackten Calvinismus zu lehren. „Daher fürchte ich, schreibt er am 8. Mai, daß nach diesem Reichstage der Calvinismus einen großen Aufschwung nimmt.“[5]) Um diese Gefahr nach Kräften zu beseitigen, versuchen noch einmal Wolfgang und Christoph, für eine ähnliche Erklärung wie die vom 17. April die Unterschrift der andern evangelischen Stände zu gewinnen; aber wieder halten ihnen die Gesandten der abwesenden Fürsten, welche nicht unter dem Einfluß der Augsburger Intriguen standen, entgegen, daß ihre Instruktion nicht auf Trennung, sondern auf Einigkeit laute und daß sie zu einer Ausschließung Friedrichs keinen Befehl hätten.

Mittlerweile hatte die katholische Partei Vorbereitungen getroffen, um auf anderem Wege ihr Ziel zu erreichen. Man suchte die Klagschriften, welche der Bischof von Worms (nicht auch der von Speier) und die Capiteln der aufgehobenen Stifter Neuhaus und Sinsheim dem Kaiser zugestellt hatten,



gegen Friedrich zu verwerthen. Daß der Bischof mit Zasius in dieser Richtung sich schon vor dem Reichstage verständigt hatte, wußte man in Heidelberg aus einem zufällig aufgefundenen Briefe. Da indeß diese Klagsache auf dem Wege Rechtens sich befand und dem Kaiser wie dem Reichstage kaum ein gesetzlicher Anlaß, unmittelbar einzugreifen, geboten war, so erwartete Friedrich nicht, daß es auf einen jähen Urtheilsspruch abgesehen sei. Er meinte vielmehr, jene Klagen sollten nur deßhalb auf dem Reichstage zur Sprache gebracht werden, um ihn in ein übles Licht zu stellen und durch den bösen Schein, den man auf seine Persönlichkeit werfe, auch die Lehre, die er vertrete, verdächtig zu machen.

So beurtheilte Friedrich die Agitation, welche die Geistlichen gegen ihn in Scene setzten, noch am 11. Mai, als er seiner Tochter Dorothea Susanna, der Gemahlin Joh. Wilhelms, Nachrichten über seine Erlebnisse in Augsburg gab. Er erinnert daran, daß man ihn eine Zeitlang als einen argen Ketzer, der neue, unerhörte, ärgerliche Lehren und Ceremonien in Kirchen und Schulen einführte, verschrieen, und ihm gedroht habe, man werde auf dem jetzigen Reichstage ihn recht lehren glauben. Deshalb habe er mit umsomehr Freude und Begierde sich hierher verfügt und in guter Hoffnung gestanden, es würden sich solche Leute finden, die ihn eines besseren aus Gottes Wort unterwiesen, wie er sich dessen nicht allein gegen den Kaiser, etliche Kurfürsten und Fürsten, sondern auch öffentlich im Kurfürstenrath erboten, daß er nämlich leiden möchte und dankbar dafür sein werde, wenn „Einer oder Mehrere, hohen oder niederen Standes, reich oder arm, gelehrt oder ungelehrt, Feind oder Freund“ aus der hl. Schrift ihn belehren wolle. Aber es habe sich bis jetzt Keiner gefunden, der ihn hätte ansprechen mögen, auch unter den Schreiern nicht, welche bis dahin wider ihn geschrieben haben, weshalb er zu Gott hofft, daß seine Religion und Lehre nicht allein

in der A. C., sondern vielmehr in Gottes Wort, woraus seines Versehens diese Confession gezogen, auf's festeste gegründet sei. Er tröstet sich dessen umsomehr, als man dieser Tage von der Lehre und den Ceremonien schweige, ihm aber dafür alle Pfaffen und Nonnen, denen er ihr gottloses, ärgerliches Leben und Haushalten nicht länger habe hingehen lassen können, an den Hals hetze, daß sie ihn vor dem Kaiser verklagen.

Indeß irrte Friedrich, wenn er meinte, daß man nur die „Pfaffen und Nonnen“ gegen ihn in Bewegung setzte, von der Lehre und den Ceremonien aber zu schweigen gedächte. Zu der Beschwerdeschrift des Bischofs und der Stiftsherrn gesellte sich, ihm unerwartet, der katholischen Partei aber äußerst erwünscht und vielleicht durch sie hervorgerufen, eine Klage des Markgrafen Philibert von Baden, welche benützt werden konnte, um den evangelischen Ständen nicht allein, sondern dem gesammten Reichstage die Frage vorzulegen, ob nicht Friedrich gegen die A. C. gehandelt habe. Der Markgraf beschwerte sich nämlich darüber, daß der Kurfürst Friedrich in der vorderen Grafschaft Sponheim, die er mit Baden in ungetrennter Gemeinschaft besitze und in welcher der Pfalzgraf Otto Heinrich die Reformation nach der A. C. in's Werk gerichtet, es nicht bei dem habe bewenden lassen, sondern weitere Neuerungen in der Lehre und dem Brauche des Abendmahls, in Bestellung der Kirchen und Schulämter, mit Bilderstürmen u. s. w. vorgenommen habe.

In Wahrheit verhielt sich die Sache folgender Maßen. Der Markgraf Philibert, ein sehr lauer Anhänger des Protestantismus, hatte nach langem Widerstreben erst gegen Ende des Jahres 1565 seine Zustimmung gegeben, daß die noch übrigen Klöster der vorderen Grafschaft Sponheim aufgehoben, alle noch vorhandene Abgötterei abgeschafft und die Reformation vollständig durchgeführt werde. Ende Januar des nächsten Jahres begannen beiderseitige Bevollmächtigte das gemeinsame

Werk. Aber während die markgräflichen Beamten unter der abzuschaffenden Abgötterei nur die päpstliche Messe und was derselben anhange, verstanden, wollten die Pfälzer auch die Meßgewänder, Altäre, Sakramentshäuschen, Taufsteine, Bilder u. s. w. entfernt wissen. Die Badenser gaben soweit nach, daß sie in den Abbruch der Altäre, mit Ausnahme eines einzigen, an dem das Abendmahl zu halten, willigten; die Pfälzer aber meinten, sie könnten es über sich nehmen, auch den übrigen Altar hinwegzuthun, und weil auf den Altären die Mehrzahl der „Götzen" stand, so wurden auch diese beseitigt und zum Theil, insbesondere die „Gnaden- und Ablaßgötzen", dem Feuer übergeben. Als darauf der Markgraf, von einem seiner Bevollmächtigten schleunig benachrichtigt, die Erklärung einsandte, daß er in das Abbrechen der Altäre, sowie in die zwinglische und sakramentirliche Bilderstürmerei zu willigen nicht geneigt sei, setzten die Pfälzer auf eigene Hand die Arbeit fort und nahmen die Altäre und Bilder, „doch in bester Bescheidenheit", auch in den übrigen Kirchen der Grafschaft weg.[6]) Zugleich werden sie (wir sind darüber nicht genauer unterrichtet) die kurfürstliche Kirchenordnung einzuführen gesucht haben.

Auf Grund des Vorhergehenden klagte Philibert, in das Geschrei gekommen zu sein, als ob auch er der „verbotenen Secten" sich theilhaftig machen wollte, und bat den Kaiser, dem Gerüchte keinen Glauben beizumessen und zu verfügen, daß der Kurfürst die Neuerungen wieder rückgängig mache. Maximilian aber fand die Beschwerdeschrift des Markgrafen so zweckentsprechend, daß er sie mit den übrigen gegen Friedrich vorliegenden den Ständen ohne Verzug zur Berathung übergab und einen besondern Ausschuß dafür ernennen ließ.[7])

Friedrich sprach nun das Verlangen aus, daß auch ihm die eingebrachten Schriften zum Zwecke der Vertheidigung eingehändigt würden. Durch kaiserl. Dekret wurde dieses gewährt,

zugleich aber ihm auferlegt, seine Verantwortung in zwei Tagen einzureichen, eine Frist, die ihm noch weiter dadurch verkürzt wurde, daß die vollständigen Acten ihm erst am folgenden Tage zugingen. Als er nun aber am Morgen des 14. Mai seine Vertheidigungsschrift dem Kaiser überreichen wollte, wartete seiner etwas ganz anderes.

Maximilian hatte nämlich zu derselben Zeit, als er die Aushändigung der Klagschriften an Friedrich bewilligte, den Ständen aufgegeben, über die bis jetzt vorliegenden Acten ihr Bedenken ihm zu eröffnen. Die Stände beeilten sich, dem Begehren zu entsprechen und erklärten als ihr Gutbedünken, daß wofern der Pfalzgraf keinen anderen oder erheblicheren Einwand geltend mache, als in den bereits gewechselten Schriften geschehen, auf Abschaffung der Neuerungen zu erkennen und vom Kaiser so zu verfügen sein werde, daß sich Niemand über Verletzung des Relgionsfriedens zu beschweren habe. Da aber dieser Streit der Religion wegen entstanden und der Kurfürst beschuldigt werde, von der A. C. abgewichen zu sein, ohne daß er dieses zugäbe, so scheine es den Ständen gut, wenn demselben von Kaiser und Fürsten zugesprochen würde, daß auf den Religionsfrieden möge gehalten und fernere Verwirrung der Gewissen verboten werden, „oder was deßwegen der Kaiser dem Kurfürsten vorzuhalten bei sich selbst für rathsam und gut ermessen werde.“

Die Ueberrumpelung war gelungen. Die Evangelischen hatten zugestimmt, ja mitgewirkt, daß eine rein innere Angelegenheit vor das Forum aller Reichsstände gezogen und darüber ein Urtheil abgegeben wurde. Der Kaiser oder diejenigen, die ihn leiteten, beeilten sich natürlich, die günstige Lage sogleich gegen Friedrich auszubeuten. Maximilian ließ ein Dekret aufsetzen, das nach Rücksprache mit denjenigen Fürsten, auf deren Zustimmung es vor allem ankam, dem Kurfürsten eröffnet werden sollte.

In dem Dekret wird dem Kurfürsten unter Bezugnahme auf das Gutachten der Stände und auf die früher schon vom Kaiser erlassenen, von Friedrich nicht befolgten Befehle in Sachen des Bischofs von Worms und der Stifter Neuhausen und Sinsheim vollkommene Restitution und Schadenersatz auferlegt. Mit Rücksicht auf die Klage des Markgrafen über Einführung der calvinischen Secte in der gemeinsamen Grafschaft Sponheim wird der Pfalzgraf auf frühere kaiserliche Erlasse verwiesen, worin er vom Calvinismus abgemahnt worden, freilich ohne Erfolg. Jetzt wird ihm aufs ernstlichste anbefohlen, jenen kaiserlichen Befehlen „zu pariren und nachzuleben", alles was er von dem Calvinismus in Beziehung auf die Lehre, wie die Reichung der Sacramente angenommen, wieder abzustellen, auch die Prädicanten und Schulhalter, die dem Calvinismus beharrlich anhangen, sammt dem gedruckten Katechismus und den calvinischen Vertheidigungsschriften gänzlich abzuschaffen. Wenn dies nicht geschehe und er für sich und die Seinen der calvinischen Verführung anhängig bleibe, auch dem Markgrafen Philibert nicht Genüge thue, so werde der Kaiser nicht umhin können, „zur Handhabung des Religionsfriedens und voriger und jetziger Befehle dagegen ernstlich Einsehen zu haben und es weiter und länger nicht zu dulden.

Am 14. Mai beschied der Kaiser die Mehrzahl der in Augsburg anwesenden Fürsten, von den Gesandten der Abwesenden aber blos die kurfürstlich-brandenburgischen zu sich, unterhielt sich mit ihnen „ganz väterlich, wohlmeinend, gnädiglich und freundlich, des Pfalzgrafen Opinion und irriger Lehre halber" und brachte es dahin, daß in „einhelligem gemeinem Rath" das Dekret gutgeheißen und in dessen Eröffnung gewilligt wurde. Daß aber, wie der Kaiser später wiederholt behauptete, alle auch damit einverstanden gewesen, daß das Dekret schon an sich des Pfalzgrafen Ausschluß vom Religionsfrieden bedeute, läßt sich bezweifeln; der Kurfürst von Sachsen

fand es wenigstens „sehr geschwind und hart", daß der Kaiser sofort zur Publication schreiten wollte. Offenen Widerspruch freilich erhob auch August nicht, sondern nahm es hin, daß Maximilian auf jene Bemerkung auffuhr, ihn übel ansah und sich von ihm wandte. Gleich darauf erhielt Friedrich durch den Reichsmarschall Befehl, vor dem Kaiser zu erscheinen. Er kam in der Meinung, daß er vorgeladen, um seine Vertheidigung wider die ihm mitgetheilten Klageschriften zu überreichen. Statt dessen hörte er von dem Reichsvicekanzler das kaiserliche Dekret verlesen.

Es war schon der Form nach gegenüber dem vornehmsten weltlichen Fürsten, dem nach seinem Range die Führung der Evangelischen auf dem Reichstage zukam, ein überaus verletzendes Verfahren. Friedrich aber kränkte, ja empörte das am meisten, daß ein solches Dekret ihm nicht allein im Beisein der Fürsten der A. C. eröffnet wurde, sondern auch „der Geistlichen und sonderlich derer, die rothe Baretlein trugen, als des Cardinals von Augsburg und anderen päpstlichen Gesindels." Aber schnell gefaßt, bat er in Rücksicht auf die Wichtigkeit des beschwerlichen Vorhaltes um eine kurze Bedenkzeit und wies nur mit einem Wort sogleich darauf hin, daß der eine der beiden Punkte, um die es sich in dem Dekret handle, das Gewissen berühre, über welches der Herr allein zu schaffen und zu gebieten habe.

Noch war keine Viertelstunde verflossen, als Friedrich wieder eintrat, begleitet von den drei ersten seiner Räthe, vielleicht auch von Joh. Casimir, welcher nach einer allgemein verbreiteten Ueberlieferung auf diesem denkwürdigen Gange dem Vater die Bibel nachgetragen haben soll. [8]) Zuerst nahm auf des Kurfürsten Befehl sein Kanzler Probus das Wort, wahrscheinlich um die Ueberreichung der Vertheidigungsschrift, die Friedrich für diesen Tag anbefohlen war, damit einzuleiten. Das Schriftstück selbst legte Dr. Ehem in die Hände des Kur-

fürsten von Mainz, während Friedrich an den Kaiser und die fürstliche Versammlung jene herrliche Rede richtete, die er nach Beendigung des bedeutungsvollen Actes mit eigener Hand für die Nachwelt niedergeschrieben hat.

Indem Friedrich zunächst das wider ihn eingehaltene Verfahren beleuchtet, beklagt er sich, daß die gegen ihn gerichteten Klageschriften den Ständen zur Beurtheilung übergeben worden, ehe sein Gegenbericht vorgelegen. Zum höchsten aber beschwert er sich darüber, daß ihm jetzt unverhört die Restitution der beiden in seinem Territorium gelegenen Stifter befohlen und damit das Urtheil gesprochen werde, da er doch zu der kaiserlichen Majestät als zu einem christlichen und gerechten Kaiser das unterthänige Vertrauen habe, sie werde ihn, wenn er gleich der ärgste Uebelthäter wäre, nicht ungehörter Dinge verdammen und also die Sache mit der Execution anfangen, sondern den Proceß mit ihm halten, den man pflegt mit Uebelthätern zu halten, die man doch alle, auch die ärgsten, zuvor und ehe man sie verdammt, nach Nothdurft verhört.

Was die Religion anlange, die der Kaiser mit Ernst abzuschaffen oder zu ändern ihm anbefohlen, weil sie nicht der A. C. gemäß, sondern mit Calvinismus befleckt sei, so wiederholt er die schon früher gesprochenen Worte, daß er in Gewissens- und Glaubenssachen nur einen Herrn anerkenne, der ein Herr aller Herrn und ein König aller Könige sei. „Des Sinnes und Meinung bin ich noch und sag derowegen, daß es nicht um eine Kappe voller Fleisch, wie man pflegt zu sagen, zu thun, sondern daß es die Seele und derselben Seligkeit belange. Die habe ich von meinem Herrn und Heiland Christo in Befehl, bin auch schuldig und erbötig, ihm dieselbige zu verwahren; darum kann Ew. kais. Mt. ich nicht gestehen, daß sie, sondern Gott, der sie geschaffen, darüber zu gebieten habe. Will auch zu Ew. kais. Mt. mich abermals nichts weniger versehen, als daß sie diese Dinge ab executione solle an-

fangen, und weil ich Calvini Bücher nie gelesen, wie ich mit Gott und meinem christlichen Gewissen bezeugen mag, so kann ich um so viel weniger wissen, was mit dem Calvinismus gemeint.“ Er habe, fährt er fort, zu Frankfurt einen Abschied unterschrieben und versiegelt und zu Naumburg die A. C.; dabei gedenke er beständig zu bleiben und zwar um deswillen, weil er wisse, daß die A. C. im Worte Gottes gegründet ist, und Niemand werde ihn beschuldigen können, daß er derselben zuwider gehandelt. Was seinen Katechismus betreffe, zu dem er sich gern bekenne, so sei derselbe mit Fundamenten der hl. Schrift dermaßen armirt, daß er unumgestoßen geblieben und mit Gottes Hilfe noch länger bleiben werde. Er erinnert daran, daß er sich gegen den Kaiser privatim, deßgleichen in dem Kurfürstenrath auch gegen etliche seiner Freunde, die hier zugegen, erboten habe, sich von Jedermann, er sei jung oder alt, gelehrt oder ungelehrt, Freund oder Feind, ja der geringste Küchen- oder Stallbube, aus Gotteswort eines bessern belehren zu lassen. Wenn Jemand in gegenwärtiger Versammlung es thun wolle, so sei die Bibel bald zur Stelle zu bringen; sollte der Kaiser selbst die Mühe auf sich nehmen wollen, so bekenne er sich des tiefsten Dankes schuldig. Bei diesem, wie er hoffe, christlichen Erbieten, erwarte er vom Kaiser gelassen zu werden, wie ja auch sein Vater, Kaiser Ferdinand, ihn dabei habe bleiben lassen und sein Gewissen nicht beschwert habe, wiewohl er es gern gesehen, wenn er, der Pfalzgraf, bei Maximilians Krönung in Frankfurt dem päpstlichen Gräul der Messe beigewohnt hätte. „Sollte aber dies mein unterthänigst Vertrauen mir fehlschlagen, und man über dies mein christliches und ehrbares Erbieten mit Ernst gegen mich handeln . . ., so getröste ich mich deß, daß mein Herr und Heiland Jesus Christus mir sammt seinen Gläubigen die so gewisse Verheißung gethan hat, daß Alles, was ich um seiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir

in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden. Thue damit Ew. Kais. Majestät mich unterthänigst zu Gnaden befehlen."

Der christliche Glaubensmuth und die sittliche Kraft, die in dieser Rede zum Ausdruck gelangten, mußten auch auf die Feinde Friedrichs einen tiefen Eindruck machen. Aber man würde die Macht religiöser Vorurtheile unterschätzen, wenn man annehmen wollte, daß Friedrich durch seine begeisterten Worte die lutherischen Gegner zu sich herübergezogen oder gar zu bewundernder Anerkennung fortgerissen hätte. Nur der Sage, nicht der Geschichte verdankt es Kurfürst August, daß ihm bis zur Stunde nachgerühmt wird, er habe nach Beendigung von Friedrichs Rede vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten, indem er Friedrich auf die Achsel klopfte, gesagt: „Fritz, du bist frömmer, denn wir alle." Auch Markgraf Carl von Baden, der Schwager Friedrichs, welcher in Augsburg nicht mit der strenglutherischen Partei ging, richtete die besser beglaubigten Worte: „was fechten wir diesen guten Fürsten an, der frömmer ist als wir?" erst bei Auflösung der Versammlung an einige ihm nahestehende Fürsten. Unmittelbar nach Friedrichs Rede schwiegen alle Anwesenden still, mit Ausnahme des Kardinals von Augsburg, welcher dem Kurfürsten vorwarf, er habe die Messe einen päpstlichen Gräul genannt, was Friedrich nicht läugnete.

Aufs peinlichste ist vielleicht der Kaiser Maximilian von des Pfalzgrafen Worten berührt worden. Erst fünf Jahre waren verflossen, seitdem er denselben Fürsten, den er jetzt vom Religionsfrieden ausschließen wollte, um ein Asyl gebeten hatte, wenn er, des Kaisers Sohn, der Religion wegen ein Flüchtling werden müsse. Maximilian wurde auch an die Wahl und Krönung zu Frankfurt erinnert, wo der Kurfürst sich der Messe, der neugewählte König aber wenigstens dem Genuß des Abendmahls nach katholischem Ritus entzog, und nun sollte der Kaiser, dessen innerste religiöse Ueberzeugung sich

noch auf dem Grunde der A. C. bewegte, Friedrich verurtheilen, weil er in der Abendmahlslehre und über Ceremonien, Bilder u. s. w. abweichende Ansichten hatte und zwar Ansichten, für die er sich auf Gottes Wort berufen konnte? Wäre Maximilian jener ächt humane, hoch und edel denkende Geist gewesen, den man aus ihm zu machen gewohnt ist, und nicht ein Mann, welcher durch politische Rücksichten, durch Schwächen und Vorurtheile bestimmt wurde, so hätte der 14. Mai seinen Eifer, den Pfalzgrafen zu verderben, abkühlen müssen. Wie wenig dies alles in Wahrheit geschehen, zeigt das Verhalten des Kaisers in den folgenden Tagen.

Nur die Taktik, die man gegen Friedrich eingeschlagen, erfuhr eine Aenderung. Der Kaiser und sein Rathgeber hatten sich überzeugt, daß dem Kurfürsten nicht beizukommen war, wenn nicht die evangelischen Stände selbst ihm die Zugehörigkeit zur A. C. in aller Form absprächen. Der Behauptung, daß er von diesem Bekenntnisse abgewichen, hatte Friedrich bisher die Erklärung entgegengestellt, daß er sich zu der A. C. bekenne, so fern sie der Schrift gemäß. Dieses Recht, die hl. Schrift allein als entscheidende theologische Autorität geltend zu machen, konnte vom protestantischen Standpunkte aus um so weniger bestritten werden, als auch Luther dasselbe mit aller Bestimmtheit vertreten hatte. Wollte man Friedrich mit Erfolg bekämpfen, so mußte jene Erörterung abgeschnitten und der Frage nach der Zugehörigkeit zur A. C. eine andere Wendung gegeben werden. Nun pflegte sich der Kurfürst auf die Unterzeichnung der Confession zu Naumburg und den Naumburger Abschied zu berufen. Hier aber war, wie wir uns erinnern, neben der unveränderten Augustana auch die veränderte als zu Recht bestehend anerkannt worden; auf die letztere stützte sich Friedrich. Um diese Stütze ihm zu entreißen, mußten die evangelischen Stände zu der unzweideutigen Erklärung gebracht werden, daß sie nur die unveränderte Augustana

als die Grundlage des Religionsfriedens anerkennen, daß aber der Pfalzgraf für seine Abendmahlslehre jene „alte" Confession nicht geltend machen könne.

Drei Tage nach dem Auftreten Friedrichs vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten berief Maximilian die Räthe von Brandenburg und von Sachsen (Kurfürst August war bereits abgereist), den Pfalzgrafen Wolfgang, die Herzoge von Württemberg und Mecklenburg und den Markgrafen von Baden zu sich. Sie trafen, es war morgens sieben Uhr, den Kaiser allein in seinem Gemache. Er erinnerte sie, wie es in Religionssachen mit dem Kurfürsten von der Pfalz beschaffen und bei ihm Sectirerei eingerissen sei, dessen sei er aber nicht geständig, sondern berufe sich auf die A. C., jedoch mit dem Anhange, sofern dieselbe der Schrift gemäß. Damit nun dem Sectenwesen gewehrt und bei Zeiten noch diesem Uebel vorgebeugt werde, begehre der Kaiser zu wissen, ob die Anwesenden den Kurfürsten als einen Confessionsverwandten und seine Religion der A. C. gemäß erkennten, damit sich Kais. Mt. darnach ferner zu erzeigen hätten.

Es waren die kursächsischen Räthe, welche hinderten, daß nicht die von dem Kaiser begehrte verhängnißvolle Erklärung gegen den Pfalzgrafen sogleich gegeben wurde. Sie seien, wandten sie ein, ohne Instruktionen und müßten daher die Entscheidung ihres Herrn einholen; auch sei die Sache so wichtig, daß auch die anderen in der heutigen Versammlung nicht vertretenen Stände der A. C. gehört werden müßten, weßhalb der Kaiser um Gestattung einer Frist zur Feststellung einer gemeinsamen Antwort zu ersuchen sei. Die Fürsten stimmten den kursächsischen Gesandten bei.

Maximilian wäre es, wie er erwiederte, lieber gewesen, wenn sie sich sogleich erklärt hätten; die Sache könne keinen Aufschub leiden, Friedrich und andere Stände seien im Begriffe abzureisen; es sei aber nothwendig, diese Dinge auf dem

jetzigen Reichstage in Ordnung zu bringen, damit das Gift nicht weiter komme, weil viele andere Stände dieser Secte auch heimlich anhangen und nur darauf sehen, was man auf diesem Reichstage in der Sache thun werde.

Aber gerade die Offenherzigkeit, womit der Kaiser sich aussprach, konnte die kursächsischen Räthe nur noch bedenklicher machen. Obwohl die Fürsten und besonders Wolfgang es dahin zu bringen suchten, daß dem Kaiser noch an demselben Abende geantwortet werde, setzten sie es durch, daß dies erst am Abende des nächsten Tages geschehe und auch da nur, „sofern möglich“. Sie hatten erkannt, daß ein verstecktes Spiel getrieben wurde, und bemühten sich durch einen sofort abgesandten Bericht die Zustimmung des Kurfürsten August für eine vorsichtig ablehnende Politik gegenüber den von päpstlicher Seite in's Werk gesetzten Umtrieben zu gewinnen. Daß „diese Dinge von den Papisten herrühren“, bezweifeln sie nicht. Sorgfältig erwägen nun die kursächsischen Räthe in ihrem Bericht an den Kurfürsten, was auf die Frage wegen der Zugehörigkeit Friedrichs zu der A. C. zu antworten sei. Antworte man bejahend, so bringe man sich selbst in den Verdacht des Zwinglianismus, antworte man verneinend, so schließe das eine Condemnation und Ausschließung vom Religionsfrieden in sich, führe zur Trennung unter den evangelischen Ständen und leiste der Verfolgung in anderen Ländern Vorschub, Friedrich sei auch noch nicht zur Genüge gehört. Sie möchten daher vorschlagen, einen Convent in Anregung zu bringen, auf welchem man mit dem Pfalzgrafen gründlich verhandeln könnte; freilich habe ein Convent auch sein bedenkliches, ja gefährliches, da aber die Berufung desselben Kursachsen zustehen werde, so könne August die Versammlung ausschreiben, wann, wohin und wie er möge.

An der Spitze der Staatsmänner, die Kurfürst August in Augsburg zurückgelassen hatte, stand Lindemann, wenigstens

galt er als die Ausschlag gebende Persönlichkeit, der kein Geringerer als der Kaiser selbst die Schuld beimaß, daß gegen den Pfalzgrafen nichts ausgerichtet wurde. Nun ist zwar Lindemann niemals, auch nach dem Sturze der Cryptocalvinisten in Sachsen nicht, als ein heimlicher Anhänger der reformirten Lehre und als Parteigänger der Heidelberger angesehen worden, wohl aber der Hofrichter Czeschaw, der mit ihm in Augsburg blieb und nach der Katastrophe von 1574 heimlicher Beziehungen zu den Pfälzern beschuldigt wurde. [9]) Es ist darum möglich, wenn nicht wahrscheinlich, daß die sächsischen Räthe nicht ohne genauere Fühlung mit den Heidelbergern handelten. Uebrigens konnten sie auch ohne jegliche Rücksicht auf persönliche Sympathien und Verbindungen die Haltung, die sie beobachteten, vollständig rechtfertigen, da sie nicht allein dem Interesse Deutschlands und des Protestantismus gemäß war, sondern auch der politischen und kirchlichen Stellung des Kurfürsten August durchaus entsprach. Allerdings hatte August auf dem Reichstage seine anticalvinische Gesinnung scharf betont und zu dem Dekret des 14. Mai seine Zustimmung gegeben, aber was er persönlich dem Kaiser gesagt, band nicht unbedingt die Staatsmänner, welche die Geschäfte führten. So sah auch der Kurfürst die Sache an und knüpfte, wenn wir uns nicht täuschen, an die Erwägungen seiner Räthe noch Betrachtungen, die ihn vollends bestimmten, seine Bevollmächtigten gewähren zu lassen. Sollte etwa August zu einer Zeit, wo sein ganzes Sinnen und Trachten auf die ihm soeben übertragene Execution gegen Grumbach und seinen fürstlichen Beschützer gerichtet war, die Verwirrung in Deutschland noch steigern und vielleicht selbst den Kurfürsten Friedrich auf die Seite seines bedrohten Schwiegersohnes drängen? Auch die Verurtheilung der Hugenotten Frankreichs konnte ihm als eine Verstärkung der französischen Regierung so lange nicht erwünscht sein, als er fürchtete, daß Frankreich sich der Geächteten in Gotha annehmen möchte.

Er ließ daher seine Räthe gewähren und antwortete auf ihre dringenden Fragen spät und unbestimmt.[10])

Es war vergebens, daß Herzog Albrecht von Bayern, bei dem August vielleicht nur ein oder zwei Tage weilte, von einem Manne aus der Umgebung des Kaisers, wahrscheinlich von Zasius, dringend aufgefordert wurde, allen Einfluß aufzuwenden, daß die sächsischen Gesandten jetzt nicht von dem abwichen, was neulich der Kurfürst August so „fromm und weise, so gerade und großsinnig, hochrühmlich sentiret habe." Auf ihre Stimme komme vieles an. Alles aber sei daran gelegen, diesen Handel jetzt „frei, rund" durchzusetzen. Daraus werde der Kaiser desto mehr Muth und Herz schöpfen, auf seinem guten pro posito zu verharren; „denn sonsten wäre tausendmal besser, man hätte es nie gerührt, sondern gleich alles mit einander dissimulirt und zugesehen, bis daß der Calvinismus binnen wenig Jahren die ganze deutsche Nation gar überall eingenommen, wie dann viele treffliche gute ingenia allbereit damit behaftet."

Inzwischen drangen bei den Berathungen der evangelischen Stände Wolfgang und Christoph, sowie der Herzog von Mecklenburg und die kurbrandenburgischen Gesandten vergebens darauf, daß dem Kaiser sofort geantwortet werde, Friedrich sei nicht der A. C. verwandt, wie er denn auch schon durch das Dekret vom 14. Mai als Calvinist verdammt sei. Dem traten die kursächsischen Räthe wieder mit allem Nachdruck entgegen und fanden Unterstützung bei den hessischen, markgräflich badischen und anderen Gesandten. Sie unterließen auch nicht, hervorzuheben, daß es anderen Ständen in der Folge mehr begegnen könnte, daß sie, wenn sie in etlichen Artikeln mit einander irrig würden, unter einem solchen Scheine aus dem Religionsfrieden geschlossen werden möchten, und daß man sich hüten sollte, den Päpstlichen selbst in die Hände zu arbeiten. Wolfgang und die Herzoge von Württemberg und

Mecklenburg machten dadurch die Sache nicht besser, daß sie mit einer Confession und Streitsätzen gegen Calvin hervortraten; denn „weil darin Ubiquität und Transubstantiation und anderes untergelaufen“, wollten die Sachsen sich keineswegs darauf einlassen, und wieder fielen ihnen „viele Vota“ zu.

So kam es nach „viel harten Reden“ endlich am dritten Tage (19. Mai) zur Abfassung einer Erklärung an den Kaiser, wonach die evangelischen Stände dafür halten, der Kurfürst Friedrich sei in dem Hauptartikel von der Rechtfertigung und vielen anderen dem wahren Verstande der A. C. anhängig, was sie bezüglich des Artikels vom Abendmahle nicht anerkennen könnten. Da Friedrich sich aber erbiete, sich in einer ordentlichen Zusammenkunft durch Gottes Wort weisen zu lassen, so wären sie bedacht, sich wegen einer solchen Zusammenkunft noch auf dem gegenwärtigen Reichstage zu verständigen. Der Kaiser könne versichert sein, daß sie bei der A. C. „in ihrem reinen lauteren Verstande, wie derselbige vor dieser Zeit gewesen“, standhaft bleiben und nicht gestatten wollten, daß irgend eine Secte, auch nicht die zwinglische oder calvinische, in ihren Kirchen Raum hätte. Gleichwohl aber seien sie nicht gewillt und gemeint, den Pfalzgrafen oder Andere, die mit ihnen in einigen Artikeln nicht überein stimmen, in der deutschen oder bei anderen Nationen in einige Gefahr, viel weniger aus dem Religionsfrieden zu setzen oder auch die Verfolgung der Bekenner Christi durch die Gegenpartei zu billigen und ihr Kreuz zu vergrößern; sie verwahren sich auch dagegen, daß ihre jetzige vom Kaiser geforderte Erklärung je dahin gedeutet oder ausgelegt werde. Endlich könnten sie, weder jetzt noch künftig, Anderen, die nicht ihrer Religionspartei angehören, das Urtheil darüber anheimgeben, wer als ein Anhänger der A. C. in ihrem wahren Verstande anzusehen sei; denn unter diesem Scheine möchte, ohne Veranlassung ihrerseits, Vielen, insonderheit Schwachgläubigen, Gewalt und Unrecht geschehen. Endlich

erinnern sie den Kaiser noch daran, daß es auch auf katholischer Seite in dem Hauptartikel der Rechtfertigung vor Gott und vielen anderen nicht aller Orten gleichmäßig gehalten werde.

Die Führer der katholischen Partei sahen in dieser Antwort, die alle Pläne zu zerstören drohte, nur das Werk der Sachsen und vor allem Lindemanns. Auch Maximilian — so sehr hatte er sich den Feldzugsplan der Päpstlichen angeeignet — war über die Wendung auf's tiefste erbittert. Nachdem er des Pfalzgrafen Sache, schrieb er an Herzog Albrecht nach München, gar auf gute Wege gebracht, sei der Doctor Lindemann in's Spiel gekommen und habe alle Sachen verderbt, stracks dem zuwider, so sich vorher alle Stände haben vertröstet gehabt. Wenn man sich dessen hätte versehen, wäre es tausendmal besser gewesen, man hätte es nie angestellt. Lindemann sei gut pfälzisch oder gar zwinglisch; „Ich glaube der Teufel hat ihn dahin gebracht, wiewohl ich gänzlich dafür halte, es werde des frommen Kurfürsten zu Sachsen Wille nicht sein." [11])

Statt einzulenken oder doch behutsam vorzugehen, steigerte indeß Maximilian durch den allzugroßen Eifer, womit er seinen Willen durchzusetzen suchte, das Mißtrauen der evangeschen Fürsten nur noch mehr. In einer Resolution vom 22. Mai vindicirte er dem Dekret vom vierzehnten, in Verbindung mit mündlichen und schriftlichen Auslassungen der Fürsten, die Bedeutung, als ob darin die Verurtheilung und die Ausschließung Friedrichs schon enthalten wäre. Er bezeichnete es als unverantwortlich vor Gott und Menschen, daß Allen ohne Unterschied, welche zwar in einigen Artikeln mit der A. C. übereinstimmen, in anderen aber und nicht den geringsten, wie dem vom hl. Abendmahle, sich damit in Widerspruch befinden, auch den fremden Nationen gestattet sein solle, den Religionsfrieden für sich in Anspruch zu nehmen. Bei dem Dekret müsse es sein Bewenden haben. Zwar sei er,

der Kaiser, auch damit einverstanden, wenn sich der Pfalzgraf noch von den Ständen der A. C. „der Religion halb lenken und weisen lassen" wolle, aber unverzüglich hätten sie an's Werk zu schreiten und dafür einen bestimmten Zeitpunkt namhaft zu machen; auch müßten sie sich sogleich darüber erklären, was zu geschehen, wenn der Pfalzgraf sich nicht belehren lasse, sondern bei seinem Irrthum verharre.

Jetzt wurde es den kursächsischen Räthen vollends klar, wie das, was kaiserlicher und katholischer Seits mit den vielen Praktiken und Griffen auf dem Reichstage gesucht und erstrebt werde, nicht blos auf den Pfalzgrafen gemünzt, sondern nichts geringeres sei als eine Generalcondemnation auch der Evangelischen in den anderen Ländern. Dieselbe Ueberzeugung drängte sich immer mehr auch den anderen evangelischen Mitgliedern des Reichstags auf. Zwar arbeiteten Wolfgang und Christoph auch jetzt noch daran, in den Verhandlungen der protestantischen Stände eine in Artikeln und Antithesen gefaßte Schrift wider den Calvinismus zur Annahme zu bringen, um damit entweder den Kurfürsten zur Unterwerfung unter das lutherische Dogma zu nöthigen oder seine Ausschließung zu veranlassen; wenn aber ein Convent angestellt würde, so verlangten die beiden Fürsten, daß der Pfalzgraf und seine Theologen sich dem Urtheilsspruche fügten. Aber selbst Christoph wurde, wahrscheinlich durch den leidenschaftlichen Eifer, womit am 23. Mai der Kaiser durch den Mund des Zasius noch einmal in die evangelischen Stände drang, seine Auslegung des vielbesprochenen Dekrets anzuerkennen, nachdenklich und stutzig. Ja, bei den nun folgenden Berathungen verlautet nicht einmal mehr von einem Widerspruche des Herzogs Wolfgang.

Einhellig einigte man sich, nachdem man gefunden, „daß nunmehr offenbar, was unter solchen Sachen gesucht worden", über ein Antwortschreiben an den Kaiser, worin

auf's nachdrücklichste noch einmal erklärt wird, daß die evangelischen Stände in eine allgemeine Verurtheilung Derjenigen, sei es in deutschen, sei es in fremden Landen, nicht willigen wollten, welche in einigen Artikeln mit ihnen streitig wären, selbst wenn sie anerkennen müßten, daß dieselben Calvinisten seien oder doch calvinistische Lehrer haben. Denn sie würden damit nur der Verfolgung Vorschub leisten, und es könnte wohl auch dahin kommen, daß man unter solchem Scheine die Transubstantiation aufdringe. Dem Papstthum aber zur Erweiterung zu verhelfen, sind sie nicht gesonnen. An der Eröffnung des Dekrets vom vierzehnten haben nur einige von ihnen Theil genommen; daß es jetzt auf alle Stände der A. C. bezogen werden sollte, dazu versagen sie ihre Einwilligung. Uebrigens können sie auch in demselben nur eine ernstliche Vermahnung und Bedrohung des Pfalzgrafen, vom Calvinismus abzustehen, erkennen. Eine andere Bedeutung, außerhalb des klaren Buchstabens, wollen sie dem Dekret nicht geben. Endlich können sie auch, da Friedrich sich zu einem Convent erboten habe und sie dessen Erfolg abwarten wollen, sich jetzt noch nicht darüber erklären, was geschehen solle, wenn er sich der Gebühr nicht weisen lassen möchte.

Während so die evangelischen Stände unter Führung der kursächsischen Räthe die Intriguen der päpstlichen Partei zu nichte machten, blieben sie ängstlich bemüht, den Beweis zu liefern, daß sie für die von dem Pfalzgrafen vertheidigte Abendmahlslehre mit nichten Partei ergriffen. Am dreiundzwanzigsten richteten sie an Friedrich durch den Mund der sächsischen Gesandten, als diese ihm zuerst einen Theologenconvent anboten, ein eindringliche Ermahnung wegen seiner irrigen Meinung vom Sakrament; dreimal wiederholten sie dabei, wie sie in ihrem Berichte an den Kurfürsten August geflissentlich hervorhoben, die Bezeichnung der Heidelberger Abendmahlslehre als eines Irrthums.

Friedrich antwortete für dies Mal durch seinen Kanzler Probus und versicherte, daß er in dem Artikel des Abendmahls nicht anders lehren und predigen lasse, als es die A. C. und die anderen Abschiede mit sich brächten. Mit dem Convent erklärte er sich einverstanden, nur müßte zuvor über die Form desselben geredet werden, was jetzt hier in der Eile nicht geschehen könnte. — Daß an der Art und Weise, wie der Convent angestellt werde, alles gelegen sei, wenn nicht noch schlimmere Weiterungen daraus hervorgehen sollten, verkannten auch die Sachsen nicht. Sie hatten daher nur äußerst ungern zu diesem Auskunftsmittel, worin Alle den einzigen Ausweg aus dem Labyrinth erkannten, sich verstanden und stimmten nun gern Friedrich darin bei, daß nicht gleich in Augsburg, sondern erst auf einer besondern Conferenz die Form des Convents festgestellt werde. Es blieb nur noch übrig, sich über jene Vorversammlung zu verständigen.

Die anderen evangelischen Stände aber wollten den Kurfürsten nicht abreisen lassen, ohne ihn noch einmal seines Bekenntnisses wegen ernstlich anzusprechen, damit es nicht das Ansehen hätte, „als ließe man ihm diese Dinge also gut sein." Die sächsischen Räthe wurden wieder mit der Ansprache betraut. Sie entledigten sich des Auftrags am Morgen des 24. Mai in Gesellschaft aller protestantischen Fürsten und Gesandten, während Friedrich von seinem Sohne Johann Casimir, dem Kanzler, dem Marschall, zwei Räthen und einem Sekretär umgeben war.

Dem Pfalzgrafen wurde mit eben so viel Breite als Schärfe wiederum vorgehalten, was von seinen Theologen in Predigten und Schriften, in Kirchen und Schulen, ja selbst auf diesem Reichstage vom Nachtmahle gelehrt werde, schlimmer noch und ärgerlicher als je von Calvin und Oekolampadius geschehen; daß er es auch mit der Taufe anders als bei den Ständen der A. C. üblich halte und daß er strenge Verord-

nungen gegen solche erlassen habe, die abweichender Ansicht wären. Daran wurde die eindringliche Ermahnung geknüpft, er möge davon abstehen und wenigstens so lange, bis der Convent gehalten, den Theologen Stillschweigen auferlegen und die gegen abweichende Ansichten gerichteten Mandate cassiren.

Der Kurfürst antwortete selbst. Er billigte die letzte Erklärung, welche die Fürsten und Gesandten dem Kaiser gegeben, und wünschte, sie möchten immer vor Trennung sich sorgfältig hüten, der Glaubensgenossen in den Nachbarländern christlich gedenken und auch erwägen, daß das, was heute dem Einen, morgen dem Andern begegnen könne. Er wiederholte sodann noch einmal, daß er sich zur A. C. und zur Apologie bekenne; im Punkte des Abendmahls sei er weder verhört noch überwiesen, aber aus Gottes Wort sei er erbötig sich eines andern belehren zu lassen; von Calvins und Zwinglis Lehre wisse er nichts und habe damit nichts zu schaffen. Dann nahm Friedrich die Bibel, legte sie auf den Tisch und forderte Alle, die zugegen waren, auf, ob irgend einer wäre, der ihn daraus eines bessern belehren könnte.

Da Niemand sich in eine Disputation einlassen wollte, fuhr Friedrich mit bewegtem Gemüthe fort: Wenn ihm vorgeworfen werde, daß er von der A. C. abgewichen sei, so könne er das nicht anders verstehen, als daß ihm zugemessen werden wollte, als hätte er wider seine Zusage und versiegeltes, auch unterschriebenes Bekenntniß gehandelt.

Wohl machte auch diese Rede gleich der vom 14. Mai einen tiefen Eindruck auf die Versammelten, erfreute sich aber eben so wenig wie jene des sichtbaren Beifalls derselben. Vielmehr herrschte eine Weile keine geringe Aufregung im Saale. Dann einigte man sich über den Convent, über den politische Räthe auf einer Conferenz zu Erfurt noch nähere Vereinbarungen treffen sollten, während manche es gern gesehen hätten, daß die theologische Versammlung sofort fest beschlossen worden

wäre. Endlich lehnte es Friedrich aufs entschiedenste ab, seine Lehrer und Prediger unverhört und unwiderlegt zu verjagen oder ihre Bücher zu vertilgen, und erinnerte schließlich, daß man ihm in seinem Fürstenthume ebenso wenig Ordnung vorschreiben könne, wie dies Andere sich gefallen lassen würden.

Wie die Sage sich des Auftritts vom 14. Mai bemächtigt und denselben so auszuschmücken verstanden hat, als ob er mit einer tiefen Rührung auch auf der Seite der Gegner Friedrichs geendet und selbst dem Kaiser Thränen entlockt habe, so ist es dem Herzen der Zeitgenossen auch Bedürfniß gewesen, dem Abscheiden des Kurfürsten von Augsburg eine Scene der Versöhnung vorangehen zu lassen. Nicht allein, daß er von dem Kaiser in allen Gnaden entlassen wurde und von den geistlichen Kurfürsten, bei denen er den päpstlichen Legaten getroffen, sich freundlich verabschiedete, sondern Friedrich soll sogar vor seinem Aufbruch von Augsburg sämmtliche Fürsten und Gesandten zu sich eingeladen und sie gefragt haben, ob einer wegen des auf dem Reichstage Vorgefallnen einen Streit erregen wolle; aber Niemand habe sich dazu finden lassen, vielmehr Jedermann des Kurfürsten Großmüthigkeit ehrerbietig anerkannt. Dann habe Friedrich allen ein Abschiedsbanket gegeben und sie huldvoll entlassen. [12])

Man wird die hier angedeuteten Züge nicht alle als historisch getreu gelten lassen können. So ist es eine augenscheinliche Entstellung des Sachverhalts, daß am Morgen des 24. Mai vor der Abreise Friedrichs sämmtliche Reichstagsmitglieder, also auch die Vertreter der katholischen Stände, um ihn versammelt und von ihm zum Mahle geladen worden wären. Es waren vielmehr nur die evangelischen Fürsten und Gesandten in seiner Wohnung erschienen, um in der erzählten Weise mit ihm zu verhandeln. Wenn nun eine gleichzeitige und augenscheinlich glaubwürdige Aufzeichnung berichtet, [13]) daß der Kurfürst, als er um 8 Uhr Morgens in dem kaiser-

lichen Palast sich verabschiedete, von Maximilian sich nicht länger aufhalten lassen wollte, weil die evangelischen Stände auf ihn warteten, um ihn noch einmal anzusprechen; und wenn wir ferner aus dem Berichte der hessischen Gesandten erfahren, daß der Kurfürst nach diesem Gespräch alsbald aufgebrochen, so wird man geneigt sein zu bestreiten, daß Friedrich auch nur die Anwesenden vor seiner Abreise zur Tafel gezogen. Jedenfalls könnte von einem so verschwenderischen Banket, wie es bei den Fürsten jener Tage auf Reichsversammlungen üblich war, indem, wie auch Heshusius mit Entsetzen sah, hunderte von Speisen aufgetragen wurden, in diesem Falle keine Rede sein. Dagegen ist es denkbar, daß Friedrich die Fürsten und Gesandten, die gekommen waren, ihn noch einmal anzusprechen, einlud, an einem einfachen Mahle theilzunehmen, und mehr als wahrscheinlich, daß er sich nicht von der Versammlung ohne herzliche und versöhnliche Worte verabschiedete.

Denn so scharf und schneidig Friedrich in der Erregung des Augenblicks reden konnte, nie verläugnete er seine menschenfreundliche und milde Natur. Auch zu Augsburg hatte er mehr als eine Probe davon abgelegt. So gegen seinen Schwiegersohn Joh. Wilhelm. Als dieser auf dem Reichstage sich den Anklägern anreihte, richtete der Kurfürst an ihn die vernichtende Frage, ob seine Tochter todt sei, daß er ihn für keinen Vater mehr erkenne? Oder was er ihm gethan habe, daß er sich also wider ihn stelle? [14]) Nichts desto weniger behandelte Friedrich den Herzog nach wie vor mit väterlicher Güte.

Auch aus anderen Zeugnissen wissen wir, wie tiefen Eindruck der Kurfürst gerade in den Augsburger Tagen auf Unbefangene machte, nicht allein durch den Muth und die Standhaftigkeit in der Vertheidigung seines Glaubens, sondern auch durch den schlichten und freundlichen Sinn, den er im Verkehr mit Hoch und Niedrig bewies. So lernte ihn zum Bei-

spiel Joachim vom Berge, ein schlesischer Edelmann, der als kaiserlicher Hofrath während des Reichstags in Augsburg war, bewundern und verehren. Es war ein vertrautes Verhältniß, das zwischen beiden sich bildete; der Kurfürst lud den kaiserlichen Hofrath oftmals zur Tafel und hatte viele geheime Gespräche mit ihm in Religionssachen. Oefters ermahnt er ihn, ob er gleich der Kais. Majestät Diener und mit vielen weltlichen Händeln zu schaffen hätte, möchte er doch die h. Schrift fleißig zu lesen sich angelegen sein lassen, insbesondere die Bücher der Könige; diese sollten große Herrn und Diener fleißig lesen; sie wären auch ihm vor andern in aller Widerwärtigkeit und Verfolgung sehr tröstlich gewesen.

Einem Manne von so menschenfreundlicher und tief religiöser Gesinnung standen nach jenen erregten Erörterungen, die noch in letzter Stunde zwischen ihm und den anderen evangelischen Ständen stattfanden, Worte der Versöhnung wohl an, und sollte nicht auch mehr als einer von denen, die seinen confessionellen Standpunkt zu bekämpfen sich gedrungen fühlten, Achtung und Anerkennung für ihn gehabt haben?

Selbst der Kaiser scheint bei den letzten Begegnungen, die er mit Friedrich hatte, die gereizte Stimmung überwunden und einer gnädigen Gesinnung Ausdruck gegeben zu haben. Ich will zwar kein Gewicht darauf legen, daß Maximilian, als er ein paar Tage vor Friedrichs Abreise von einem Unwohlsein desselben hörte, ihm seine herzliche Theilnahme bezeugen ließ und dann den mehrfach wiederholten Besuch des Kurfürsten empfing; denn dabei konnte es sich theils nur um äußerliche Höflichkeiten, theils darum handeln, daß Maximilian den Pfalzgrafen, welcher längst den Tag der Abreise ersehnte, noch bis zur Beendigung der Geschäfte hinzuhalten suchte. Ja man könnte glauben, der Kaiser habe Friedrichs Abreise nicht, wie er vorgab, deßhalb zu verzögern gesucht, damit er dem

feierlichen Schlusse des Reichstags anwohne, sondern vielmehr aus dem Grunde, daß Maximilian noch immer hoffte, die evangelischen Stände zu entscheidenden Schritten zu bestimmen. War doch der 23. Mai, an welchem sich Friedrich von dem Kaiser verabschieden wollte, auf den Wunsch desselben aber sich bereit erklärte, am folgenden Morgen vor seinem Abzuge noch einmal vorzusprechen, derselbe Tag, an welchem Maximilian mit gesteigertem Eifer die evangelischen Stände durch Zasius gegen den Pfalzgrafen bearbeiten ließ. Aber gleichwohl kann es geschehen sein, daß Maximilian bei den letzten Unterredungen von Friedrichs Persönlichkeit einen so günstigen Eindruck bekam, daß er ohne Ueberwindung gnädige Worte an ihn richtete. Daß dies in der That geschehen, hat auch Friedrich später angedeutet und die Meinung angenommen, der Kaiser habe zu Augsburg weniger aus eigenem Antriebe als auf Drängen Anderer ihn verurtheilt wissen wollen.

Aber wenn auch Maximilian sich gegen den Pfalzgrafen vor dessen Abreise noch so huldvoll ausgesprochen hat: seine Ansicht über die Verderblichkeit des Calvinismus und den lebhaften Wunsch, diesen aus Deutschland zu vertilgen, gab er nicht auf. Daher sein Zorn über die, welche ihn zuletzt im Stiche gelassen oder ihm entgegengearbeitet hatten. An demselben Tage, an welchem der Pfalzgraf endgültig sich verabschiedete, drückt sich der Kaiser mit größter Bitterkeit über die evangelischen Stände aus, weil sie sich so unbeständig in der pfälzer Sache erwiesen hatten. „Ich wollt um ihr Confession nit ein Rübenschnitz geben: denn dergestalt wird es bald ein Zwinglianismus daraus werden et maxima confusio.“ Der Kaiser bittet Gott, daß er Jenen einen bessern Geist geben möge; „aber sie seien verblendt; transeant cum ceteris erroribus, wiewohl es zu grob ist.“ Dann lobt Maximilian Mecklenburg insonderheit wegen seines Wohlverhaltens; „aber der Lindemann ist ein Bube (bew) in der Haut!“

Dieselbe Auffassung, wonach die Duldung des Sectenwesens, insbesondere des Calvinismus zur Zerstörung der Religion, ja der staatlichen Ordnung führen werde, kommt auch noch einmal in einer Resolution zum Ausdruck, die der Kaiser am 23. Mai den evangelischen Ständen nach ihrer letzten Erklärung eröffnete. Was dagegen sofort auffiel und auch dem heutigen Leser noch in die Augen springt, ist der veränderte Ton, in welchem Maximilian hier über den Pfalzgrafen spricht. Er versichert, bei seinem Vorgehen nicht etwa gegen des Kurfürsten Person „insonderheit bewegt“ gewesen zu sein; vielmehr sei er ihm in aller Gnade und Freundschaft gewogen und es habe sein herzliches Mitleiden erweckt, daß der sonst tugendsame Fürst sich in diesen Irrthum habe führen lassen; hoffentlich werde er aber auf die Länge nicht darin verharren.

Wir begreifen, daß Herzog Albrecht von Bayern über dies Einlenken des Kaisers sich unzufrieden äußerte; Maximilian aber rechtfertigte seine nachgiebige Erklärung unter anderm mit den Worten: „Man muß in Religionssachen den Bogen dermaßen spannen, daß er nicht breche.“ Er war von seinem Vorhaben abgestanden, nachdem er es als unausführbar erkannt. Wie wenig der Kaiser im übrigen den evangelischen Interessen zu dienen geneigt war, bewies er auch durch die Resolution, die er an demselben Tage den Ständen der A. C. auf ihre Bitt- und Beschwerdeschrift vom 25. April ertheilte. Den Evangelischen wurden ihre Forderungen mit derselben Entschiedenheit, womit die katholischen Stände in ihrer Gegenschrift sie bekämpft hatten, verweigert und nur die Erklärung gutgeheißen, daß sie den Religionsfrieden strict und buchstäblich gehalten wissen wollten. Diese ihre Erklärung will der Kaiser in den Reichstagsabschied aufnehmen lassen. Die Evangelischen remonstriren vergeblich, daß der Religionsfriede nur dann ausdrücklich bestätigt werden solle, wenn die Freistellung der Religion gewährt werde. Was sie erreichten, war allein dies,

daß in den Reichstagsabschied weder etwas von einer Verurtheilung, noch von einer Ausschließung Friedrichs aufgenommen und statt der Restitution der von ihm einzogenen Stiftsgüter eine Sequestration bis nach erfolgtem Rechtsspruche angeordnet wurde. Aber auch die Sequestration, mit deren Vollzuge in den nächsten Jahren oft genug gedroht wurde, wußte Friedrich zu verhüten, so daß er behielt, was er hatte.

Ebenso war die confessionelle Frage mit der Verweisung derselben an einen in weiter Ferne liegenden Convent im Grunde schon zu Gunsten des Pfalzgrafen entschieden und deshalb eine Verurtheilung kaum mehr zu fürchten.

Nach alledem hatte man in Heidelberg Ursache, den Ausgang des Augsburger Reichstages, wenn nicht als einen Sieg Friedrichs, so doch als eine Errettung desselben aus unmittelbar drohender Gefahr zu betrachten. Hatte man doch in der Pfalz nach dunklen Gerüchten, die von Augsburg herüberdrangen, sogar für das Leben des Kurfürsten gefürchtet.[15]) Um so größer war die Freude, als Friedrich am Freitage vor Pfingsten wohlbehalten wieder in der Residenz eintraf. Am folgenden Tag bereitete sich die Gemeinde auf den Genuß des h. Abendmahles vor. Da erschien auch der Pfalzgraf in der Heiligen-Geist-Kirche, reichte dem Prediger Olevian im Angesichte Aller die Hand und ermahnte in dem Geistlichen die ganze Gemeinde zu derselben Glaubensfestigkeit, die ihn, den Fürsten, beseelte. Dann nahm er mit Joh. Casimir und dem ganzen Hofe das h. Abendmahl.

Von der gehobenen Stimmung Friedrichs zeugen auch die Briefe, die aus dieser Zeit von ihm vorliegen. Nicht als ob in denselben das Bewußtsein zum Ausdruck käme, daß sein Bekenntniß vor Kaiser und Reich als richtig und berechtigt anerkannt worden; er beklagt sich im Gegentheil, daß man mit seinem wiederholten Erbieten, sich aus der h. Schrift eines Bessern belehren zu lassen, nicht zufrieden gewesen, während



nach seiner Meinung „selbst ein Jude oder Türke, wenn er dergleichen gethan, billig dabei sollte gelassen sein und dabei gelassen worden wäre"; nur ihm, dem armen Knechte, habe es nicht mögen gedeihen: aber was ihn mit freudigem Vertrauen erfüllt und zu standhaftem Ausharren ermuthigt, ist die Thatsache, daß ihm Niemand einen Glaubensirrthum oder gar den Abfall von der Augsburgischen Confession aus der Bibel nachgewiesen habe.[16]) Darum fürchtete er auch weitere Verhandlungen über die confessionelle Frage, wie sie zu Augsburg in Aussicht genommen, nicht, sondern er wünschte vielmehr ernstlich, daß man sich auf der bevorstehenden Erfurter Conferenz über ein Colloquium verständigen möchte, auf dem unter Ausschluß aller Condemnationen, aber mit Zuziehung auch der ausländischen Theologen über die streitigen Lehrpunkte verhandelt würde. Dann könnte, so hoffte Friedrich sanguinisch genug, eine Vereinigung zu Stande kommen, wie sie Luther und Zwingli einst zu Marburg erstrebt, am besten auf Grundlage der von Melanchthon verfaßten Bekenntnißschriften, mit denen er sich vollkommen einverstanden erklärte.[17]) Aber nicht allein, daß die übrigen maßgebenden evangelischen Fürsten von der Heranziehung der Ausländer nichts wissen wollten: auch von einem Colloquium der deutschen Theologen versprachen sich die wenigsten einen Erfolg. Vielmehr fürchtete man, namentlich in Dresden, daß dadurch der Zwiespalt und der Hader nur noch verschlimmert werden würde. Daher instruirte Kurfürst August in Uebereinstimmung mit seinen Theologen die Gesandten für die Erfurter Conferenz dahin, daß sie in den zu Augsburg besprochenen Convent nicht willigen sollten.

Unter den pfälzischen Räthen, welche zu Anfang September (1566) nach Erfurt kamen, ragten Ehem und Zuleger, beide gleich einflußreich in kirchlichen wie in weltlichen Dingen, hervor. Sie standen auf der Conferenz nicht ohne Selbstgefühl den Gesandten der übrigen dort vertretenen Fürsten gegenüber.

Als die letzteren sich dahin einigten, das Colloquium bis zum Frühjahre zu verschieben und sich dann erst über Zeit und Ort, wann und wo man es anstellen könnte, zu vergleichen, bestanden die Pfälzer lange auf der Forderung, daß dasselbe sogleich geschehen solle, und ließen sich u. a. dahin vernehmen, „daß ihrem Herrn, wenn auch die Condemnation ergienge, nicht sehr warm damit gemacht würde." Fast hätte die selbstbewußte Haltung der Heidelberger auf der Erfurter Conferenz die kaum beschwichtigten Leidenschaften auf der streng lutherischen Seite von neuem zu vollem Ausbruche gebracht und namentlich in den Württembergern die alte Kampflust wieder wachgerufen.

Herzog Christoph war in Augsburg zu der Einsicht gekommen, daß der Kaiser nur im päpstlichen Interesse auf die Verurtheilung des Pfalzgrafen oder seiner Lehre so sehr gedrungen habe, „und wo dasselbe dazumal geschehen, in was gräuliche und beschwerliche Persecution und Verfolgung allbereit viel tausend Christen gesetzt und gebracht wären." Daher hatte er den nach Erfurt abgeordneten Räthen sehr gemäßigte Instructionen gegeben und ihnen namentlich anempfohlen, jeder Spezialcondemnation des Pfalzgrafen entgegenzuwirken; die Handlung, äußerte Christoph, sei vielmehr Gott dem Herrn und seinem Urtheile zu befehlen.

Nun geschah es aber, daß nach dem Schluße der Erfurter Verhandlungen, ehe die Versammlung auseinanderging, Ehem im Namen des Pfalzgrafen an die Gesandten der anderen Fürsten eine „nothwendige christliche Vermahnung" des Inhalts richtete, daß man die Heidelberger Lehre nicht aus Unkenntniß oder Vorurtheil verdammen möge, als ob sie mit der Augsburger Confession nicht übereinstimmte. Außer dem Glaubensbekenntnisse Friedrichs, das Ehem mündlich vortrug, überreichte er den Versammelten noch eine besondere Schrift, welche, in die Form eines Katechismus gefaßt, die volle Uebereinstimmung der kurpfälzischen Lehre mit der A. C. und anderen von Me-

lanchthon verfaßten Bekenntnißschriften darthun sollte.[18]) In dem mündlichen Vortrage aber unterließ es Ehem nicht, Seitenblicke auf die Württemberger und ihre auch in Kursachsen und an andern Orten übelangesehene Ubiquitätslehre zu werfen. Darüber kam es nicht allein zu unfreundlichen Erörterungen mit den in Erfurt anwesenden Schwaben, sondern Herzog Christoph selbst wurde durch den Bericht seiner Gesandten von neuem gegen die Heidelberger Theologen, die Verführer des „frommen Kurfürsten", gewaltig in Harnisch gebracht. Er sprach die Hoffnung aus, daß es mit den Zwinglianern und Calvinisten nun aufs Höchste gekommen sei und daß ihre verführerische Lehre allgemein werde aufgedeckt werden, und theilte das lebhafte Verlangen seiner Theologen nach einer Synode, die an den Tag bringen werde, wie unbescheiden und unwahr die Heidelberger die Seinigen heimlich und öffentlich verunglimpften.

Glücklicher Weise fand dieser Ruf Christophs nach einer Synode keinen Wiederhall bei anderen maßgebenden evangelischen Fürsten, und Friedrich konnte nicht allein das in der Rheinpfalz eingeführte Kirchenthum unangefochten aufrecht erhalten, sondern auch seine Reformthätigkeit über die Oberpfalz ausdehnen.

Elftes Kapitel.

Die Reformversuche in der Oberpfalz.

Die Oberpfalz nahm unter den Kurlanden eine eigenthümliche Stellung ein. Denn nicht allein, daß das Land unter der Regierung eines Statthalters, der regelmäßig der älteste Sohn des Kurfürsten war, seine besondere Verwaltung in Staats-, Polizei- und Kirchensachen hatte: was die Oberpfalz von den Rheinlanden noch mehr unterschied, war die wohlbefestigte landständische Verfassung, welche namentlich dem Adel einen maßgebenden Antheil an der Gesetzgebung und noch mehr an der Finanzverwaltung sicherte. Unter den mit alt hergebrachten corporativen Rechten ausgestatteten Städten aber nahm Amberg, wo der kurfürstliche Statthalter mit dem Regimentsrathe seinen Sitz hatte, weitaus die erste Stelle ein. Hier konnte die kurfürstliche Regierung nicht wie in Heidelberg nach eigenem Ermessen schalten und hatte namentlich in religiösen Angelegenheiten auf die Stimmung des Volkes oder besser der bevorrechtigten Kreise eine Rücksicht zu nehmen, der man gegenüber den Rheinpfälzern, welche eine landständische Verfassung entbehrten, überhoben war.

Ohne ernstlichen Widerstand zu finden, im Einklange mit der vorherrschenden Strömung der Zeit, hatten Kurfürst Friedrich II. und Otto Heinrich die Reformation in der Oberpfalz eingeführt. Friedrich dem Zweiten hatte Wolfgang, Otto

Heinrich unser Kurfürst als Statthalter gedient und namentlich rühmte sich Wolfgang gern, daß er während seines Statthalteramtes die Oberpfalz aus der Finsterniß und dem Gräuel des Papstthums befreit und die reine Lehre der A. C. und den rechten Gebrauch der Sakramente eingerichtet habe. Die calvinischen Einflüsse, welche schon unter Otto Heinrich in Heidelberg sich geltend machten, wirkten kaum nach der Oberpfalz herüber, und das wenige, was von der schädlichen Lehre der Zwinglianer wie der Wiedertäufer und Schwenkfeldianer in dem Fürstenthume eingerissen war, suchte man bei einer Generalvisitation auszutilgen. [1]) Freilich sollte nach kurfürstlichem Befehle auch den „ärgerlichen, abgöttischen" Bildern scharf zu Leibe gegangen werden; die Visitatoren waren beauftragt, sie insgesammt, wenn auch bei nächtlicher Weile, ohne Tummult und Gepolter, abzuthun, die gemalten Tafeln mit schwarzer Farbe zu überstreichen und die Altäre bis auf einen zu entfernen: immerhin aber blieb davon in den oberpfälzischen Kirchen so viel übrig, daß auch der conservative Lutheraner zufrieden sein konnte. Andererseits konnte indeß zu Otto Heinrichs Zeit auch von einem wohleingerichteten lutherischen Kirchenthum im späteren Sinne noch keine Rede sein. Die Zustände waren unfertig, ein großer Theil des Volks, wie eine allgemeine Visitation ergab, kirchlich noch verwahrlost, auch die Mehrzahl der Geistlichen nach Bildung und Wandel durchaus ungenügend, und nur in den Städten, namentlich in Amberg, fanden sich Prediger, welche mit vollem Bewußtsein in confessionellen Fragen auf streng lutherischer Seite standen.

Als Friedrich III. in den Rheinlanden eine neue kirchliche Ordnung aufzurichten begann, hinderte ihn sowohl die verfassungsmäßige Selbstständigkeit als die örtliche Entfernung der Oberpfalz seine Reformthätigkeit sogleich auch dorthin auszudehnen. Erst im Frühlinge 1563, als er für ein paar Monate in Amberg seinen Aufenthalt nahm, konnte er versuchen,

auf die dortigen kirchlichen Verhältnisse unmittelbar einzuwirken. Aber wie sehr sah er sich enttäuscht, wenn er den Oberpfälzern Empfänglichkeit für seine reformatorischen Bestrebungen zugetraut hatte. Von streng lutherischer Seite hatte man dem Volke die in den Rheinlanden erfolgte Einführung des Heidelberger Katechismus und die äußeren Kultusänderungen, namentlich die Neuerung des Brodbrechens, als eine Zerstörung der Kirche, ja als das Werk des Satans hingestellt, so daß Friedrich und seine reformirte Umgebung zu Amberg mit dem größten Mißtrauen aufgenommen wurden. Die Stände, die der Kurfürst schon wegen Ordnung des Schuldenwesens berufen mußte, beeilten sich dieser Stimmung ungeschminkten Ausdruck zu geben und baten dringend, sie bei der A. C. ruhig bleiben zu lassen; dann wollten sie gern alles, was zu des Landes Wohlfahrt dienen möchte, mit ihm berathschlagen und die Schuldenlast möglichst mindern helfen. Ja, in einer zweiten Vorstellung erbieten sie sich, wenn sie mit jeder Aenderung in ihren Kirchen verschont bleiben, die ganze Schuldenlast des Fürstenthums auf sich zu nehmen; würde dagegen eine Aenderung versucht werden, so wollten sie hiemit öffentlich bezeugt haben, daß jenes Erbieten alsogleich todt und ungültig sein solle, und daß sie auch, wenn wegen solcher Neuerung des Kurfürsten Landen und Leuten etwa Schimpf und Schande widerfahren sollte, sich gegen kaiserliche Majestät und des Kurfürsten Gnaden protestando hiermit entschuldigt haben wollen und nie in ein Werk willigen werden, bei dem man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen.

Die Landstände würden trotz ihrer unabhängigen Stellung eine so entschiedene Sprache kaum geführt haben, wenn sie nicht durch den Umstand ermuthigt worden wären, daß der Prinz-Statthalter Ludwig, sowie ein Bruder Friedrichs und ein paar eifrig lutherische fürstliche Frauen auf ihrer Seite standen. Der älteste Sohn des Kurfürsten, der seit kurzem

in Amberg residirte, machte bei aller kindlichen Ergebenheit, die er dem Vater bewies, kein Hehl daraus, daß er mit den Heidelberger Reformen nicht einverstanden war. Noch strenger lutherisch erwiesen sich seine junge Gemahlin Elisabeth von Hessen und die Wittwe des Kurfürsten Friedrich II. Dorothea, die in Neumarkt ihren Sitz hatte und von hier aus mit fast fanatischem Eifer den in Amberg herrschenden Calvinistenhaß schürte. Reichard endlich, der zweite Bruder des Kurfürsten, welcher als Administrator des Stiftes Waldsassen einen hervorragenden Platz unter den Ständen einnahm, betrachtete es geradezu als seine Aufgabe, die Reformpläne Friedrichs mit allen Mitteln zu hindern und die Oberpfalz für das rechte Lutherthum zu retten. [2])

Nun war freilich der Kurfürst nicht der Mann, welcher von der Erfüllung seiner Regentpflicht — und hierfür hielt er ja die Ordnung des Kirchenwesens in reformirtem Sinne — sich durch Widerspruch abschrecken ließ; er verwies den Ständen die unziemliche Beschuldigung, als ob er in der Rheinpfalz der A. C. zuwider gehandelt hätte, und wahrte sich das landesherrliche Recht, auch in der Oberpfalz, ohne Jemandes Gewissen beschweren oder wider die A. C. und die reine Lehre etwas vornehmen zu wollen, nothwendige Verbesserungen einzuführen oder Unordnung, die etwa bestünde, abzuthun. Aber die entschloßene und einhellige Erklärung der Stände wider jede Neuerung und die bereitwillige Uebernahme der Schuldenlast von Seiten derselben bewirkten doch, daß er rücksichtsvoller und langsamer vorging, als es seiner Neigung entsprechen mochte. Selbst die in Religionssachen so wachsamen ständischen Commissarien fanden in den beiden nächsten Jahren, so viel ich sehe, kaum etwas anderes zu rügen, als daß der Kurfürst in dem zu Amberg von ihm eröffneten Pädagogium den Heidelberger Katechismus gelehrt wissen wollte und die geistlichen Wortführer des strengen Lutherthums in der Stadt gern

auf gelindem Wege von ihrer schroffen Haltung abgebracht hätte.

Das war für die ständischen Commissarien freilich schon genug, um dawider die Hülfe des Herzogs Reichard anzurufen, und dieser versicherte umgehend, daß er als ein Stand treulich bei ihnen halten, Leib, Gut und Blut bei ihnen lassen wolle. Er setzte denn auch, indem er nach Amberg eilte, alles in Bewegung, um von der Regierung die Zurücknahme jenes Befehles und die Berufung des ständischen Ausschusses zu bewirken. Das letztere wußte die Regierung hinauszuschieben; was sie aber nicht hindern konnte war, daß die Prediger in Amberg laut und lauter die Lehre der Heidelberger verlästerten und verketzerten.

Im Herbste des Jahres 1566, als der Kurfürst schon wegen der dem Kaiser durch den Reichstag bewilligten Türkenhülfe die Stände der Oberpfalz berufen mußte, wollte er den Aufenthalt in Amberg benützen, nicht um den Calvinismus mit einem Schlage einzuführen, sondern um die Lehre und die Ceremonien nach und nach mit der rheinpfälzischen Kirchenordnung in Einklang zu bringen. Bei den Berathungen, die in Heidelberg der Abreise nach der Oberpfalz vorausgingen, verhehlten sich weder die Staatsmänner, noch die hinzugezogenen Theologen die Schwierigkeiten, auf die man in Amberg stoßen werde. Am ersten hoffte man noch mit dem Landtage fertig zu werden; man könnte ihn abweisen, ohne lange mit ihm zu disputiren. Auch den Widerspruch Reichards, auf den man gefaßt war, schlug man nicht so hoch an. Für schlimmer hielt man es, wenn der Prinz-Statthalter sich gegen väterliche und freundliche Vorstellungen unzugänglich zeigen und von dem beabsichtigten Werke sich lossagen und dadurch die Gemüther der Menge erregen würde. Die größte Schwierigkeit aber sah man in dem Widerstande der Kirchendiener, die das Volk aufreizten. Alle Widerwärtigen sogleich abzuschaffen, ginge

nicht an, man würde, bemerkte Einer, 350 Kirchen- und Schuldiener brauchen, während man in der Unterpfalz nicht über 7 gute habe. So schien es rathsam nur in den vornehmsten Orten und zunächst in Amberg die Reform zu unternehmen, aber auch hier nicht mit dem Verbrennen der Bilder und der Aenderung der Ceremonien zu beginnen, sondern durch Predigten, welche Heidelberger Theologen in Amberg halten würden, und durch eine Menge guter Bücher, die vertheilt werden sollten, der Reform Eingang zu verschaffen. Der Kurfürst selbst aber, durch alle bisherigen Erfahrungen unbelehrt, hoffte das Beste von freundlichen Gesprächen, nicht allein mit Sohn, Schwiegertochter und Bruder, sondern auch mit den Amberger Rathsherren und vor allem mit den Prädicanten. Als theologischen Disputator und begeisterten Kanzelredner hatte Friedrich sich in erster Linie Olevian ausersehen, während die umsichtigsten weltlichen Räthe gegen diesen sprachen, und zwar Ehem, weil Olevian, sonst der allertüchtigste, in Amberg zu sehr verschrien, Erast aber, weil er zu jung und hitzig, zu ernst und streng sei. Erast hatte das richtige getroffen; denn ein Mann, der dahin votirte, daß die „widerige Lehre" nicht lange zu dulden und die widerstrebenden Amtleute abzusetzen seien, daß vor allem aber „die Abgötterei weg müsse, gleichviel mit Axt oder Feuer", und daß man gut thäte, wenn die „Götzen öffentlich verbrannt würden", — ein Mann dieser Gesinnung war nur dann in Amberg an seinem Platze, wenn rasch, durchgreifend und mit Gewalt reformirt werden sollte. [3])

Am Sonntage dem 27. Oktober abends um 5 Uhr kam Friedrich in Amberg an. Unter denen, welche ihn vor dem Thore empfingen, fehlten nicht die Herren vom Rathe; sie geleiteten den Kurfürsten zum Schlosse und verehrten ihm das seit alter Zeit bei fürstlichen Besuchen übliche Geschenk an Wein und Fischen. Die beiden Bürgermeister und der Syndikus der Stadt wurden darauf zur kurfürstlichen Tafel gezogen

und noch desselben Abends ließ Friedrich dem ersten Bürgermeister mittheilen, daß den folgenden Tag statt des Pfarrers Ketzmann ein Heidelberger Theolog predigen sollte.[4])

Am 28. Oktober beschied der Kurfürst die oberpfälzischen Regimentsräthe zu sich und trug ihnen vor, daß er nicht mehr gedulden könne, daß die bisherigen Prädicanten ihn und seine Lehre antasteten, verlästerten und verketzerten, und daß er daher als Landesfürst hieoben die Religion anzurichten gesonnen sei, wie in dem Kurfürstenthum am Rhein geschehen. Darum begehre er, man wolle davon reden, wie solches in's Werk gerichtet werden möge. Bei der Umfrage aber äußerten nicht allein einige jener Räthe Bedenken, sondern auch der Statthalter Ludwig, welcher anfangs, um dem Vater nicht entgegen treten zu müssen, mit seiner Meinung zurückhielt, sprach sich, zu einer Erklärung gedrängt, gegen die in Aussicht genommenen Aenderungen aus, weil sie großen Unwillen und viel Aergerniß erregen und von der Landschaft nicht bewilligt werden würden. Es kam zu weiteren Erörterungen zwischen Vater und Sohn; Ludwig, so höflich und demüthig er gegen den Vater war, verbarg seine religiöse Ueberzeugung nicht. „Ich hör' wohl, Du verdammst und verlästerst mich auch", warf einmal erregt der Vater ein, worauf Ludwig zur Antwort gab: „Mein Herr und Vater, das verbiet mir Gott; ich verbleib bei der reinen wahren A. C. und lasse einen Jeden die seine verantworten."

Friedrich hoffte den Sohn eines bessern belehren zu können und nöthigte ihn an den folgenden Tagen zu einer förmlichen Disputation; Ludwig aber, welcher sich anfangs darauf nicht einlassen wollte, da er ein Laie und der Dinge nicht genug verständig sei, und da es ihm auch nicht gebühren wolle, mit seinem Herrn Vater zu disputiren, beharrte auf seinem lutherischen Standpunkte. Als alle Bemühungen, ihn mit den Heidelberger Doctrinen zu befreunden, sich als fruchtlos

erwiesen und Ludwig selbst einmal in einem Momente der Erregung bat, ihn von der Regierung zu entbinden und ihm und seiner Gemahlin einen Ansitz zu verleihen, kam Friedrich in der That zu dem Entschlusse, Joh. Casimir an Ludwigs Stelle zu berufen und diesem Kreuznach als Aufenthalt zuzuweisen, bis die Räthe in der dringendsten Weise vor einem Schritte warnten, der aller Orten ein ungeheures Aufsehen erregen würde. Ludwig aber war froh, in Amberg bleiben zu können, weil er richtig erwog, daß es, wenn er hinwegziehn müßte, um die wahre Kirche Gottes in der Oberpfalz geschehen sein würde. In diesem Sinne sprach er sich gegen Herzog Wolfgang aus, welcher selbstverständlich nicht verfehlte, ihn zu ausdauerndem Kampfe ebenso eifrig zu ermuthigen, wie er unberufener Weise die Landstände in ihrem Widerstande bestärkte.

Mit nicht mehr Glück versuchte Friedrich die Bürgerschaft Ambergs seinen Absichten günstig zu stimmen. Am Donnerstage dem 31. Oktober ließ er die Bürgermeister und Rathsherrn zu sich in die Kanzlei fordern, bot allen die Hand und ließ sie niedersitzen in Gegenwart der vornehmsten Heidelberger und Amberger Räthe. Dann nahm der Kurfürst selbst das Wort, sprach von dem Streite, den er bei seinem Regierungsantritt in Heidelberg vorgefunden und wie er um des Friedens willen die zanksüchtigen Kirchendiener entlassen habe, gestützt auf ein Gutachten des hochgelehrten und gottesfürchtigen Melanchthon, „eines pfälzischen Kindes". „Letzlich ist es so weit gerathen, daß auch solcher Streit ist gelangt an meinen Hof und das Hofgesinde, auch in das Frauenzimmer und, Gott erbarm es, an mein Gemahl an der Seiten, die dermaßen abgerichtet gewesen, daß sie mich auch für den ärgsten Ketzer gehalten, bis sie Gottlob nachher besser unterrichtet worden." Darauf sprach er von dem Katechismus, den seine Theologen der Schrift gemäß gefunden, Andere freilich angefochten haben, als ob er dem Worte Gottes nicht entspräche.

Letzteres habe er auch auf dem vorigen Landtage hier in Amberg hören müssen, wo die Kirchendiener allerlei Condemnationen getrieben. Vergebens habe er sie persönlich ermahnt und durch die ihm zugeordneten Räthe ermahnen lassen; einige hätten zwar gestanden, es möchte zu viel geschehen sein, aber doch sei kein Aufhören gewesen.

„Ich kann euch aber als meinen getreuen Unterthanen nicht verhalten, daß solche Condemnationes weit gelangen, als in Frankreich, Hispanien, Polen, Schottland und Niederland, und daß an denselben Orten viele Christen, die sich die Lehre vom Nachtmahl nicht haben mißfallen lassen, desto mehr verfolgt und in's Blutbad gesetzt werden, welches euch und anderen Christen ohne Zweifel wird zu Gemüth gehen.“

Der Kurfürst weist sodann den Vorwurf zurück, den die Amberger Geistlichen ihm und seinen Theologen machen, als ob sie Christum vom Nachtmahle ausschlössen und setzt auseinander, daß er nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen die wahre Gegenwart Christi im Abendmahle bekenne.

Dies sein Bekenntniß, fuhr Friedrich fort, habe er den Herrn des Rathes deshalb in Kürze thun wollen, damit sie, wenn man ihn ferner verdammen würde, wüßten, was sein Glaube sei, und auch Andern solches anzeigen könnten. Am wenigsten sollten sie die Gedanken sich machen, als ob er sie oder irgend Jemand zu einer falschen in Gottes Wort nicht gegründeten Lehre verführen wolle. Und obwohl er Ursache und Anlaß genug hätte, gegen die Kirchendiener, die ihn also ausschreien, Ernst zu gebrauchen, so sei er doch, gegen die Meinung seiner Räthe, nicht geneigt, den strengen Weg zu gehen, sondern die Güte und Milde zuerst zu versuchen und deßwegen bei erster Gelegenheit die Kirchendiener in Gegenwart der Rathsherrn anzusprechen, nach der Ursache ihres Verdammens zu fragen und sie christlich zu ermahnen und endlich sie

aufzufordern, mit seinen Kirchendienern zu conferiren und sich mit ihnen zu vergleichen. Wenn solches zu erhalten, wäre es ihm desto lieber, wo nicht, würden sie die Ursache anzeigen müssen, warum sie ein Bedenken hätten, mit ihnen zu conferiren. Von den Rathsherrn aber wollte er sich versehn, daß sie unbeschwert dabei wären.

Endlich ermahnt sie Friedrich, seine Hofprediger anzuhören, ihre Predigten an der Hand der Bibel zu prüfen und falls sie ein Bedenken haben, sich von ihnen Unterweisung zu erbitten. Er selbst werde, wenn ihn der Armen und der Geringsten einer darum ersuchen sollte, seinen Kirchendienern, falls es nöthig wäre, anbefehlen, sogleich Auskunft zu geben. Der Kurfürst hofft, daß auch die Gemeinde seine Prediger hören werde, wo nicht, so mögen die Rathsherrn sie dazu ermahnen, mit Berufung auf sein Bekenntniß, das er ihnen vorgetragen. Die Predigten seiner Theologen aber, versichert er, habe er nicht darum angeordnet, daß er den Ambergern in ihr Kirchenamt greifen wollte, davor solle ihn Gott behüten; sondern allein darum, damit auch er und die Seinigen möchten zu Gehör kommen. Er schließt, indem er noch einmal betheuert, wie fern ihm der Gedanke liege, sie zu einer falschen Lehre zu verführen, daß er viel mehr von Herzen begehre, ein Jeder möge gleich ihm selbst rechten Bericht empfangen. Denn so gewiß er sei, daß Christus um ihn und anderer willen gestorben, so wolle er auch, so gern er selber selig werden möchte, daß auch andere selig würden.

Schon wollten die Rathsherrn unter dem Ausdruck des Dankes für die gnädigen Erklärungen des Fürsten und mit dem Versprechen, das Gehörte an die Mitglieder des äußern Rathes zu bringen, sich entfernen, als der Kurfürst noch einmal anfing zu reden, um auf die verderblichen Folgen der Condemnationen hinzuweisen. Dabei erzählt er, daß die Regentin der Niederlande ihm, als er eben auf den Weg nach

Amberg sich habe machen wollen, geschrieben, weil der König von Spanien seine niederländischen Unterthanen strafen wolle, so möge er Proviant und Volk schicken und also zur Verfolgung der armen Christen helfen, und zwar unter dem Vorwande, daß dieselben mit solchen verführerischen Lehren behaftet seien, die vorlängst in Deutschland verurtheilt worden wären. Desto mehr hofft Friedrich, daß die Rathsherrn und andere Christen solches Verdammen verabscheuen.

Am folgenden Tage wurden die Stadträthe wieder in die Kanzlei beschieden und diesmal auch die Amberger Prediger. Der oberpfälzische Kanzler Joh. Knod hielt im Namen Friedrichs einen Vortrag über den Ursprung des Abendmahlsstreits in der Pfalz, rügte, daß die Amberger Prädicanten, trotz wiederholter Ermahnungen, fortführen, das Werk des Fürsten zu verdammen, und legte das vielfach mißdeutete Bekenntniß desselben dar. Die Kirchendiener sollten dann einzeln ihre Meinung darüber sagen. Diese aber wiesen insgesammt den Vorwurf unchristlicher Condemnationen von sich, „man wollte denn das also nennen, daß Herr Ketzmann von Natur etwas heftiger denn andere wäre“. Ueber das Bekenntniß des Kurfürsten wünschten sie gemeinschaftlich ihr Urtheil abgeben zu dürfen, was ihnen aber abgeschlagen wurde.

Nachmittags wurde Pfarrer Ketzmann allein vorgeladen, Olevian disputirte mit ihm. Am folgenden Tage aber kam die Reihe an Magister Andreas Pankratius, unsern Berichterstatter, der schon zwei Jahre früher in Heidelberg zu wiederholten Malen vor dem Kurfürsten sein lutherisches Bekenntniß mit Entschiedenheit und Gewandtheit vertheidigt hatte. Jetzt stritt er nicht ohne Erfolg, wenn anders sein Bericht Glauben verdient, gegen Olevian.

Außer dem Kurfürsten und seinen Räthen war eine beträchtliche Zahl von Zuhörern aus der Stadt zugegen, die sich nachmittags, als man das Gespräch fortsetzte, noch vermehrte.

Friedrich selbst mischte sich wiederholt in die hitzige Debatte. Einmal machte er dem Magister Andreas den Vorwurf, daß er das Wort Gottes gleich einem schneidigen Schwerte zu seinem Vortheil gebrauche; denn wenn ihm die eine Seite stumpf geschlagen wäre und er sich nicht mehr wehren könne, so suche er die Waffe umzukehren und mit der scharfen Schneide wieder in den Haufen zu schlagen. „Ei, lieber Herr, sagt er ein andermal, wir wollen Christi Leib behalten und empfangen, wenn ihr ihn uns auch nicht gebt."

Erst in der Dämmerung hob der Kurfürst das Gespräch, in welchem sich Pankratius als Sieger fühlte, auf. Es sei zu finster, sagte Friedrich, wenn man mehr schreiben sollte, müßte man Licht haben; es solle diesmal dabei bleiben und zum nächsten mehr davon geredet werden.

Weil am 3. November die Landstände zusammenkamen, so wurde die Verhandlung mit den Geistlichen erst am sechsten fortgesetzt. Der Hofmarschall Bleickard Landschad und die Räthe Riedesel und Doktor Ehem beschieden an diesem Tage den Magister Andreas und einen andern Amberger Prädicanten zu sich, und der Marschall machte namentlich dem ersteren heftige Vorwürfe wegen seiner fortgesetzten Opposition wider den Kurfürsten, der nun einmal das begonnene Werk hinausführen und die Verdammungen keineswegs dulden wolle.

Der Magister verhieß, sich in Zukunft wie bisher der Bescheidenheit zu befleißigen, gegen Personen niemals zu streiten, aber der irrigen Lehre vom Abendmahle müsse er widersprechen, weil sie dem Worte Gottes entgegen sei. Da fuhr ihn Doktor Ehem an mit heftigen Worten: „Ja, Gottes Wort! Ihr beruft euch allesammt darauf, wie ihr aber eure Meinung neulich daraus bewiesen habt, das wißt ihr wohl; ihr seid mit so starken Argumenten überwunden, daß ihr dieselben wohl nicht werdet umstoßen können." „Herr Doktor, erwiederte Pankratius, welcher Theil seine Meinung aus Gottes Wort

besser bewiesen habe, hoffe ich, hat männiglich vernommen. Ich hätte mich auch zu euch gar nicht versehen, daß ihr als ein Jurist euch unterstehen solltet, in solch hoher Sache Part und Richter zu sein, und ihr sollt wissen, daß, wofern das Gespräch fortgehn soll, ich meinen gnädigsten Herrn zum unterthänigsten bitten will, daß ich nicht mit euch zwei oder drei Juristen, wie neulich geschehen, mich zanken müsse; denn Gottes Wort läßt sich nicht glossiren, wie man an den Menschengesetzen gewohnt ist." Darauf Ehem: Ja, so höret er wohl; sie wollten wieder ein Papstthum aufrichten, daß jeder glauben müßte, was sie sagten und niemand darein reden dürfte; nein, dahin würden sie es nimmer bringen.

Besänftigend fiel Riedesel ein: „Ei, liebe Herrn, wir wollen nicht zürnen, sondern freundlich von der Sache reden." Und darauf disputirte er eine Weile freundlich mit dem Magister. — Dann nahm der Marschall wieder das Wort und erzählte, wie Friedrich aus sonderlicher Schickung Gottes zur Kurwürde gekommen, und ein gottseliger, frommer Herr wäre, der sich Gottes Wort ließe angelegen sein, Schlaf, Gesundheit und Wollust Abbruch thäte, daß er nur die Wahrheit erforschen möchte; bisher habe ihm auch Gott beigestanden und werde es ohne Zweifel ferner thun. Er, der Marschall, wäre nun über die zwanzig Jahre bei dreien Herren im Amte und hätte manchen Stand der Religion halben gethan, aber gleichwohl allweg Gottes Hülfe gespürt. Sie wären junge Leute und verstünden die Sache noch nicht, was aus diesem Werk folgen möchte. Es thäte ihnen wohl, wenn man sage: „Ei, das ist ein feiner, gelehrter Mann, er kann wohl disputiren", und sie suchten also in dem Gezänke mehr ihre als Gottes Ehre und der Kirchen Erbauung. Er möchte bei diesem Gezänke nicht sein; denn es diene doch nicht zur Besserung. So wäre das an sich selbst ein gefährlicher Handel, daß Vater und Sohn in dieser Sache wider einander wären und Einer

diesem, der Andere jenem anhinge, und was endlich Gutes daraus erfolgen könnte, hätte jeder Verständige zu erachten. — Magister Andreas wollte namentlich auf den letzteren Punkt antworten. Aber der Marschall bedeutete ihm, es bedürfe dessen nicht; sie möchten hinziehen, denn sie hätten ihren Bescheid.

Am 7. November aber lud Riedesel den Magister Andreas, den Martin Schalling, Johann Schnabel und Peter Retzmann zum Abendessen ein. Da kam auch das „Geschwärm" Dr. Ehem, Craft, Zuleger, Cirler und Willing. Aber die Prediger, welche übereingekommen waren, wenn von dem „Heidelberger Otterngezücht" jemand zugegen sein sollte, nicht zu streiten, wichen jedem Disput aus und suchten sobald als möglich wieder fortzukommen. „Verhütet also unser lieber Gott gnädiglich allen Unmuth und ging nicht nach ihrem Sinne, unangesehen, daß sie sich vorhin verglichen hätten, ihr Müthlein an uns zu kühlen."

Die Landstände, welche mittlerweile zur Berathung der Türkensteuer zusammengetreten waren, ließen es sich nicht nehmen, alsbald auch in die kirchliche Frage sich einzumischen und eine kräftige Verwahrung gegen die eingeleitete Religionsveränderung einzulegen. Sie beschwerten sich, daß der Kurfürst seine Heidelberger Prädicanten in den Hauptkirchen predigen lasse und zugleich im weltlichen Regimente calvinische Beamte anstelle. Als Glaubenswächter aufzutreten, konnten sich übrigens die Landstände um so mehr berufen fühlen, als sie nicht allein von Reichard und Wolfgang, sondern sogar von dem Kaiser aufgefordert und ermuthigt wurden, die Kirche der A. C. gegen den Heidelberger Calvinismus tapfer zu vertheidigen. Maximilian gab sich dazu her an die Landstände ein Schreiben zu richten, worin es unter anderm hieß: Er hoffe zwar nicht, daß ihr Landesherr gegen den Buchstaben des Religionsfrieden ihr Gewissen beschweren und die von dem Kurfürsten Otto Heinrich überkommene Kirchenordnung beseitigen werde und

dies um so weniger, als er sich an die Verhandlungen auf dem letzten Reichstage noch erinnern werde. Sollte es aber dennoch geschehen, so mögen sie sich auf den Religionsfrieden berufen, der den höheren wie den niederen Ständen des Reiches zulasse, entweder zur alten Religion oder zur Augsb. Conf., aber sonst zu keiner Opinion oder Secte sich zu bekennen.

Dieses Schreiben, von einem vornehmen kaiserlichen Rathe überbracht,[5]) erregte bei den Ständen ganz besonderes Frohlocken und wurde in wenig Tagen so allgemein bekannt, daß auch der Kurfürst davon erfuhr. Er forderte den Ständen das kaiserliche Original ab und begnügte sich nicht mit der Copie, die man ihm geben wollte. Ferner verwies er den Empfängern die Annahme der ungebührlichen Zuschrift und untersagte ihnen strengstens jede Beantwortung derselben. Der kaiserliche Gesandte aber wurde in die Kanzlei beschieden, wo der Kurfürst ihm durch die Räthe sein lebhaftes Bedauern über den Schritt des Kaisers aussprechen ließ, mit dem Bemerken jedoch, daß er nicht sowohl Maximilian als Anderen die Schuld beilege, und schließlich wurde ihm bedeutet, er möge, ohne mit den Ständen weiter zu verkehren „zu seiner Gelegenheit sich wiederum anheims verfügen."

Daß Friedrich nicht unterließ, dem Kaiser auch schriftlich sein Erstaunen über die unstatthafte Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Landes rückhaltlos auszusprechen, braucht kaum gesagt zu werden. Hätte er nicht das kaiserliche Handzeichen gekannt, so würde er kaum geglaubt haben, daß das Schreiben von seiner kaiserlichen Majestät ausgegangen. So wenig habe er vermuthet, daß der Kaiser seinen Unterthanen „einbilden" würde, als sollte er sie wider den Religionsfrieden zu einer verführerischen Secte, auf die er selbst von andern geführt worden, dringen wollen. Er erinnert Maximilian, daß nur im Falle des Verbrechens der beleidigten Majestät, der Acht und Aberacht die Unterthanen zum Wider-

stande gegen die Obrigkeit aufgefordert werden dürfen. Was zu Augsburg verhandelt worden, wisse er wohl; aber so viel auch daselbst bei dem Kaiser gegen ihn gesucht worden, so habe er sich doch dermaßen verantwortet, daß sich noch keiner gefunden, der ihn einer Sectirerei oder eines Irrthums überwiesen oder den zuvor auf falschen Bericht hin gefaßten Dekreten Beifall gethan hätte. Weil der Kaiser dies und anderes in seinem Schreiben übergangen, so habe er, der Kurfürst, es für gut gehalten, seinen Landständen darüber ausführlich zu berichten. — Nicht weniger zeigte sich Friedrich darüber verwundert, daß der Kaiser seine Landstände zu Otto Heinrichs Kirchenordnung vermahne, da doch dieselbe, wie im Anhang ausdrücklich erklärt sei, nicht den Nachfolger an den Buchstaben binden wolle, wie dies ja auch andrer Orten, wo man sich zur A. C. bekenne, nicht geschehe und Otto Heinrich selbst bei Lebzeiten allerlei eingerichtet habe, was nicht in jener Kirchenordnung stehe.

Aber so kräftig auch Friedrich nach allen Seiten die Einmischung des Kaisers zurückwies: durch das Auftreten des Reichsoberhauptes und seines Gesandten, welch letzterer auch mit Herzog Reichard und der Kurfürstinwittwe Dorothea heimlich verkehrte, war der Widerstand, auf den der Pfalzgraf stieß, gleichwohl verstärkt. Machten doch sogar die Stände der Stadt Amberg einen Vorwurf daraus, zugelassen zu haben, daß in den beiden Hauptkirchen wöchentlich zweimal Heidelberger Theologen predigten. Friedrich dagegen verwies den Ständen mit scharfen Worten, daß sie in einer Beschwerdeschrift ihn der Eigenmächtigkeit haben zeihen wollen; denn er sei nicht schuldig Jemanden zu Rathe zu ziehen, wie die Ministeria anzustellen seien, wolle hierin auch keine „gespickte Hand haben." Daß er daneben wiederholt versuchte, sie über seine kirchlichen Absichten aufzuklären und zu beruhigen, war natürlich vergebens. Die Stände erhoben endlich energischen Protest gegen

alles, was bisher gegen ihren Willen geschehen, und gaben zu erkennen, daß sie schlimmsten Falls von dem letzten nach dem Religionsfrieden ihnen zuständigen Rechte, nämlich auszuwandern, Gebrauch machen würden.

Wollte Friedrich den Reformversuch nicht als gescheitert aufgeben und wenigstens in Amberg seinem Bekenntniße Eingang verschaffen, so mußte er den Widerstand der Prediger auf die eine oder andere Weise beseitigen. Da die Absetzung der vom Rathe angestellten Geistlichen und die Berufung neuer nicht allein in der Macht der Landesregierung stand und außerdem bei der stetig wachsenden Gährung der Gemüther leicht ein Volkstumult zum Ausbruch kommen konnte, so zog es Friedrich schon aus diesen Gründen vor, die Versuche der Belehrung und Verständigung nicht aufzugeben. Er wollte, daß die Amberger Geistlichen nicht allein die Polemik gegen die Heidelberger einstellten und die Predigten derselben nicht verdächtigten, sondern auch mit ihnen freundlich darüber verhandelten, wie die aufgeregte Kirche wieder beruhigt und die Gegensätze durch vermittelnde Formeln ausgeglichen werden könnten.

Der Kurfürst hielt diese Verhandlung für wichtig genug, um auch Ursin noch aus Heidelberg herbeizurufen.[6]) Aber die Amberger lehnten in einer gemeinschaftlichen Zuschrift es geradezu ab, sich mit den pfälzer Theologen zum Zweck einer Verständigung zu unterreden, weil sie mit gutem Gewissen die hellen Worte Christi nicht verdunkeln könnten. Da ließ Friedrich sie am 6. Dezember wieder in seine Kanzlei berufen, nicht allein, um ihnen wegen ihres Verhaltens Vorstellungen zu machen, sondern auch noch einmal zu versuchen, sie aus der Bibel und der A. C. eines Bessern belehren zu lassen. Auf eine öffentliche Disputation war es dies Mal nicht abgesehen. Zwar der Kurfürst, fest durchdrungen von der siegreichen Wahrheit seines Bekenntnisses, hätte gewiß nicht ungern das früher

unterbrochene Werk in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft wieder aufnehmen lassen, und nicht wenig scheint man auf der entgegengesetzten Seite die Fortsetzung des öffentlichen Schauspiels gewünscht zu haben. Hatte doch Reichard dem Hauptprediger Pankratius versprochen, selbst Zeuge seiner neuen Triumphe sein zu wollen, auch wenn er bei eigner Post nach Amberg geholt werden müßte; zugleich freilich hatte er den streitbaren Magister ermahnt, „daß er sich bei nächtlicher Weile inne halten und sonderlich nicht viel sollte ausladen lassen.“ Dagegen fanden die Räthe Friedrichs es besser, die Oeffentlichkeit bei dem neuen Gespräche auszuschließen, und selbst in dieser Form weigerte sich Ursin sich zu betheiligen, sei es, daß er nach den zu Maulbronn gemachten Erfahrungen von der Nutzlosigkeit, wenn nicht Schädlichkeit eines jeden Religionsgesprächs von vornherein überzeugt war, oder daß er fand, daß die Wendung, die das Gespräch zwischen Olevian und seinem Gegner vor der Unterbrechung genommen hatte, der Wiederaufnahme desselben nicht günstig war. In der That zeigte sich denn auch am 6. Dezember, daß man pfälzischer Seits besser von einer neuen Disputation abgesehen hätte.

Schon über das Referat, das der oberpfälzische Kanzler Knod von dem frühern Verlaufe des Gesprächs gab, erhob sich Streit, weil Magister Andreas dasselbe parteiisch, untreulich und gefährlich fand; er behauptete, er habe den Heidelbergern aus ihren eigenen Büchern bewiesen, daß sie wohl die Gegenwart des Leibes Christi mit dem Mund bekenneten, aber im Herzen wieder verneinten. Nun wurde von neuem über die Abendmahlslehre zwischen ihm und Olevian heftig debattirt, bis der Kurfürst endlich befahl, der Kanzler solle den Schluß machen und die Amberger für dies Mal ziehen lassen; er habe zwar die Absicht gehabt, mit einem jeden in Sonderheit zu verhandeln, aber darüber würde zu viel Zeit verlaufen. Als dann der Kanzler das Resultat des Gesprächs constatiren wollte,

erhob sich noch einmal lauter Widerspruch, wobei von Pankratius der Kurfürst selbst angerufen wurde. Als Friedrich aber das Wort nahm, beklagte er sich wieder darüber, daß er bei seinen Unterthanen ausgeschrieen worden, als ob er von der A. C. abgewichen; wer solches gethan habe, dem möge es Gott vergeben; darum bete er herzlich. Der Marschall aber hing daran: Und nicht allein das habe man gethan, sondern sogar den Kurfürsten dem Teufel übergeben. Magister Andreas jedoch erwiderte: Was sie bisher gethan, wollten sie mit Gottes Hülfe verantworten; ihren gnädigsten Kurfürsten und Herrn erkenneten sie für ihre ordentliche Obrigkeit, beteten für ihn und hätten ihn nie verdammt, sondern allein in ihren Predigten die Lehre angefochten, die in den Heidelbergischen Büchern ausgegangen wäre, und wüßten auch mit Grund darzuthun, daß dieselbe Gottes Wort, der A. C. und der Apologie zuwider wäre, und sie wären dessen in ihren Herzen so gewiß, daß sie unerschrocken dabei ihre Köpfe daransetzten.

Der Kurfürst ging hinaus. Der Kanzler, Ehem, Ostermünchner, Zuleger wollten den Disput noch fortsetzen, als Pankratius von einem Rathsherrn hinausgerufen wurde, weil ihm Jemand etwas im Auftrage des Kurfürsten zu sagen habe. „Also schieden wir von einander und haben neben mir auch andere meiner Mitbrüder damals dieser Leute Griffe, Lügen und List wohl verstanden. . . . . . Gott erlöse uns, schließt der Berichterstatter, von den falschen Herzen und giftigen Zungen und erhalte uns in seines Sohnes wahren Worten. Amen, Amen, Amen.“ Die Pfälzer dagegen schrieben sich für dies Mal einstimmiger als je den Sieg zu und auch Erast, welcher Olevian selten und ungern lobt, läßt durch die von demselben vorgebrachten Argumente die Gegner so geschlagen werden, daß sie über ihre offenbare Niederlage ergrimmt hinweggegangen.

Nur der Kurfürst Friedrich gab auch jetzt noch die Hoff-

nung nicht auf, ohne Anwendung strenger Maßregeln der Reform die Wege ebnen zu können. Er ließ vier Artikel ausarbeiten, von denen er glaubte, daß alle Prediger sie würden annehmen können, da sie Niemandes Gewissen beschwerten, sondern nur „zur Aufhebung der Abgötterei und des Irrthums, zur Förderung und Erhaltung der rechten Lehre und des rechten Gottesdienstes“, sowie zur Beseitigung der schwebenden Irrungen über die Nießung des Abendmahls dienten.[7])

Der erste Artikel verbietet den Kirchendienern das Verdammen, Lästern und Verketzern, namentlich sollen sie den Gegentheil nicht wie bisher für gottlose Ketzer, Unchristen, Verführer, Sectirer, Rotten, Wölfe, Teufelslehrer, Sakramentirer, Schwärmer, Sakramentsschänder, Bilderstürmer und dergleichen verschreien, noch mit dem Namen Zwinglianer und Calvinisten verhaßt machen. — Nach Artikel 2 sollen die Prädicanten Niemand weder heimlich, noch öffentlich, von Predigten, Büchern oder freundlichen Gesprächen durch Ausschließung von den Sakramenten oder durch Schmähung und Verläumdung abhalten, noch einige Inquisition gegen solche vornehmen. — Drittens sollen die Prädicanten zur Darstellung der Lehre vom Abendmahl nicht fremde, neue oder eigene Reden einführen, sondern solche gebrauchen, die in der Bibel, der A. C. und einer Reihe namhaft gemachter, besonders Melanchthonischer Schriften sich finden. — Endlich sollen sie sich aller Ceremonien, wodurch Aberglaube und falscher Wahn in den Unverständigen gestärkt werde, enthalten. Dahin gehört: der Chorrock, das Communicantentüchlein, der Exorcismus bei der Taufe, der lateinische Gesang, das Ave-Maria-, Angst-Christi- und Tenebrä-Läuten, Bilder, Crucifixe und anderes dergleichen.

Hätten die Amberger Prediger die vorstehenden Artikel angenommen und befolgt, so wäre ihnen unverwehrt geblieben, die lutherische Abendmahlslehre, freilich ohne polemisches Beiwerk, der Gemeinde zu verkündigen, wie Friedrich nach seiner

eigenen Erklärung noch gegen Ende des Jahres 1575 „fast in seinem ganzen Fürstenthum (der Oberpfalz) Prädicanten, so dieser Meinung anhängig", litt und duldete. Aber Männer wie Ursin, welche die Milde und Nachgiebigkeit, mit der Friedrich in Amberg auftrat, von Anfang an nicht billigten, erwarteten nicht mit Unrecht von der Halsstarrigkeit der Amberger Geistlichen, daß sie jede Verständigung unmöglich machen würden. Einhellig erklärten die Eiferer sofort, daß sie weder auf das Recht, die reine Lehre öffentlich zu vertheidigen und auch seelsorgerisch der falschen Lehre von den Sakramenten entgegen zu wirken, verzichten könnten, noch etwas abergläubisches und abgöttisches in den bisher üblichen Ceremonien zu erkennen vermöchten. Da auch noch einmalige mündliche Vorstellungen ihren Zweck gänzlich verfehlten, so erklärte Friedrich endlich zwei Amberger Geistliche, Pankratius voran, für abgesetzt.

Die Maßregel machte ungeheures Aufsehen. Dringend erhob der Prinz-Statthalter, dringender noch, ja drohend Reichard dagegen seine Stimme. Drohend wurde auch die Haltung des Volks, das sich seine Prädicanten nicht nehmen lassen wollte. Hätte eines Tages der Kurfürst selbst es nicht verhütet, so würde man Sturm geläutet haben. Der Magistrat war der Bürgerschaft kaum mehr Herr und mochte auch vielleicht um so weniger strengen Gehorsam finden, als er selbst dem Kurfürsten das Recht, die von der Stadt bestellten Geistlichen abzusetzen, bestritt.

Die Predigten der Heidelberger dagegen wurden kaum besucht und dienten, da sie mißverstanden und entstellt zu ungeheuerlichem Gerede Veranlassung gaben, nur dazu, den Abscheu vor den calvinischen Neuerern zu vermehren. So gab z. B. der Umstand, daß die Heidelberger die Ansicht bekämpften, als ob ungetaufte Kinder im Falle des Todes der Seligkeit nicht theilhaftig würden, sondern dem Teufel verfielen, zu dem groben Mißverständniß Anlaß, als ob es die Calvinisten wären,

welche predigten, die Weiber hätten, wenn sie Kinder trügen, den Teufel bei sich. Die Folge war, daß eine Anzahl Frauen eines Tages mit weinenden Augen die Kirche verließen.

Es war umsonst, daß Friedrich noch einmal den Versuch machte, seinen Bruder wie seinen Sohn und dessen Gemahlin milder zu stimmen und sie zu bewegen, wenigstens die Predigten der Heidelberger Theologen zu hören und damit dem Volke, das diese ebenfalls mied, ein gutes Beispiel zu geben. Der Kurfürst wollte wissen, was an seiner Lehre wider ihr Gewissen sei, und versprach, es abzustellen, wenn er dessen aus göttlicher Schrift genugsam überwiesen werde. Aber Sohn und Bruder beharrten dabei, daß sie ohne Verletzung des Gewissens und ohne Aergerniß zu geben die calvinischen Predigten nicht besuchen könnten. Am kühnsten trug Herzog Reichard sein Haupt, Ludwig dagegen empfand den Zwiespalt so schmerzlich, daß er, ohnedies kränklich, sich fast immer zu Hause hielt, während seine Gemahlin Elisabeth ohne Scheu die Amberger Prädicanten aufsuchte. Wenn aber ein Heidelberger predigte, blieb die Kirche leer. Als Friedrich „am Christtag sein Nachtmahl gehalten, ist Niemand mitgegangen als sein Gesind."

Am wenigsten wurde wohl mit den Schriften ausgerichtet, durch die das Volk bekehrt werden sollte; statt Abnehmer zu finden gaben „die calvinischen Bücher" zu Spottreden Veranlassung. Da Friedrich nicht allein in den besuchtesten Gassen der Stadt, sondern auch in seiner Kanzlei jene Bücher oder Broschüren feil bieten ließ und zwar „gar wohlfeil, den Bogen um einen Pfennig", nannten die Amberger, wie der kaiserliche Gesandte hörte, den Kurfürsten einen Buchführer. Das scheint ihm zu Ohren gekommen zu sein; denn er ließ später wenigstens vor seiner Kanzlei kein Buch mehr verkaufen.

Unter so unerquicklichen Verhältnissen blieb Friedrich in

Amberg bis Ende Januar 1567. „Er ist weg, Gott sei gedankt“, schrieb Dorothea am 31. Januar an des Kurfürsten eigene Tochter Dorothea Susanna nach Weimar. Aber Friedrich war trotz aller erlebten Enttäuschungen mit dem Entschlusse geschieden, auf die Durchführung der Reform nicht zu verzichten, so gering auch vorläufig die Aussicht des Gelingens blieb. Zwar hatte er den Magistrat Ambergs endlich dahingebracht, die widerspenstigen Prädicanten zu entlassen, aber die Neuberufenen dachten nicht anders als die Alten und der Magistrat weigerte sich hartnäckig, in die Forderung zu willigen, daß sie sich einer Prüfung durch den kurfürstlichen Kirchenrath unterzögen. Man kam also nicht weiter, als daß neben den vom Magistrat berufenen Geistlichen, die in alter Weise predigten und die Sacramente verwalteten, zwei von dem Kurfürsten dazu bestellte Theologen an gewissen Tagen ihre Predigten hielten.

Kleinere Städte aber, in denen die kurfürstliche Regierung das strenge Lutherthum durch den Calvinismus zu verdrängen suchte, ahmten das Beispiel Ambergs nach. Wenn dann Bürgermeister und Rath dem Befehle des Kurfürsten nachgeben und der Reform günstige Geistliche annehmen mußten, so vereitelte nicht selten das Volk bald durch direkten, bald durch indirekten Widerstand den Erfolg. Auf diese Weise kam es zu Nabburg bei Gelegenheit der Einsetzung eines reformirten Pfarrers zu einem Aufruhr, der an manchen der Betheiligten durch den Pfleger mit Gefängnißstrafen geahndet wurde.

Daß ein der Gemeinde mit Gewalt aufgedrungener Geistlicher Spott und Hohn, Plagen und Gefahren aller Art zu gewärtigen hatte, versteht sich von selbst; ebenso, daß er wenig oder gar keine seelsorgerische Wirksamkeit entfalten konnte. So mußten in Nabburg zwei Pfarrer nach einander vor dem Widerstande, auf den sie stießen, das Feld räumen und der dritte

ließ sich, um vor Muthwillen gesichert zu sein, durch den Kirchner in und außer dem Gotteshause begleiten.

Auch den Kampf gegen jene sichtbaren Ueberreste des Katholicismus, die man als Götzenwerk bezeichnete, konnte die kurfürstliche Regierung nicht überall mit Erfolg durchführen. Allerdings konnte sich Friedrich, indem er den Beamten (Pflegern) befahl, in und außer den Kirchen „mit guter Bescheidenheit" abzuschaffen, was zur Abgötterei diene, auf ein gleichartiges, indeß nur halbwegs durchgeführtes Gebot, das einst Otto Heinrich erlassen hatte, berufen; auch hätte Niemand ihm das Recht, in dieser Richtung Anordnungen ohne Zuziehung der Landstände zu treffen, streitig machen können; aber die gegenwärtige Erregung der Gemüther, vielleicht auch der taktlose und zu weit gehende Eifer einzelner Beamter riefen hie und da einen Widerstand hervor, der sich durch Befehle nicht wohl beseitigen ließ. So weigerten sich in Amberg Maurer und Zimmerleute Hand anzulegen, als im Frühling 1567 der Bilderschmuck aus den Kirchen geschafft werden sollte, und anderer Orten versagten sogar die Pfleger den Gehorsam, indem sie sich damit entschuldigten, daß es sich um eine rein geistliche Sache handle, die nicht in ihrer Bestallung liege.

Trotz aller dieser Erfahrungen wollte und konnte man nicht wohl in Heidelberg darauf verzichten, die oberpfälzischen Kirchenzustände wenigstens so weit mit den rheinpfälzischen in Einklang zu bringen, daß dort nicht laut verdammt würde, was hier zu Recht bestand und gedieh, oder umgekehrt, daß dort nicht offene Duldung genöße, was hier als abgöttisch verfolgt wurde. Wahrscheinlich hätte es Friedrich auch im Laufe weniger Jahre mit Hülfe neu herangezogener geistlicher und weltlicher Beamten dahin gebracht, daß die fanatischen Vertreter des strengen Lutherthums sammt den anstößigen Ueberresten des Katholicismus überall entfernt worden wären, wenn nicht von der Stadt Amberg aus der Widerstand fort

und fort Nahrung erhalten hätte. Hier aber war es in letzter Linie des Kurfürsten eigener Sohn, welcher der Opposition nachhaltigen Muth und Stärke verlieh. Dies verkannte man auch in Heidelberg so wenig, daß Friedrich mehr als einmal nahe daran war, einen Wechsel in der Statthalterschaft vorzunehmen. Er stand davon ab, wahrscheinlich um mit dem Sohne nicht völlig zu brechen und nicht das Aufsehen zu vermehren, das die Amberger Reformversuche von Anfang an in Deutschland gemacht hatten.

Zwölftes Kapitel.

Die Katastrophe von Gotha und der Tod der Kurfürstin Maria.

Als Friedrich aus der Oberpfalz nach Heidelberg zurückkehrte, bereiteten sich zwei Ereignisse vor, die das Jahr 1567 zu einem Unglücksjahre für ihn und sein Haus machen sollten und die, so verschiedenartig sie waren, doch in innerem Zusammenhange mit einander standen: ich meine den Sturz Johann Friedrichs des Mittleren und den Tod der Kurfürstin Maria.

Die früheren Stadien der Verwicklung Joh. Friedrichs in die Grumbachische Angelegenheit wurden schon in der Vorgeschichte des Augsburger Reichstages berührt. Wir erinnern uns der vergeblichen Anstrengungen, welche der Kurfürst und seine Gemahlin machten, den halsstarrigen Schwiegersohn zu bewegen, Grumbach und die geächteten Genossen von sich zu thun, ehe die Execution auf dem Reichstage endgültig beschlossen würde. Joh. Friedrich verharrte in seinem verbissenen Trotz. Schon war auf Betreiben des erbitterten und zugleich im Hinblick auf die gefährlichen Pläne der Aechter geängstigten Kurfürsten von Sachsen zu Augsburg der Beschluß gefaßt, daß die Strafe an Grumbach und seinen Genossen alsbald vollzogen werden solle, als Joh. Friedrich es noch an der Zeit hielt, zwei seiner Räthe für den Reichstag dahin zu instruiren, daß sie auf eine Aussöhnung Grumbachs mit dem Kaiser hinwirken möchten. Es fehlte nur noch, daß auch

sogleich die Acht über den Herzog verhängt wurde, und auch dies würde zu Augsburg geschehen sein, wenn nicht der Kurfürst bei den Ständen es dahin gebracht hätte, daß sie beschlossen, noch eine Gesandtschaft nach Gotha zu schicken, welche dem Herzoge noch einmal Vorstellungen machen und zur Beachtung der gegen Grumbach ausgegangenen erneuten Achtserklärung ermahnen sollten.[1]) Ließ Joh. Friedrich diese letzte Frist verstreichen, so war auch sein Urtheil gesprochen und der rachegierige Kurfürst August ausersehen, es mit Heeresmacht zu vollstrecken.

Es versteht sich, daß Friedrich jetzt am wenigsten in dem Bemühen nachließ, dem am Rande des Abgrunds Wandelnden die Augen zu öffnen. „Mit wehmüthigen Geberden und Seufzen", so berichtet einer der thüringischen Räthe aus Augsburg, befahl er demselben, seinem Herrn zu Gemüthe zu führen, was er ihm zu Weimar in Bezug auf Grumbach versprochen.[2]) Der Erfolg aber war kein anderer, als daß Joh. Friedrich nicht allein den treuen, wohlmeinenden Diener mit seiner Rache bedrohte, sondern auch unverhohlenes Mißtrauen gegen den Schwiegervater schöpfte und diesem vorwarf, daß auch er dem Kurfürsten August auf dem Reichstage zu Augsburg hofirt habe.

Friedrich ließ sich auch hierdurch nicht abschrecken, noch fernerhin als der getreue Vater ernste Mahnungen an den Thoren zu richten, welcher statt in sich zu gehen, auf seine Rechtgläubigkeit pochte und, dem Untergange nahe, von künftigen glücklichen Tagen träumte. Als ihm auf dem Grimmenstein zu Gotha ein Sohn geboren wurde und Friedrich nach dem Ausdrucke seiner herzlichen Glückwünsche auf den Werth einer frommen Erziehung hinwies, die den Deutschen um so mehr noth thäte, als sie in Sünde und Aergerniß mit so sträflicher Sicherheit hinlebten, nahm das der Herzog sehr übel. Er werde, antwortete er, es an guter christlicher Education

und insbesondere an Unterweisung „zum rechten Gebrauch der Sakramente“ keineswegs fehlen lassen; aber die Söhne sollten doch auch nicht zu Mönchen auferzogen und unter anderm auch zum Tanzen angehalten werden: „Das weiß ich gleichwohl nicht, erwiederte Friedrich, ob wir Deutschen, denen Gott der Herr eine scharfe Ruthe gebunden und ernstliche Strafe droht, Ursach haben, am Tanz hoch zuspringen oder es unseren Kindern zu gestatten; ich wollte gern schreiben, daß es vielmehr noth wäre, unsere Kinder dahin zu unterrichten, ja mit Ernst zu vermahnen und anzuhalten, früh und spät, Tag und Nacht auf ihren Knieen für ihre eigene und unsere Sünden zu bitten und anzulangen, daß seine Allmacht die ernstliche Ruthe des Türken, der Pestilenz und anderer Strafen von uns wollte abwenden, so wäre Hoffnung der Gnaden Gottes zu schöpfen, da im Widerspiel mehr Ungnaden und ernstlichere Strafe zu befahren.

Auch andere verwandte und befreundete Fürsten, wie der Herzog Wilhelm von Cleve, richteten vergebens immer von neuem die allerdringendsten Bitten und Warnungen an den Herzog, welcher, auch des verschärften Strafmandates nicht achtend, wodurch der Kaiser ihn nochmals zum Gehorsam aufforderte, in seinem frevelhaften Trotze jetzt so weit ging, sich zu offenem Widerstande gegen die drohende Execution zu rüsten. Dabei setzte er freilich sein Vertrauen nicht blos in die eigenen Hilfsmittel, sondern auch in die Unterstützung, welche Grumbach und seine Genossen von der deutschen Ritterschaft und sogar von Frankreich und Schweden zu erhalten meinten.

Am 12. Dez. 1566 verhängte endlich der Kaiser über den Herzog die Acht und forderte den Kurfürsten August zu eiliger Vollziehung derselben auf. Die Executionstruppen standen schon bereit und Joh. Wilhelm war entschlossen, an dem traurigen Werke des Kurfürst August von Sachsen Theil zu nehmen,

um die Länder des geächteten Bruders, den auch er vergebens durch inständiges Flehen vor dem Verderben zu bewahren gesucht hatte, sich und seinem Hause zu sichern. Gotha mit der Veste Grimmenstein wurde belagert.

Wenn irgend einer, so konnte der Kurfürst Friedrich nach den strengen Grundsätzen, die ihm eigen waren, nicht verkennen, daß das Geschick, dem Joh. Friedrich entgegen ging, kein unverdientes war. Nichts desto weniger bemühte er sich, indem er neben dem Wohle von Kindern und Enkeln auch das allgemeine deutsche Interesse in's Auge faßte, auch jetzt noch den letzten Schlag abzuwenden. Eine günstige Gelegenheit bot ihm der neue Reichstag, den der Kaiser des Türkenkrieges und der Achtsexecution wegen für den 9. März 1567 nach Regensburg ausgeschrieben hatte. Anfangs schien es in der That, als ob auf das Betreiben der pfälzischen Räthe noch in letzter Stunde von dem Reichstage Schritte für die Aufhebung der Execution und für die Aussöhnung des Herzogs mit dem Kaiser unternommen werden würden. Ein Gesandter Joh. Wilhelms war neben den Räthen Friedrichs für Anbahnung friedlicher Maßregeln thätig und in demselben Sinne bemühten sich auf's eifrigste die kurbrandenburgischen Gesandten, welche sogar erklärten, obwohl der Herzog ipso facto in die Acht verfallen, so sollte er doch noch gehört werden. Andere stimmten wenigstens der Erwägung zu, daß das Reich neben der Türkenhülfe nicht auch noch die gewaltig anwachsenden Executionskosten zu tragen vermöchte. Eine Gesandtschaft nach Gotha zum Zwecke gütlicher Unterhandlung wurde in Aussicht genommen und Doktor Ehem, welcher die Regensburger Verhandlungen pfälzischer Seits leitete, hoffte jetzt das Beste, wenn nur Joh. Friedrich sich gegen den Kaiser etwas demüthigen und sich linderer finden lassen möchte.[3])

Es war zu spät. Am 13. April hatten die Belagerten von Gotha in offener Empörung gegen den Herzog oder viel-

mehr gegen die Rotte, in deren Händen er war, eine Capitulation mit dem Kurfürsten August abgeschlossen. Folgenden Tages sah Joh. Friedrich, jetzt endlich bis zu Thränen erschüttert, den racheschnaubenden Kurfürsten August an der Spitze der Armee in die Stadt einziehen. Sein Schicksal blieb nicht lange zweifelhaft: ohne Land und Leute, ohne Weib und Kind sollte er nach Dresden abgeführt werden und als ein armer Gefangener für seine verbrecherische Verblendung büßen, während Grumbach und dessen Mitschuldigen die grausamsten Todesqualen, welche unmenschliche Rachgier ersinnen konnte, zugedacht waren.

Vergebens bat Elisabeth, das Schicksal ihres Gemahls, in dessen Bethörung auch sie zuletzt verstrickt gewesen, theilen zu dürfen; Kurfürst August schlug die Bitte ab. Auch der demüthige Fußfall und die Abbitte, die sie vor den kaiserlichen Commissarien thun wollte, damit der Kaiser sie wieder mit ihren Söhnen zu Gnaden annehmen und das Schicksal ihres Gemahls, wo nicht gleich, doch mit der Zeit mildern möchte, wurden ihr gewehrt. So sah sie denn am 25. April nach einem herzerschütternden Abschiede, umgeben von ihren unmündigen Kindern und der Dienerschaft, unter einem Strom von Thränen den unglücklichen Gemahl jenen mit schwarzem Tuch bedeckten Wagen besteigen, vor den vier schwarz behangene Pferde mit roth gefärbten Mähnen und Schwänzen gespannt waren, um den Herzog in ewige Gefangenschaft abzuführen.[4])

Der Kurfürst Friedrich konnte von nun an seine väterliche Liebe nur noch darin bewähren, daß er mit Rath und That der verlassenen Herzogin und ihrer Kinder sich annahm und zugleich das Loos des gefangenen Fürsten zu erleichtern suchte. Man kann nicht ohne Theilnahme ihn auf all den Wegen begleiten, die er mit eben so viel Umsicht als Geduld und Selbstverleugnung einschlug, um theils durch directe Zuschriften und Gesandtschaften, theils durch Fürbitten anderer Fürsten den

Kaiser und den Kurfürsten August gegen den so tief gedemüthigten Herzog milder zu stimmen.

Je aufrichtiger aber Friedrich wünschte, daß man in Wien und Dresden seinen Vorstellungen Gehör schenken möchte, um so schmerzlicher mußte es ihm sein, daß unmittelbar nach dem Falle von Gotha sein Verhältniß zu Maximilian und August sich sehr ungünstig gestaltete. Unter dem Titel „die Nachtigall" tauchte plötzlich ein noch während der Belagerung verfaßtes und in Frankfurt a. M. heimlich gedrucktes Gedicht auf, das mit warmer Parteinahme für Joh. Friedrich und Grumbach, welcher als ein Opfer der „Pfaffen" dargestellt wurde, dem Kaiser und dem Kurfürsten August die empfindlichsten Dinge sagte.[5]) Wurde Maximilian erinnert, daß der Papst beflissen sei, Uneinigkeit unter den deutschen Fürsten zu befördern, und daß er, der Kaiser, als er die goldene Krone empfangen, das Evangelium zu schützen zugesagt habe, und daß er bedenken möge, ob es Gott auch wohlgefalle, wenn jetzt die H. von Babylon durch seine Krone befördert werde, so wurde August an die Zeit des Herzogs Moritz gemahnt, der die Kur durch Verrath an dem Vetter bekommen habe; er, der jetzige Kurfürst, möge nicht sein eigenes Blut verfolgen; wolle er für unternehmend und tapfer gehalten sein, so möge er gegen die Türken ziehen. Alle Fürsten und Stände endlich fordert der Dichter auf, zur friedlichen Beilegung des Conflictes mitzuwirken, und zuletzt weist er noch darauf hin, daß der römische Hirte in diesem Kriege nichts anderes suche, als daß der sächsische Stamm geschändet werde und er seine Hände in der Niederländer Blut, wonach ihn heftig dürste, waschen möge.

In wenigen Stunden wurden von der „Nachtigall" in Frankfurt, ehe der Rath dagegen einschreiten konnte, viele hundert Exemplare verkauft; einige derselben kamen nach Heidelberg und wurden hier von Studenten und Anderen begierig

gelesen. Gegen das Verbot, ohne Wissen und Genehmigung der Universität etwas zu drucken, veranstalteten zwei Buchdrucker in der Stille einen Nachdruck, wovon der Kurfürst erst erfuhr, als er, gleich anderen Landesherrn durch einen gemessenen Befehl des Kaisers zur Verfolgung der Schmähschrift und deren noch unbekannten Verfasser aufgefordert, ernstliche Nachforschungen anstellen ließ. Der Rector der Universität, deren Gerichtsbarkeit die Buchdrucker und Buchführer Heidelbergs unterworfen waren, stellte die confiscirten Exemplare dem Kurfürsten zu und versicherte in seinem Berichte, daß die Drucker, welche nur aus Unbedachtsamkeit und des Gewinns wegen, nicht aus böser Absicht gehandelt, angemessen gestraft werden sollten. Friedrich schickte diesen Bericht nebst den aufgegriffenen Exemplaren sofort seinen Räthen, die am kaiserlichen Hofe waren, und als die Sendung diese in Prag nicht mehr traf, ließ er durch eine andere Gesandtschaft dem Kaiser sein Bedauern über das ohne seine Schuld geschehene ausdrücken. [6])

Maximilian schien Anfangs die Enschuldigung Friedrichs nicht ungütig aufzunehmen, wie denn in den letzten Monaten, trotz der scharfen Zurückweisung, welche des Kaisers Einmischung in die Amberger Händel erfahren hatte, an seinem Hofe eine freundliche Stimmung gegen den Kurfürsten bemerkbar war. Als Friedrich sich im April über bedrohliche Reden, die er vernehmen müsse, beklagte und den Kaiser bitten ließ, ihn gegen einen etwaigen Ueberfall zu schützen, versicherte Maximilian den pfälzischen Gesandten, er sei dem Kurfürsten von Grund seines Herzens gewogen und gedächte alle Zeit sein gnädigster Kaiser zu sein und zu bleiben. Auch die neue Gesandtschaft vernahm die Versicherung, daß der Pfalzgraf vor ungerechter Gewalt geschützt werden solle, wenn auch im übrigen die Sprache, die der Kaiser und seine Räthe führten, ernster und gemessener war. Auf keinen Fall aber konnte Friedrich erwarten, daß der Kaiser einige Tage später (es war zu Anfang

August) durch einen besonderen Gesandten ein Schreiben an ihn abschicken würde, das in den schärfsten Ausdrücken und mit beleidigenden Seitenblicken den unter Friedrichs Augen veranstalteten Nachdruck mißbilligte und die sofortige Verhaftung und exemplarische Bestrafung der Drucker forderte, nachdem dieselben in des Gesandten Gegenwart gütlich oder peinlich verhört worden wären. Endlich sollte Friedrich sich sofort lauter und rund darüber erklären, was er auf des Kaisers Geheiß und Befehl zu thun gesonnen. Das Reichsoberhaupt zufrieden zu stellen, ohne grausam gegen die unglücklichen Drucker zu sein und der landesherrlichen Stellung etwas zu vergeben, war nicht leicht. Indem aber Friedrich noch einmal Rector und Universität gegen die Beklagten, die in Haft genommen wurden, in Bewegung setzte und einen eingehenden Bericht über den Sachverhalt erstatten ließ, indem er ferner mit dem kaiserlichen Commissär verhandelte und endlich in einer eben so würdigen wie eindringlichen Weise gegenüber den „hohen und fast harten Anzügen“ für sich um die Gunst und für die armen Gefangenen und deren Frauen und Kinder um die Gnade des Kaisers bat, gelang es ihm, die peinliche Angelegenheit zum Abschlusse zu bringen. Nur Kurfürst August, auf dessen Antrieb Maximilian so scharf vorgegangen war, kam im schriftlichen Verkehre mit Friedrich noch öfter auf die hohe Strafwürdigkeit des in Heidelberg begangenen „Verbrechens“ zurück, wie er denn auch die Ursache war, daß der Kaiser gegen Joh. Friedrich Milde zu üben sich so standhaft weigerte.

Dem Pfalzgrafen aber gereicht bei allem, was er für den gefallenen Schwiegersohn litt und unternahm, wie mir scheint, die Thatsache vornehmlich zur Ehre, daß er den Unglücklichen, welcher alle seine Bitten und Ermahnungen Jahre lang trotzig zurückgewiesen, nie an die eigene Schuld erinnerte. Nur einmal ist ihm, soviel ich weiß, ein Wort entschlüpft, das dem Herzen Joh. Friedrichs wehe thun konnte, aber der

leise Vorwurf, den es enthielt, war ein so wohlberechtigter und die schmerzliche Aufregung, in der es geschrieben war, so naturgemäß, daß man unmöglich einen Tadel daran knüpfen könnte. Ich meine den Brief Friedrichs vom 1. November 1567, worin er dem Schwiegersohne den Tod Marias anzeigt und dabei auf „die Widerwärtigkeiten und Anfechtungen" hinweist, die ihr des Herzogs „leidiger Unfall" verursacht hatte. Friedrich hätte ohne Uebertreibung auch sagen können, daß die Katastrophe, welche der Schwiegersohn über sich und sein Haus heraufbeschworen, nicht allein die letzten Lebenstage der Kurfürstin getrübt, sondern nach menschlicher Berechnung ihr Ende beschleunigt habe.

Wir können nicht über den Ausgang Marias berichten, ohne einen Blick auf ihre letzten Lebensjahre zu werfen.[7]) Was die ausgezeichnete Fürstin von dem ersten Tage der glücklichen Ehe an dem Gemahl gewesen, geht schon aus den früheren Mittheilungen hervor, in denen uns Maria in allen Lagen des Lebens als eine eben so fromme und liebevolle wie verständige und thatkräftige Frau entgegen trat. Selbst aus dem confessionellen Zwiespalt, aus dem wüsten Hader um kirchliche Lehrsätze und Ceremonien, der so unsäglich viel Verbitterung erzeugt und so manchen gesunden Sinn vergiftet hat, ging Maria ohne Trübung ihrer liebeerfüllten, echt christlichen Gesinnung hervor. Nur eine bevorzugte Natur konnte sich nach dem langen Kampfe zwischen Glaubenstreue und Gattenliebe zu jener hohen Auffassung des religiösen Lebens erheben, wonach sie, ohne die äußeren Formen des Bekenntnisses zu verachten, in dem schlichten Glauben des Herzens den sicheren Grund des Heils und des Friedens fand.

Diese starke Seele wohnte in einem schwachen und hinfälligen Körper. Schon in ihrem dreißigsten Lebensjahre wurde Maria von einem schweren Gichtleiden heimgesucht. Wir finden sie 1550 im Bade zu Ems, wo sie kaum die Hände so weit

regen kann, daß es ihr gelingt, einen Brief zu Stande zu bringen. In den folgenden Jahren stellt sich das Uebel in gesteigertem Maße immer von neuem ein, aber kräftigen Geistes, wie sie ist, achtet sie dessen nicht, so lange sie sich einiger Maßen zu rühren vermag. Auch entsagt sie deßhalb nicht leicht dem Vergnügen der Jagd, dem sie zur Seite des Gemahls so gern obliegt. So zieht sie im Sommer 1560, als dem angehenden Schwiegersohne Joh. Wilhelm zu Liebe wochenlange Jagden veranstaltet werden, von einem Jagdhause mit zum andern, obwohl sie kaum auf ebener Erde gehen kann. Im Herbste steigern sich die Schmerzen in Händen, Armen und Knieen; „sie schmiert und pflastert sich, schreibt Friedrich von ihr am 8. November, mit Rath der Aerzte noch täglich und erscheint doch wenig Besserung." Trotzdem hören wir einige Wochen später, daß sie wieder vierzehn Tage lang mit dem Gemahl auf den Jagdhäusern herumgezogen, und ob sie gleich beim Hinausziehen lahm gewesen, so daß sie sich mußte tragen lassen, „hat sie doch jetzt Stuhl und Stangen hinter sich gelassen und geht nunmehr Stiege auf und ab." Im nächsten Sommer hoffte sie durch ein warmes Bad, wofür anfangs Wildbad im Schwarzwalde in Aussicht genommen, dann Wemdingen (einige Stunden von Donauwörth) gewählt wurde, Heilung oder doch Linderung zu finden. Sie war damals nahe daran, ganz lahm zu werden, und die Ihrigen fürchteten für ihr Leben. Sie stürbe mir noch viel zu zeitlich, klagte ihre Schwiegertochter Elisabeth von Hessen, des Kurprinzen Ludwig junge Gemahlin. „Ihr könnt nicht glauben, Gott dem Herrn sei Lob und Dank gesagt, wie eine rechte fromme Mutter ich an ihrer Gnaden habe; es ist mir nicht anders, als wäre J. G. meine leibliche Frau Mutter." „Ja, so gar freundlich, versichert Elisabeth ein andermal ihrem Bruder Wilhelm, erzeigen sie sich (der Kurfürst mit eingeschlossen) gegen mich und beweisen mir wahrlich alle Ehre,

daß ich mich zu öftern Malen dafür schäme, daß J. G. sich so gar demüthiglich gegen mich verhalten."

Die Badekur in Wembingen hatte zwar der Kurfürstin einige Linderung gebracht, sie konnte auf Stuhl und Stangen, womit man sie in's Bad gehoben, bald verzichten, aber gesund wurde sie nicht. „Man hat sie getröstet, schreibt Friedrich, es werde das Bad seine Wirkung noch so bald nicht erzeigen; mit solchem Trost hält sie sich auf." Herz- und Brustbeschwerden aber lassen nicht mehr ganz nach; wenn sie einen Tag gesund gewesen, so ist sie darnach drei krank. „Das alte Weib, klagt sie, „kummt mit Gewalt." Sie muß Joh. Friedrich um Entschuldigung bitten wegen ihrer häßlichen Schrift; das Schreiben wird ihr so sauer, daß sie oft zwei Tage zu einem Briefe gebraucht. „Aber E. L. dürfen mir nicht danken, sagt sie am 8. November 1561, daß ich mich so viel bemühe und E. L. mit eigener Hand schreibe. Es ist wohl wahr, es kommt mir sehr sauer an; aber E. L. sind mir zu lieb, ich kanns nicht lassen. Wenn ich die Finger etwas regen kann, so muß ich E. L. selbst schreiben." Das „Zipperlein" in den Händen und Gliedern stellte sich immer von neuem ein. „Alle Morgen, berichtet Friedrich am 4. Februar 1562, stehen ihr die Finger gestrack mit großen Schmerzen, aber dessen getröstet sie sich gern, wenn sie nur wandern und webern kann."

Und wie sie trotz ihrer Leiden wiederholt auf die Jagd hinauszog, so trug sie, kaum etwas genesen, kein Bedenken, die Beschwerden einer weiten Reise nach Thüringen auf sich zu nehmen, obgleich sie sich oftmals überzeugte, wie sehr ihre Gesundheit darunter litt. Als sie im Frühjahre 1562 wiederholt von hartnäckigen Krämpfen heimgesucht wurde, beklagte sie nichts so sehr, als daß sie nicht zu ihrer Tochter Dorothea reisen konnte. „Alle meine Kinder, schrieb sie am 10. November des Jahres, habt mich dem himmlischen Vater abgebettelt";

sie hatte nicht geglaubt wieder aufzukommen; „es sterben viele Leute, denen es nicht so wehe wie mir gewesen.“ Dennoch finden wir sie Ende des Jahres in der winterlichen Zeit wieder auf dem beschwerlichen Wege nach Thüringen. Freilich kehrte sie von dort krank zurück, sie mußte sich heben und tragen lassen und hatte lange keinen gesunden Tag; aber gleichwohl machte sie sich, nachdem sie den Sommer über wieder leidlich wohl gewesen, nach einigen Monaten noch einmal auf, um der anderen Tochter beizustehen.

Ihre opferwillige Liebe wurde auch durch die vielfachen Kränkungen nicht vermindert, die sie, wie oben berichtet (S. 141), von den engherzigen Schwiegersöhnen und den eigenen Töchtern von der Zeit an erfuhr, als sie sich mit dem religiösen Standpunkte ihres Mannes aussöhnte und daher jenen als eine halbe Ketzerin erschien. Dagegen im Jahre 1564, als das dunkle Gerücht ging, daß Friedrich von einem Ueberfalle bedroht sei, schlug sie eine Aufforderung nach Weimar zu kommen ab, so lange jene Sorge bestand: „denn ich denke mich weder durch Liebe noch durch Leid von meinem herzlieben Schatz zu scheiden, es thu's denn der allmächtige Gott.“

Neben öfteren Reisen zu ihren Töchtern diente ein fleißiger Briefwechsel dazu, sie und ihren Gemahl in fortlaufender Kenntniß über alle Vorgänge in Weimar oder Gotha zu erhalten. Selbstverständlich bilden die Enkel häufig den Gegenstand der brieflichen Unterhaltung. Maria begrüßt die Ankunft der Kinder mit herzlicher Freude. „Wir sind alle Beide so froh gewest, schreibt sie einmal an Elisabeth, als wir hörten, daß du wieder einen Sohn hast, daß wir vor Freude nicht essen konnten.“ Sie begleitet das Gedeihen der Kleinen mit inniger Theilnahme. Mit Hülfe des in der Kunde der Heilmittel so erfahrenen Gatten weiß sie Rath für alle möglichen Uebel. Bald sendet sie eine kunstreiche Bettlade, die der Kurfürst von Augsburg mitgebracht, bald kleine Andenken für die Enkel,

dem einen dies, dem andern das. Einmal schickt sie der Elisabeth drei Sträußlein: „wollest jeglichem Sohne eines von meinetwegen geben; das schönste gib meinem Fritzen, du wirst es wohl wissen auszutheilen, und sag dem Fritzen wieder eine gute Nacht von meinetwegen, und dem Hans Casel einen guten Morgen, und küsse mir alle drei von meinetwegen. Ich wollt es lieber selbst thun; so ist mir der Weg zu weit und bin ich zu faul. Damit hunderttausend guter Nacht in's Herzhäuslein hinein."

Nach einer schweren Krankheit im Spätherbste 1564 hat sie den Wunsch, nur so lange zu leben, daß ihr kleiner Enkel reden und sie ihn noch einmal sehen kann. Wenn dagegen schlimme Nachrichten, vielleicht gar Todesbotschaften aus Weimar kommen, fürchtet Friedrich üble Folgen für die Gesundheit der Gemahlin. Es würde ihr nicht so wehe thun, klagt sie in schmerzlicher Erregung, als sie einen Enkel verloren, wenn sie das Kind nicht selbst gesehen hätte.

Aber nicht blos als die liebende, auch als die warnende und strafende Mutter erscheint uns Maria in ihren Briefen. Als im Jahre 1564 zwischen den beiden Brüdern Joh. Friedrich und Joh. Wilhelm der oben erwähnte Zwiespalt auszubrechen drohte, hatte Maria weder Tag noch Nacht Ruhe; sie glaubte ihr Leben darüber lassen zu müssen, da gleich den Brüdern auch die Schwestern, ihre Frauen, in Unfrieden kommen würden. „Gott weiß, daß ich manche Nacht liege und gedenke, wie doch ein Rath zu finden sein möchte, daß ihr doch wieder einig möcht werden; denn ich weiß wohl, was es thut, wenn Geschwister einen Unwillen über einander haben; hab's zwei Jahre versucht, hätte auch schier mein Leben darüber gelassen." Es ist ihr, wie sie Joh. Friedrich schreibt, um so mehr leid, daß er sich mit dem Bruder, nachdem sie beide sich verheirathet, entzweit habe, da sie doch früher so einig mit einander gewesen: „ich wollt, wann die Schuld der Dorothea wäre, daß

sie in der Tauf ertränkt wär worden, hätt ihr nimmer besser geschehen mögen."

Noch tiefere Bekümmerniß sollte ihr das Verhältniß Joh. Friedrichs zu Grumbach bereiten. Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß sie seit der ersten Verbindung des Herzogs mit dem verwegenen und ränkevollen fränkischen Ritter voll Sorge war; sie warnte deßhalb schon im Jahre 1560. Damals beruhigte sie der Herzog. Aber der Ueberfall von Würzburg und die darauf folgende Achtserklärung wider Grumbach, die der Herzog nicht beachtete, war nur dazu geeignet, neue Besorgnisse zu erwecken. Sie räth dem Schwiegersohn „wie ein närrisch Weib", setzt sie bescheiden hinzu, er solle Grumbach eine Weile von sich thun und ihn heimlich nach Frankreich schicken; sie bittet dringend, sich selbst, Land und Leute bedenken zu wollen und mahnt an den Gehorsam, den man der Obrigkeit in allen Dingen schuldig sei, wie sie schon längst Joh. Friedrich mit Beziehung auf sein Verhältniß zu dem Kurfürsten August daran erinnert hatte, daß man anstatt Krieg anzufangen, seine Sache Gott anheim stellen solle, der ein gerechter Richter sei, aber auch den hungernden Feind zu speisen und den dürstenden zu tränken befehle.

Die wachsenden Bekümmernisse vermehrten ihr körperliches Leiden. Ihr Kopfweh, meint sie, werde nicht mehr vergehen, bis sie einmal in ein gutes kühles Erdreich komme. „Ich gebe aber nichts die Schuld, denn daß ich meine Tage nichts denn Kreuz, Leid und Anfechtung genug gehabt habe; die wird mir, als ich sehe, nachfolgen in die Grube. Der allmächtige Gott wolle mir Geduld verleihen." Gegen Ende des Jahres 1565 lag sie wochenlang so schwer krank, daß man ihren Tod nahe glaubte.

Um so größer war das Opfer, das sie brachte, als sie bald darauf mit dem Gemahl die schon früher (S. 217) erwähnte Reise nach Weimar unternahm, um den Streit der

Brüder schlichten zu helfen und ihre Bitten mit denen Friedrichs zu vereinigen, als dieser versuchte, den Herzog Johann Friedrich zur Nachgiebigkeit in der grumbachschen Angelegenheit zu bewegen.

Neue Aufregungen verursachte ihr der Augsburger Reichstag. Wenn es wahr ist, daß man in Heidelberg sogar für das Leben des abwesenden Kurfürsten fürchtete, so läßt sich denken, was Maria gelitten; hätten wir übrigens Briefe von ihr aus jenen Tagen, so würde darin neben der Sorge um das Schicksal des Gemahls auch die vollste Uebereinstimmung mit der von diesem vor Kaiser und Reich bewährten religiösen Gesinnung ausgesprochen sein. Aus späteren Aeußerungen ergibt sich wenigstens, daß sie das Verfahren der Gegner des Kurfürsten nicht anders beurtheilte als er selbst. So theilte sie vollständig seine Entrüstung über den Schwiegersohn Joh. Wilhelm, der sich zu Augsburg wider ihren Schatz gestellt, und lobte die Abfertigung, die ihm dafür zu Theil geworden. Von dem Vorgehen des Kaisers und der Reichsstände aber sagt sie, man habe den Kurfürsten auf seiner Feinde unwahrhaftes Angeben und der Stände unrechtmäßig Bedenken unverhört verdammt und ihm ein Urtheil wider alles Recht gesprochen, nämlich daß er sollte wiedergeben, was er nicht genommen, und sollte es dem geben, der es zuvor nicht gehabt habe.

Am schmerzlichsten aber war es ihr, daß Joh. Friedrich, statt den Bemühungen des Kurfürsten für Abwendung der drohenden Acht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auch ihn, den treuesten Freund, halbwegs zu seinen Feinden zählte. Sie schien hierüber fast das furchtbare Gewitter, das sich über dem Haupte des Verblendeten binnen Kurzem zu entladen drohte, vergessen zu haben. Oder war es ihr unmöglich, zu glauben, daß Gott nicht zuletzt noch verhüten werde, was sie in banger Ahnung schon lange vorausgesehen. Noch gegen

Ende des Jahres, als Kurfürst August schon die Executionstruppen bereit hielt, die er gegen die festen Mauern Gothas führen wollte, schien ihre Hauptsorge die zu sein, daß es zum Bruche zwischen Joh. Friedrich und ihrem Gemahl kommen möchte.

Um so erschütternder mußten die Hiobsposten auf sie wirken, die im Frühlinge des Jahres 1567 aus Thüringen kamen. „Euer Handel hat mich schier in den Tod gebracht; ich bin so erschrocken, daß ich seitdem keine gesunde Stunde gehabt, so daß man etliche Male des Endes gewartet hat", schreibt sie ihrer schwergeprüften Tochter Elisabeth am 26. April. Sie ladet dieselbe herzlich ein, mit den Kindern zu ihr nach Heidelberg zu kommen. „Ich will dich nicht lassen, so lange ich einen Heller oder Pfennig habe." Ein anderes Mal schreibt sie: „iß und trink mit mir, so gut ich's habe, denn du weißt mein Herz, wie es allewege mit dir gewesen ist, so soll es ob Gott will bleiben, so lange ich lebe. Ich kann dir nicht mehr schreiben, es ist mir das Schreiben so sauer geworden." Sie bedachte nicht, daß Elisabeth wegen des pfälzischen Calvinismus Bedenken haben würde, in ihrem Unglück bei der liebenden Mutter Zuflucht zu suchen.

Nicht minder ist die Theilnahme Marias dem gefangenen Schwiegersohn zugewendet. Trotz ihrer Krankheit — die Wassersucht war zu vollem Ausbruch gekommen und „die Aerzte verzagten fast an ihr" — versäumte sie nicht, für Joh. Friedrich Fürbitte bei der Kurfürstin Anna von Sachsen, des harten August gleichgesinnter Gattin, einzulegen. Sie richtete auch an andere Fürstinnen rührende Bitten um Fürsprache für den Unglücklichen. Zwar wiederholt sich oft die Klage, daß sie matt und ohnmächtig die Feder nicht führen könne, noch öfter aber den Wunsch, von Elisabeth, ihren Kindern und dem gefangenen Gemahl zu hören. Mit vielem Dank empfängt sie das Gebet, das Joh. Friedrich zu Dresden im Gefängnisse

gemacht. Sie will Gott treulich helfen bitten, „obwohl sie es zuvor auch schon gethan."

Noch einmal schien ihre Krankheit sich zum Bessern zu wenden; sie athmete wieder freier. Ja sie konnte im Juli, wie Friedrich frohlockend und mit Dank gegen Gott dem Herzoge Joh. Wilhelm meldete, zum Früh- und Nachtmahl ohne Krücken mit ihren Kindern „in den neuen Bau" (Ottheinrichsbau) zum Essen gehen. So wagte sie es denn auch einige Wochen später noch einmal mit dem Gemahl auf dem Birschkarren hinauszufahren, um sich in alter Weise am Wald und Waidwerk zu erquicken. „Gott wolle mich gesund lassen bleiben, bis ich wieder heimkomme."

Nach einigen Tagen hatte sie Heidelberg glücklich wieder erreicht; sie sollte es nicht mehr verlassen. Fieber und andere Krankheitserscheinungen erschöpften den Rest der so zähen Kraft. Nur der Kurfürst und sie selbst gaben die Hoffnung nach immer nicht auf. So meldete Maria noch am 24. Oktober der Tochter Dorothea in einem freilich von anderer Hand geschriebenen Briefe, daß sie sich erleichtert fühle und für die Zukunft von der Wassersucht frei zu sein hoffe. Es war das letzte Auffladern ihres Lebensmuthes: am 31. Oktober starb sie, aufgezehrt, wie ein Chronist sagt, von immerwährenden und schweren Krankheiten „mit herzlichem Verlangen und Sehnen des ewigen Lebens."

Der trauernde Gatte durfte klagen, daß er mit Unzeiten des besten Freundes, mit dem er in dem mühseligen Leben mehr denn dreißig Jahre in aller herzlichen Liebe und Freundschaft zugebracht, beraubt worden. „Ich muß bekennen, schrieb Friedrich drei Tage später an seine älteste Tochter, daß ich nicht gewußt, daß ich meine Gemahlin selig dermaßen geliebt habe, wie mirs mein Herz nach dem Fall zu erkennen gegeben hat."

Mit dem Kurfürsten und den Seinen trauerte das ganze

Volk, trauerten vor allem die Armen; sie hatten die beste, menschenfreundlichste, in Wohlthaten und Werken der Barmherzigkeit unermüdliche Landesmutter verloren.[8])

Und hatte nicht auch die reformirte Kirche Ursache, das Andenken an die treffliche Frau in Ehren zu halten, die ihrem Gemahl während seiner reformatorischen Thätigkeit und der bitteren Kämpfe, die an den Aufbau der Pfälzer Kirche sich anknüpften, als der „beste Freund" zur Seite stand?

Dreizehntes Kapitel.

Die auswärtigen Beziehungen Friedrichs, insbesondere sein Verhältniß zu Frankreich und den Niederlanden bis zu der Bartholomäusnacht des Jahres 1572.

Seit dem Jahre 1567 treten in der Regierung Friedrichs die auswärtigen Angelegenheiten in den Vordergrund, indem namentlich die religiösen Kämpfe in Frankreich und und die Erhebung der Niederlande gegen die spanische Gewaltherrschaft die lebhafte Theilnahme des Kurfürsten erregten, Hier wie dort vertrat er mit entschlossenem Sinne das Interesse des Protestantismus gegenüber einer gewaltsamen von Rom aus geleiteten katholischen Reaction.

Zu den Reformirten Frankreichs soll Friedrich nach einer oft wiederholten Erzählung schon früh in nahen Beziehungen gestanden sein. Als Pensionär der französischen Krone, so berichtet man, hätte er schon vor der Uebernahme der Kurwürde die kirchlichen Zustände in dem Nachbarlande aus eigener Anschauung kennen gelernt und eine so große Zuneigung zu dem reformirten Bekenntnisse verrathen, daß hervorragende Vertreter des französischen Calvinismus mit besonderer Freude und Hoffnung den Regierungswechsel in Heidelberg begrüßten.[1] Wir wissen heute, daß der Pfalzgraf weder ein Jahrgeld von Frankreich bezogen, noch auch mit den Führern der Hugenotten vor seinem Regierungsantritte Beziehungen

gepflogen und ihnen Veranlassung zu der Hoffnung auf einen Umschwung in den kirchlichen Verhältnissen der Pfalz gegeben hat.[2]) Wahr dagegen ist, daß Friedrich am 17. August 1559, einige Monate nach der Uebernahme der kurfürstlichen Regierung, mit den Herzogen Wolfgang und Christoph an den jungen König Franz II. von Frankreich und dessen Mutter Katharina von Medici Zuschriften richtete, um Fürbitte für die hart bedrängten evangelischen Unterthanen derselben einzulegen und die Machthaber zu ermahnen, daß sie dem Worte Gottes freien Lauf lassen und nicht hindern möchten, daß die wahre christliche Religion der Augsb. Confession gemäß in Frankreich gelehrt und geduldet werde. Aber die Beziehung auf die A. C. beweist allein schon, daß die Bittsteller nicht für den Calvinismus, sondern für das evangelische Bekenntniß im Allgemeinen eintreten wollten.[3])

Im November desselben Jahres kam Theodor von Beza nach Heidelberg, um den Kurfürsten zu ersuchen, daß er für den in Paris mit dem Tode bedrohten Parlamentsrath Anna du Bourg Fürsprache bei dem Könige einlegen möge. Friedrich ging bereitwillig darauf ein und bat in einem von Beza selbst entworfenen Schreiben Franz II. dringend, ihm den als Rechtsgelehrten berühmten Mann für die Heidelberger Universität zu überlassen. Das Bittschreiben ließ der Kurfürst durch eine besondere Gesandtschaft in Paris überreichen, ohne jedoch mehr als höfliche Versprechungen zu erhalten. Du Bourg starb den Märtyrertod.[4])

Es mag sein, daß die beredte Schilderung, welche Beza von den kirchlichen Zuständen Frankreichs gab, nicht wenig die Theilnahme verstärkte, die Friedrich für die schwer bedrängten Protestanten des Nachbarlandes empfand, aber noch vergingen Jahre, ehe diese Theilnahme sich in außerordentlicher Weise bethätigte. Der Kurfürst blieb ein aufmerksamer Beobachter der gewaltigen Gährung, die schon im J. 1560 in einen

Bürgerkrieg auszuarten drohte; er billigte aber Gewaltmaßregeln zur Durchführung der Reformation nicht und konnte, wie er sagte, keinen Aufruhr loben, er sei geschmückt, wie er wolle; ja, er lehnte es sogar ab, für den gefangenen Prinzen von Condé auf Bitten der Gemahlin desselben Fürsprache am Hofe einzulegen und ermahnte den Admiral Caspar von Coligny dringend, nicht mit dem Schwerte für die Ausbreitung des Evangeliums kämpfen zu wollen. Dagegen schöpfte er nach dem plötzlichen Tode Franz II., als Katharina die Regentschaft antrat und Anton von Navarra die nächste Stelle am Throne einnahm, die frohe Hoffnung, daß nun die Reformation in Frankreich, dem Papste und Spanien zum Trotz, ohne blutige Gewaltthaten zum Durchbruch kommen werde. Schon oben (S. 125) wurde darauf hingewiesen, daß die evangelischen Fürsten Deutschlands es nicht verstanden, die dem Protestantismus günstige Stimmung der französischen Regierung zu befestigen. Zwar richteten sie zu Naumburg (1561) unter Friedrichs Führung gemeinschaftliche Zuschriften an Karl IX. und Anton von Navarra, um jenen zur Milde gegen die Hugenotten und diesen zu standhafter Vertheidigung des evangelischen Glaubens zu ermahnen; als es aber galt, auf Bitten der Reformirten vermittelst einer stattlichen Gesandtschaft nachdrücklicher auf den Pariser Hof einzuwirken, machten sich in bedauerlicher Weise confessionelle Engherzigkeit und Gleichgültigkeit geltend. Während Kurfürst August und andere jede Betheiligung an gemeinschaftlichen Schritten verweigerten, glaubten Wolfgang und Christoph die Gelegenheit ergreifen zu sollen, um die Augsb. Conf. in Frankreich auf den Schild zu erheben und vor dem verderblichen Calvinismus zu warnen. Nur der Landgraf Philipp war wie Friedrich der Meinung, daß die Reformation eines so großen Königreiches nicht auf Grund der einen oder anderen Confession, sondern allein auf dem rechten und wahren Hauptgrunde der evangelischen und prophetischen Schriften

geschehen müsse, während eine Confession, auf die man sich stütze, leicht zur Bedrängniß der armen Christen mißbraucht werden möchte. Beide hatten aber um so weniger Bedenken, die französischen Reformirten bei ihrem Glauben zu lassen, als sie das Bekenntniß, welches 862 christliche Versammlungen in Frankreich für das ihrige erklärt hatten, in Gottes Wort gegründet und der A. C. nicht ungemäß fanden.

Die offenen und versteckten Feinde der Reformation in Frankreich versuchten nicht ganz umsonst, den confessionellen Zwiespalt der Deutschen sich zu nutze zu machen. Auf dem denkwürdigen Religionsgespräche zu Poissy, wo Beza die reformirte Glaubenslehre vor den höchsten Würdenträgern der katholischen Kirche und dem französischen Hofe mit glänzender Beredtsamkeit entwickelte, sprach der Kardinal von Lothringen mit heuchlerischem Lobe von der Augsb. Conf. und auch Katharina wie Anton von Navarra führten dieselbe gern im Munde. Ja, der Letztere sorgte dafür, daß nach Poissy neben pfälzischen Theologen württembergische geladen wurden, die zwar zu spät kamen, um noch in die öffentliche Diskussion einzugreifen, wohl aber früh genug, um dem französischen Hofe den Zwiespalt in der deutschen Kirche lebhaft vor Augen zu führen, indem die Württemberger nach Kräften für die Augsb. Conf. eintraten, während die Pfälzer, Diller und Boquin, mit den französischen Reformirten übereinstimmten. [5])

Die Berichte, welche Friedrich über das Religionsgespräch zu Poissy und die kirchlichen Zustände Frankreichs erhielt, erfüllten ihn mit frohen Hoffnungen. Zwar kam es zu der dort betriebenen Einigung der reformirten und der bischöflichen Partei nicht und eben so wenig gewährte die Regierung freie Religionsübung. Aber schon die stillschweigende Duldung, deren sich die Reformirten erfreuten, und die beschränkten Freiheiten, die ihnen das Januaredict von 1562 verlieh, reichten hin, die Zahl der evangelischen Gemeinden um viele hundert zu vermehren.

Schon hielt Friedrich den Sieg der Reformation in Frankreich für gesichert. „Das Evangelium und die Predigt von dem Worte Gottes geht täglich in Frankreich je mehr und mehr auf wie eine Rose im Mai," schrieb er am 30. Dec. 1562. Sogar von der Königin Mutter wollte er wissen, daß sie in ihrem Gemache predigen lasse mit Gesang der Psalmen und anderer geistlicher Lieder; auch den Katechismus tractire man im Frauengemach und die Königin schäme sich nicht, dabei zu sein und nach der Predigt mitzusingen. Freilich wußte Friedrich wohl, daß Spanien und der Papst nicht feiern würden, die Königin von ihrem guten Vorsatze abzubringen, aber er hoffte, Gott werde Katharina stärken.

Dies frohe Vertrauen, daß er in die Zukunft der französischen Kirche setzte, verleitete indeß den Kurfürsten nicht, gleich dem Herzoge Christoph den heuchlerischen Versicherungen der Guisen Glauben zu schenken. Als diese, schon entschlossen, die Religionsfrage in Frankreich durch die Waffen zur Entscheidung zu bringen, den Herzog von Württemberg nach Elsaßzabern zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft mit der geheimen Absicht einluden, ihn der Sache der Hugenotten noch mehr zu entfremden, warnte Friedrich den guten Herrn, sich mit den falschen Fürsten nicht einzulassen. Die blutigen Unthaten, die Franz von Guise unmittelbar nach jener Zusammenkunft an wehrlosen Hugenotten beging, bestätigten nur zu sehr den Argwohn des Kurfürsten.

Man weiß, wie die Guisen in Verbindung mit anderen Häuptern der römischen Partei und selbst unterstützt von dem elenden Anton von Navarra alsbald nach dem Blutbade von Vassy alle Anstalten zur Bekämpfung der Reformirten trafen. Die fanatisch katholische Bürgerschaft von Paris wurde bewaffnet und Katharina gezwungen, mit dem unmündigen Könige als Werkzeug zur Durchführung der päpstlichen Pläne zu dienen. Als nun auch die Hugenotten unter des Prinzen

von Condé Führung zu den Waffen griffen, entbrannte ein gräuelvoller Bürgerkrieg, in welchem fanatischer Haß und religiöse Begeisterung zu wildem Heldenthum anspornten.

Sobald Friedrich von dem drohenden Ausbruche des Religionskrieges Kunde erhielt, richtete er an den König wie an Katharina die dringende Mahnung, daß das Januaredict aufrecht erhalten werden möge, und bat zugleich den Prinzen von Condé, in demselben Sinne ausharrend thätig zu sein. Ebenso ersuchte er die evangelischen Eidgenossen, sich am französischen Hofe für die Freiheit des Evangeliums zu verwenden. Mehr Erfolg mochte sich der Kurfürst versprechen, wenn er nach dem Ausbruche des Kampfes befreundete deutsche Söldlingsführer abzuhalten suchte, daß sie ihre Waffen der päpstlichen Sache liehen. Wie dringend er den Rheingrafen bat und warnte, wurde schon erwähnt (S. 127). Am meisten aber lag es ihm am Herzen, daß nicht sein eigener Schwiegersohn Joh. Wilhelm, welcher ein Jahrgeld von dem französischen Hofe bezog, sich an dem Kriege auf der Seite „des gottlosen Haufens" betheiligen möchte. Sollten seine treuherzigen Ermahnungen keine Folge haben, so werde ihn der Herzog „aus der Wiege werfen" und ihn nöthigen, ihn als Sohn und Tochtermann zu verleugnen, so schwer ihm dies auch fallen würde. Für diesmal war die Sorge Friedrichs noch unbegründet; erst fünf Jahre später sollte er Joh. Wilhelm gegen die Hugenotten zu Felde ziehen sehen.

Dagegen wurde in den katholischen Ländern am Rhein mit Erfolg für die päpstliche Partei geworben und vergebens bemühte sich der Pfalzgraf, als Obrister der vier rheinischen Kurkreise den Abzug der Söldlinge nach Frankreich zu hindern. Die geistlichen Kurfürsten ließen, wie Friedrich sich ausdrückte, „den Hund hinken". So durfte der Oberst von Roggendorff zu Coblenz 1200 Reiter sammeln, die zur Verstärkung des katholischen Heeres dienen sollten, und als Friedrich auf einem

Kreistage zu Bingen die rheinischen Erzbischöfe zu bestimmen suchte, den geworbenen Truppen den Durchzug zu verweigern, wurde seinen Räthen u. a. entgegen gehalten, daß es sich in Frankreich nicht um eine Religionssache, sondern um eine Rebellionssache handele und daß die Calvinisten nicht in dem Religionsfrieden begriffen seien, weil sie der A. C. nicht anhingen.[6]) Noch beängstigender mußte die Nachricht wirken, daß die Guisen vom Papste reichliche Geldunterstützung empfingen, daß Philipp von Spanien Tausende von Kriegern sandte und auch der Herzog von Savoyen zu ihren Gunsten eifrig rüstete.

Friedrich nahm aus dem allen ab, daß das, was in Frankreich jetzt angefangen werde, ein gemein Werk sei, welches bei den Deutschen, wenn Gott es gestatte, gern „ausgemacht" werden sollte, war aber gleichwohl nicht geneigt, den schwer bedrängten Hugenotten thätige Hülfe zu leisten. Vergebens baten wiederholt Gesandte Condés und der Seinigen, die französischen Glaubensbrüder mit Geld und Truppen zu unterstützen. Der Kurfürst wollte von einer directen Unterstützung fast eben so wenig wissen, wie Christoph von Württemberg, nicht weil er etwa gleich diesem die Rechtmäßigkeit der Condé'schen Waffenerhebung bezweifelt oder gar an dem Bekenntniß der Hugenotten Anstoß genommen hätte, sondern weil er von einem offenen Auftreten für dieselben auch in Deutschland den Ausbruch des Krieges zwischen Katholiken und Protestanten fürchtete. Nur zu einer Friedensvermittelung war er in Verbindung mit den benachbarten Fürsten sofort bereit, und als dieselbe von der französischen Regierung zurückgewiesen wurde, ließ er sich auch trotz der eigenen finanziellen Bedrängniß zu einer Geldunterstützung herbei, indem er mit Zweibrücken, Württemberg und Baden den Hugenotten 100,000 fl. vorstreckte; aber offen Truppen in der Pfalz zu werben, gestattete der Kurfürst dem Bruder des Admirals, dem Herrn von Andelot, nicht, und nur heimlich ließ er Kriegsleute aus

seinem Lande zu dem Söldnerheere stoßen, das der muthige Landgraf Philipp in Hessen zu sammeln gestattete und das in dem hessischen Hofmarschall von Rollshausen auch einen tüchtigen Anführer erhielt.

Die Scheu vor weit aussehenden Verwicklungen hielt den Pfalzgrafen auch ab, auf den Plan der Königin von England einzugehen, welche, während sie den Hugenotten, freilich nicht uneigennützig, Vorschub leistete, alle evangelischen Mächte und vornehmlich die deutschen Fürsten zu einem großen antikatholischen Bündnisse zu vereinigen suchte. Die britischen Gesandten wandten sich zunächst nach Heidelberg, wo sie ein größeres Entgegenkommen als an anderen protestantischen Höfen erwarteten. Aber Friedrich äußerte sogleich das Bedenken, daß die Schöpfung eines solchen Bündnisses eine schwierige und weitläufige Sache sei, und daß sich eine durchaus freie Vereinigung mehr empfehlen würde. Da andere Fürsten noch weniger geneigt waren, auf ein förmliches Bündniß einzugehen und namentlich Kursachsen darin die Gefahr erblickte, daß die Katholischen in Deutschland ein Gegenbündniß schließen möchten, so waren alle Bemühungen Elisabeths, eine allgemeine evangelische Union zu Stande zu bringen, vergebens. [7])

Bei so ängstlicher Vorsicht konnten Friedrich und seine Mitfürsten am wenigsten das Beginnen des Herzogs Wolfgang billigen, welcher seit dem Anfange des Jahres 1863, wohl weniger aus patriotischem Eifer als aus unbesonnenem Thatendrang und aus Eroberungslust oder Gewinnsucht, auf eigene Faust Tausende von Reitern und Knechten warb, um die Verlegenheiten Frankreichs zur Wiedergewinnung von Metz, Toul und Verdun zu benützen. Nur den Erfolg hatten die von allen Seiten widerrathenen und erschwerten Rüstungen, daß Katharina nach der Schlacht von Dreux um so eifriger an der Herstellung des Friedens arbeitete, und daß den Hugenotten in dem Edict von Amboise freie Religionsübung

wenigstens in einer beschränkten Anzahl von Orten zugestanden wurde.

Es dauerte aber nicht lange, so meldeten Gesandte der Hugenotten in Heidelberg von neuen Gewaltthaten und bösen Praktiken, welche sich die Katholischen auch nach dem Frieden noch erlaubten; der junge König dagegen wurde als gut gesinnt gepriesen und den deutschen Fürsten anempfohlen, eine Gesandtschaft an ihn zu senden, um ihn in der günstigen Stimmung gegen seine evangelischen Unterthanen wie gegen Deutschland zu befestigen. Die Fürsten aber konnten sich für diesmal eben so wenig als in früheren Fällen aus confessionellen Bedenklichkeiten über die Instructionen für eine nach Paris bestimmte Gesandtschaft verständigen, da Christoph und noch mehr Wolfgang die Gelegenheit benützen wollten, ihren Abscheu vor dem reformirten Bekenntniß auch da auszudrücken, wo es nur verderblich wirken konnte. Friedrich dagegen fühlte sich in demselben Maße, wie er den streng lutherischen Fürsten Deutschlands entfremdet wurde, immer mehr zu den französischen in Leiden und Kämpfen erprobten Glaubensgenossen hingezogen.

Nun vernahm der Kurfürst, daß das Friedensedict von Amboise im Laufe des folgendes Jahres durch immer neue Erklärungen und Einschränkungen ganz illusorisch gemacht wurde, daß die Papisten mordeten und sonst ihren Muthwillen trieben, ohne daß sich Jemand der armen Bedrängten annähme. Ihn dünkte, man wolle sie nach und nach matt setzen und zuletzt ein königliches Edict ausgehen lassen, wonach nur eine Religion in Frankreich geduldet werden sollte. Und doch sei weitaus der größere Theil der Ritterschaft der Religion zugethan und alle Kirchen und deren Diener seien in der Religion so einig, daß sie auch nicht einen Artikel hätten, worin sie sich nicht verglichen; dabei bestünde eine christliche Zucht und Disciplin, wodurch allerhand Laster verhütet oder, wenn einmal

begangen, der Kirche zu gebührender Strafe vorbehalten würden, wie es dem Prinzen von Condé geschehen, welcher nach dem großen Aergerniß, das er der Kirche gegeben, Verzeihung gesucht habe.[8])

In solcher Gesinnung nahm Friedrich einen Abgesandten des Prinzen, welcher gegen Ende des Jahres 1564 nach Heidelberg kam, mit offenen Armen auf. Er sollte die verzögerte Rückzahlung des von den deutschen Fürsten vorgestreckten Kriegsgeldes entschuldigen und im Hinblick auf die steigenden Bedrückungen, unter denen die Hugenotten litten, um Abordnung einer ansehnlichen Gesandtschaft bitten, die den König zur Aufrechterhaltung des Friedens und zu religiöser Duldsamkeit ermahnen würde. Der Kurfürst war sofort bereit, auf diesen Wunsch einzugehen. Man sollte, wie er dem Herzoge Christoph schrieb, die guten Leute in dieser gefährlichen Lage mit Rath und Trost nicht verlassen, sondern sich ihrer als „Mitglieder Christi“ mit Ernst annehmen; würde aber der „päpstliche Haufe“ des Orts die Oberhand bekommen, so sei zu besorgen, daß man auch in Deutschland etwas unternehmen werde, was den Evangelischen Gefahr bringen könnte.

Nun hätten zwar die Fürsten gern durch eine Gesandtschaft bei Condé um baldige Zahlung angehalten, aber bei dem Könige über die Hugenotten sich so auszusprechen, als wenn sie die reine christliche Lehre besäßen, widerstrebte der Engherzigkeit eines Wolfgang und Christoph. Eben so wenig waren natürlich die letzteren geneigt, auf die von den französischen Reformirten wiederholt vorgetragene Bitte um ein Colloquium mit den deutschen Protestanten einzugehen, und nur der lebhafte Wunsch, endlich wieder zu dem Gelde zu gelangen, dessen Rückzahlung unter nicht gerade würdigen Vorwänden verweigert wurde, führte endlich zu einer Verständigung über eine gemeinschaftliche Gesandtschaft nach Paris, welche theils den Prinzen zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit anhalten,

theils Karls IX. ersuchen sollte, den Hugenotten ein gütiger und gerechter König sein zu wollen. Wer wird sich aber wundern, daß die beiden deutschen Bevollmächtigten, der kurpfälzische Rath Dr. J. Junius und der Hesse David Lauck, wenig oder nichts ausrichteten? Die Schuld blieb unbezahlt, und der König wie die Königin Mutter ließen unter freundschaftlichen Versicherungen für die deutschen Fürsten auch scharfe Worte fallen; ja, den beiden Gesandten widerfuhr der Schimpf, daß sie plötzlich in ihrer Herberge verhaftet und erst nach einem energischen Proteste freigelassen wurden. Der König entschuldigte sich mit einem Irrthume oder Mißverständnisse. In Heidelberg aber war man der Meinung, der spanische Gesandte und der Kardinal von Lothringen seien daran schuld, und man wollte auf Genugthuung dringen, während Wolfgang und Christoph gar die Hugenottenführer für die Beleidigung verantwortlich zu machen gedachten. [9]) Man ließ indeß die Sache auf sich beruhen, weil bald wichtigere Ereignisse die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Seit dem Jahre 1566 erregten neben den französischen die niederländischen Angelegenheiten Friedrichs lebhafte Theilnahme. Der spanische Despotismus und eine blutige kirchliche Reaction hatten in den Niederlanden eine Bewegung erzeugt, die das Volk zu einem Aufruhre fortreißen mußte, wenn nicht der Sturm durch Nachgiebigkeit zeitig beschwichtigt wurde. Die Regentin Margaretha lenkte ein, die hinterhaltige Politik König Philipps aber hielt mit der Entscheidung zurück; so kamen die Tage der Bilderstürmerei, und erst als die Ruhe zurückgekehrt war und unter dem Systeme anscheinender religiöser Duldung hunderte von evangelischen Kirchen auftauchten, brach Alba mit seinem Heere vom Mittelmeere auf, um die Ketzerei der Niederländer nebst ihren politischen Freiheiten in Strömen Blutes zu ersticken.

Schon in den ersten Tagen des Jahres 1566, als man

in den Niederlanden eben angefangen, die Beschlüsse des Tridentiner Concils zu verkündigen und die Inquisition mit Feuer, Wasser und Schwert einschreiten zu lassen, richteten die Prediger zahlreicher reformirter Gemeinden die flehende Bitte an Friedrich, im Vereine mit anderen deutschen Fürsten bei der Statthalterin und den Herren des Regiments Fürsprache einzulegen, daß sie nicht ungehört gerichtet würden. Den Vorwurf der Ketzerei wiesen sie mit Berufung auf die h. Schrift und auf die Uebereinstimmung mit der Lehre vieler deutscher Kirchen zurück. Der Abgesandte, welcher das Schreiben überbrachte, hatte zugleich den Auftrag, den Reichstag zu Augsburg zu besuchen.

Wir wissen, wie nachdrücklich Friedrich auf dem Reichstage für die auswärtigen Reformirten als Glaubensgenossen der deutschen Protestanten eintrat und insofern auch nicht erfolglos, als die Rücksicht auf jene einer der entscheidenden Gründe war, weshalb man ihn selbst nicht von der Augsb. Confession ausschloß. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der Kurfürst wenigstens den ihm verschwägerten Grafen Egmont, welcher an der Spitze von Flandern und Artois damals großen antiprotestantischen Eifer entfaltete, zu Milde und Duldsamkeit mahnte. In Augsburg aber die anderen evangelischen Fürsten für gemeinsame Schritte bei der Statthalterin Margaretha zu gewinnen, konnte ihm in seiner vereinsamten und schwierigen Stellung unmöglich gelingen. Statt dessen muthete ihm, wie wir wissen, Margaretha im October 1566 zu, daß er, da der König von Spanien seine ungehorsamen Unterthanen zu strafen beabsichtige, ihn mit Proviant und Kriegsvolk in der Bekämpfung der Aufrührer unterstützen möge, wobei sie geltend machte, daß dieselben mit solchen Lehren behaftet seien, die längst in Deutschland verworfen worden.[10])

Wie entschieden Friedrich diese Zumuthung zurückwies, läßt sich denken. Mit großer Wärme, nicht ohne Ausfälle

auf den Papst, den Bilderdienst und die tyrannische Inquisition, vertrat er bei der Regentin die Sache der Angeklagten. Auch in weiteren Kreisen wußte man, daß seine Beziehungen zu den bedrängten Niederländern immer inniger wurden. Während seines Amberger Aufenthalts unterhielt er, wie man sagte, mit ihnen einen regelmäßigen Verkehr durch eine zu dem Zwecke errichtete Eilbotenanstalt.[11]).

Die Verfolgten lohnten diese Theilnahme mit Ausdrücken des Dankes und Vertrauens. Abgesandte der Evangelischen zu Antwerpen kamen gegen Ende des Jahres 1566, um im Namen aller niederländischen reformirten Kirchen unter dem Ausdrucke der wärmsten Anerkennung für die mit Rath und That den ausländischen Christen gewährte Unterstützung dem Pfalzgrafen die traurigen Zustände in den Niederlanden eingehend auseinander zu setzen, den Vorwurf der Rebellion wie der Ketzerei zurückzuweisen und endlich flehendlich zu bitten, daß er sich auch bei dem Könige von Spanien für sie verwenden möge, damit das jammervolle Blutvergießen vermieden werde, was von dem Alba'schen Kriegsvolke auf der einen und von der blutdurstigen Inquisition auf der anderen Seite drohe.

Friedrich verfehlte nicht, die protestantischen Fürsten der Nachbarschaft nebst Kursachsen wiederholt zu Berathungen im Interesse der Hilfesuchenden einzuladen, sah sich aber mit seinen Vorschlägen abgewiesen, weil Jene, Herzog Christoph voran, nach dem Augsburger Reichstage es noch mehr als früher bedenklich fanden, mit den Calvinisten gemeinsame Sache zu machen und so thatkräftig, wie der Pfalzgraf es wollte, gegen Spanien aufzutreten. Sie sandten dagegen mit Ausschluß Friedrichs ihre Räthe nach Fulda, wo eine Botschaft an Margaretha und eine an König Philipp zu richtende Fürbitte beschlossen wurde. Trotz der von den hessischen Räthen erhobenen Einwendung wollten die Württemberger und Sachsen

ihrer gemessenen Instruction gemäß nichts davon wissen, daß Friedrich zur Betheiligung an der Gesandtschaft eingeladen werde, damit man ja nicht den Schein erwecke, als wollte man den Calvinismus in Schutz nehmen. Man fand es vielmehr zweckmäßig, weitaus die Mehrzahl der niederländischen Protestanten als Anhänger der Augsb. Confession hinzustellen.

Der Kurfürst war weitherzig genug, über die Kränkung, die in dem Vorgehen der ängstlich lutherischen Fürsten wider ihn lag, hinweg zu sehen und die Schritte, von denen man ihn ausschloß, mit seinen besten Wünschen zu begleiten. Er wollte auch den neuen Reichstag zu Regensburg (1567) nicht vorübergehen lassen, ohne für die niederländischen Glaubensgenossen etwas zu thun. Die pfälzischen Räthe bemühten sich auf's eifrigste, den Reichstag für die Verfolgten in Bewegung zu setzen, wobei sie freilich von neuem erfuhren, daß Andere nur von einer Fürbitte wissen wollten, welche die Augsburger Confession betonte, und sogar Bedenken hatten, die Vermittlung des Kaisers anzurufen. Nur der Herzog Christoph fand jetzt den Muth, ein warmes Wort für die als Sectirer Verfolgten einzulegen. Friedrich dankte ihm dafür in herzlicher Weise, und als die früher erwähnte Gesandtschaft aus Brüssel mit einer schnöden und schimpflichen Antwort zurückkehrte, empfand er die Beleidigung, die den anderen Fürsten widerfahren, so lebhaft, als hätte die Sache ihn selbst betroffen.

Drohender als je gestaltete sich in Friedrichs Augen die Lage der protestantischen Welt; denn er sah die katholischen Mächte, nicht Spanien allein, zu einem Vernichtungskriege gegen die Bekenner des Evangeliums sich rüsten.

Es war nicht das erste Mal, daß die Protestanten durch die Kunde von einem großen katholischen Bunde geängstigt wurden. Wie die Katholiken schon wenige Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden ihre Gegner in Deutschland, Frankreich und England zur Ausrottung der alten Kirche gerüstet

zu sehen meinten, so beobachteten die evangelischen Fürsten noch sorgenvoller jede Bewegung in dem feindlichen Lager und fürchteten mehr als einmal, daß der Papst und Spanien, bald mit bald ohne den deutschen Kaiser, sich zu dem entscheidenden Schlage vorbereiteten. Schon im J. 1562 tauchten die Nachrichten von gewaltigen Rüstungen in Spanien und Italien so bestimmt auf, daß der Pfalzgraf, Herzog Christoph und Landgraf Philipp es nicht für überflüssig hielten, an gemeinsame Vertheidigungsmaßregeln zu denken. [12])

Wenn dies die Meinung war, die man von den Absichten Spaniens und des Papstes schon vor dem Abschlusse des Tridentiner Concils und bei Beginn des ersten Religionskrieges in Frankreich hegte, so konnte, was in nächster Zeit geschah, die Sorge vor den katholischen Mächten nicht verringern. Man hörte von dem Beistande, den König Philipp der päpstlichen Partei in Frankreich leistete, von den Ränken und Machinationen, wodurch der Kardinal von Lothringen die an den Frieden von Amboise geknüpften Hoffnungen nach und nach zu nichte machte; man vernahm endlich von der Zusammenkunft des spanischen mit dem französischen Hofe zu Bayonne und schöpfte den nicht ungegründeten Verdacht, daß es sich dort um energische Maßregeln gegen die Ketzer gehandelt habe. Zwar bemühte sich bald darauf der König Philipp wie der Pariser Hof, diesen Argwohn zu bekämpfen; aber es hing offenbar von dem weiteren Verhalten der spanischen und der französischen Regierung ab, ob jener Verdacht festen Bestand gewinnen sollte oder nicht. [13])

In Frankreich herrschte noch zwei Jahre lang Frieden. Wohl war das Religionsedict, das den Protestanten bestimmte, wenn auch sehr bescheidene Rechte zugestand, durch nachfolgende Declarationen und Restrictionen in wesentlichen Punkten illusorisch gemacht worden; Gewaltthaten, von den katholischen Behörden ungeahndet, mehrten sich, und selbst die angesehensten

Häupter der Hugenotten sahen Freiheit und Leben gefährdet; aber noch dachte man nicht an den Wiederbeginn des Bürgerkrieges, und am wenigsten ließ der französische Hof in Deutschland die Meinung aufkommen, daß der Kampf in Frankreich alsbald entbrennen würde. Denn König und Königin gefielen sich darin, die protestantischen Fürsten durch gewandte Agenten wiederholt der freundschaftlichsten Gesinnungen versichern zu lassen; ja es gingen den letzteren aus Paris sogar vertrauliche Warnungen vor gefährlichen Absichten Spaniens und des Papstes zu, und Männer, welche im Dienste der französischen Krone standen, forderten die deutschen Fürsten auf, zu ihrem Schutze eine nähere Verbindung mit Frankreich einzugehen. In Heidelberg, Stuttgart und Kassel wurde im Sommer des Jahres 1567 die Frage eines französischen Bündnisses in der That erwogen und im Interesse dieser Angelegenheit bald eine Gesandtschaft nach Paris, bald eine Zuschrift an den König mit deutscher Umständlichkeit in Berathung gezogen.[14])

Dagegen fanden um diese Zeit die Gerüchte von allumfassenden päpstlichen Restaurationsentwürfen in Deutschland fruchtbaren Boden. Seit Jahr und Tag sah man den katholischen Klerus, einzelne Bischöfe voran, mit einem früher nicht wahrgenommenen Selbstgefühle auftreten; man hörte von dem Vorgehen Spaniens in den Niederlanden, von der blutigen Ausführung der Tridentiner Beschlüsse und endlich von dem Herannahen Albas mit seinen spanisch-italienischen Kriegsschaaren. Sollte man jetzt noch an dem großen päpstlichen Bündnisse zur Vernichtung der Protestanten zweifeln? War es unmöglich, daß selbst K. Maximilian, durch weltliche Vortheile gewonnen, ihm beigetreten? Sogar die einzelnen Artikel des Verderben bringenden Bundes wurden in zahlreichen Abschriften in Deutschland verbreitet, und wenn auch die verständigeren deutschen Fürsten die den Gegnern zugeschriebenen Pläne nicht in ihrem ganzen Umfange für begründet hielten



und insbesondere die Mitschuld des Kaisers, auch ehe er sich ausdrücklich dagegen verwahrt hatte, in Zweifel zogen, so waren doch von den üblen Absichten des Papstes, Spaniens und anderer Vorkämpfer des Katholicismus alle diejenigen überzeugt, die durch ihre Lage in der westlichen Hälfte Deutschlands den Waffen der Verbündeten zunächst erreichbar waren.[15])

Unter solchen Umständen hätte die Verbindung mit Frankreich willkommenen Schutz gewähren können, wenn sich die dortige Regierung dem spanisch-päpstlichen Einflusse entzogen, den Reformirten des eigenen Landes Duldung gewährt und damit den Frieden aufrecht erhalten hätte. Aber kaum hatte Alba seinen Zug an der Grenze Frankreichs vorüber beendet und sein blutiges Werk in den Niederlanden begonnen, als die Führer der Hugenotten sich gedrungen sahen, zu ihrer Selbstvertheidigung die Waffen zu ergreifen. So begann plötzlich der Bürgerkrieg von neuem, und Condé'sche Gesandte eilten an den Rhein, um die Unterstützung der deutschen Glaubensgenossen zu gewinnen. Schon war des Kurfürsten zweiter Sohn, Joh. Casimir, bereit, Hülfstruppen auf den Kampfplatz zu führen.

Joh. Casimir zählte erst 24 Jahre, als er, vielleicht weniger aus uneigennütziger Begeisterung für die Hugenotten, als unter den Antrieben einer unruhigen thatenlustigen Natur, vielleicht auch beeinflußt von denjenigen Staatsmännern seines Vaters, welche in dem Gedanken des Kampfes gegen Rom und dessen Verbündete lebten, an ein so gefahrvolles Unternehmen sich wagte. Noch mehr freilich wagte der Vater, indem er die Feindschaft der ganzen katholischen Welt herausforderte. Friedrich aber achtete dessen nicht. Wenn der Papst und der König von Spanien die Feinde der Hugenotten unterstützten, wenn selbst in Deutschland für sie geworben wurde, so konnte sich der Pfalzgraf berechtigt, ja verpflichtet fühlen, den Bedrängten Hülfe zukommen zu lassen, um den

Sieg der katholischen Reaction an einer vielleicht entscheidenden Stelle zu hindern. Darum machten auch die Vorstellungen ängstlicher Nachbarn und Freunde, die für die Pfalz und sich selbst schlimme Verwicklungen befürchteten, wenig Eindruck auf ihn, und fast eben so wenig die Warnungen des Kaisers, der auf die Kunde von Joh. Casimir's Rüstungen eine besondere Gesandtschaft nach Heidelberg abordnete. Friedrich berief sich darauf, daß die Reichsgesetze durch Joh. Casimir's Unternehmen nicht verletzt würden, und daß andere Fürsten noch in neuester Zeit eben dasselbe gethan, ohne daran gehindert worden zu sein. [16])

Was den Kurfürsten dagegen hätte irre machen können, war der von vielen Seiten geäußerte Zweifel, ob nicht die Erhebung der Hugenotten eine strafwürdige Empörung sei. Drei Gesandte des Königs und der Königin-Mutter, die kurz nacheinander in Deutschland erschienen, bezeichneten die Klagen der Aufständischen als kecke Erfindungen und betonten dagegen die Friedensliebe der königlichen Regierung. Mit dem dritten aber, der Condé und dessen Freunde auf's entschiedenste als frevelhafte Rebellen darstellte, traf zufällig ein Gesandter des Prinzen zusammen, welcher den Nachweis der Rechtmäßigkeit und der Nothwendigkeit der Waffenerhebung führen sollte. War der königl. Gesandte, Lansac mit Namen, den Hugenotten gegenüber schon bei den mündlichen Vorträgen in's Gedränge gekommen, so fiel es noch mehr auf, daß er einen schriftlichen Bericht, den der Kurfürst sich erbat, nicht lieferte, während der andere eine umfangreiche Denkschrift überreichte, die ihrem Zwecke in ausgezeichneter Weise entsprach. Da indeß der Bevollmächtigte des Königs die bestimmtesten Versicherungen bezüglich der Friedensliebe und Versöhnlichkeit der Krone gab und ausdrücklich erklärte, daß Karl IX. bereit sei, den Reformirten, wenn sie die Waffen niederlegten, freie Religionsübung zu gewähren, und da endlich Lansac selbst dringend



bat, der Kurfürst möge einen vertrauten Rath mit ihm an den Hof gehen lassen: so gab Friedrich dem Präsidenten des Kirchenraths, Wenzel Zuleger, einem auch in auswärtigen Angelegenheiten einflußreichen Manne, den Auftrag, in Paris zu erklären, daß, wenn den Reformirten vollständige Religionsfreiheit gewährt würde, der Prinz von Condé und die Seinen, statt Unterstützung aus der Pfalz zu empfangen, zu schuldigem Gehorsam gegen den König angehalten werden sollten. [17])

Zuleger kam in Gesellschaft Lansacs nach Paris und entledigte sich, von dem Könige und der Königin-Mutter empfangen, mit Eifer der Aufträge, die ihm geworden. Schon am folgenden Tage empfing er in feierlicher Weise seinen Bescheid aus dem Munde des Kanzlers L'Hospital. Es kam dabei zu Erörterungen, in die sich auch Karl IX. und Katharina einmischten, Zuleger aber eine bei Diplomaten seltene Offenheit und Derbheit an den Tag legte. Allerdings wurde von Seiten des Hofes mancherlei vorgebracht, was zum Beweise dienen konnte, daß bei der Waffenerhebung neben den religiösen auch politische Interessen im Spiele gewesen; aber eben so wenig wurde dem pfälzer Gesandten verhehlt, daß der König vollständige Religionsfreiheit nicht gewähren und sich das Recht vorbehalten wollte, augenblickliche Zugeständnisse zu gelegenerer Zeit zurückzunehmen. Die Könige von Frankreich haben, erklärte Katharina unter Zustimmung ihres Sohnes, das Privilegium, daß sie kein ewiges Edict, das nicht widerrufen werden könnte, erlassen! Es ist auch bezeichnend, daß die Königin-Mutter meinte, es gäbe ein anderes Mittel, das Schwert Joh. Casimirs in der Scheide zu halten; sie suchte nämlich den starren Sinn Zulegers durch glänzende Versprechungen zu erweichen, worauf sie von diesem die Antwort erhielt, er begehre keinen andern Dank als die Freilassung der Religion.

Gegen den Willen des Hofes, welcher ihn auf dem Rück-

wege wieder durch Lansac begleiten und überwachen ließ, kam Zuleger in das Lager des Prinzen von Condé, wo alles, was er sah und hörte, ihn in der Ueberzeugung bestärkte, daß es sich in der That um die Vertheidigung der religiösen Freiheiten gegen die Umtriebe der Guisen, des Papstes und Spaniens, nicht aber um eine Rebellion gegen den König handelte.

Jemehr aber Friedrich durch Zulegers Berichte Joh. Casimirs Unternehmen gerechtfertigt fand, und auch in Stuttgart, Kassel, ja selbst in Dresden der Hugenottenkrieg gebilligt wurde, um so schmerzlicher war es ihm, daß gleichzeitig der Herzog Joh. Wilhelm von Sachsen sich anschickte, im Dienste der Krone Frankreich deutsche Söldner ins Feld zu führen. Er ließ es an dringenden Vorstellungen und Ermahnungen weder bei Schwiegersohn und Tochter noch bei einflußreichen Räthen in Weimar fehlen; er erinnerte an die Schande, daß ein Fürst, „bei dessen Eltern die Wahrheit göttlichen Worts in unser geliebtes Vaterland und andere Nationen Anfangs ausgebreitet“, durch des Papstes und seines Anhangs Praktiken verführt werde, zur Unterdrückung der Religion mitzuwirken. Als aber alle Erinnerungen und Bitten vergeblich waren und Joh. Wilhelm, sogar von seiner Gemahlin begleitet, sich auf dem Marsche den pfälzischen Landen näherte, gewann der tief bekümmerte Vater es über sich, um eine mündliche Unterredung zu bitten. Der Herzog jedoch wich ihm aus, sei es aus Schamgefühl, sei es, wie Friedrich meinte, daß der französische Gesandte, der Bischof von Rennes, welcher ihn begleitete, nicht wollte, daß der Kurfürst „sein eigen Fleisch und Blut“ anspräche. Da machte Friedrich seinem gepreßten Herzen in einem Briefe an die Tochter Luft, die es über sich vermochte, den weiten Feldzug mitzumachen.

Er hätte gedacht, schreibt er der Amazone, sie werde, wenn nicht des Vaters und der andern Geschwister, so doch

ihrer jungen Schwestern gedacht haben, die sich noch einmal ehrlich verheirathen möchten. „Aber Geduld, es ist Dir als einem Weibsbilde ein schlechter Ruhm, daß Du Dich hören lassest, Du wollest wider Deinen Bruder ziehen. Ja wohl, wider Deinen Bruder! Denn da Du eine rechte Christin bist, so ist Christus Dein Bruder und Gott Dein Vater. So Du nun dabei und mit bist, da man die armen Christen mordet und dem Herrn Christo, Deinem Bruder, also die Glieder siehst vom Leibe abhauen, so magst Du wohl und mit Wahrheit sagen, Du ziehest wider Deinen Bruder. Die Beute, die Du aber von dannen wirst bringen, davon begehre ich kein Theil. Dieses habe ich Dir in der Eile müssen schreiben, hätte Dir es lieber selber gesagt, da es der Bischof von Rennes zugelassen. Es wird aber vielleicht nicht allein der Bischof, sondern auch das die Ursache sein, daß es sich übel ansehen ließe, wenn ich in der Klage (d. h. in Trauer um die drei Monate zuvor verstorbene Gemahlin) zu Dir käme und Du hättest dieselbe abgelegt; mich dünkt, daß Du sie von eines Schwagers wegen länger trugst als von Deiner Mutter selig wegen. Nun wohlan, es sind die letzten Zeiten. Sei damit dem Herrgott befohlen, der wolle Dir noch das Herz öffnen, daß Du erkennest, was Du thust. Ich kann mehr auf diesmal nicht schreiben.“ [18])

Inzwischen hatte Joh. Casimir noch vor Ende des Jahres mit einem Heere von ungefähr 11,000 Mann, wovon 8000 zu Pferde, nebst 4 Feldstücken seinen Weg durch Lothringen genommen und sich zu Pont-à-Mousson mit Condé vereinigt, nachdem er dem Könige noch einmal versichert, daß er nicht als Feind und nicht um seines eigenen Vortheils willen komme, sondern nur der Religion seiner Glaubensgenossen wegen, und daß er sofort umkehren werde, sobald man ihn benachrichtige, daß die Religionsfreiheit gesichert sei. Da die Hugenotten, schon bei St. Denys (10. Nov. 1567) geschlagen, nur mehr einige

tausend Mann zählten, so erregte Joh. Casimirs Ankunft eine unermeßliche Freude. Uebel war nur, daß es fast ganz an Gelde fehlte, um den Deutschen den rückständigen Sold zu zahlen. Die ungeduldigen Miethstruppen drohten umzukehren und nur durch allseitige Opferwilligkeit gelang es, sie für einige Zeit zufrieden zu stellen. Durch das reiche Burgund drang die vereinigte Armee in das Innere Frankreichs vor.

Zwei Monate lang war man in Heidelberg ohne directe Nachrichten von Joh. Casimir. Nur auf Umwegen erfuhr Friedrich, daß es dem jungen Kriegsherrn wohl gehe und daß er sich tapfer halte. „Ich getraue, sagte der Vater, er werde handeln wie ein redlicher Fürst oder er soll mein Sohn nicht sein.“ Würde es nicht gut um ihn stehen, so würden gewiß die Pfaffen in Frankreich ein Geschrei erheben, daß mans in ganz Deutschland hören müßte. Nun kam es freilich nicht zu großen Schlachten, sondern nur zu einer Reihe kleinerer Gefechte, zu Plünderungen und Verheerungen und zuletzt zur Belagerung von Chartres. Da ward plötzlich Frieden geschlossen, über den sich Friedrich um so mehr freute, als jetzt Joh. Wilhelm, zu spät auf dem Kampfplatze eingetroffen, sich nicht mehr mit den Hugenotten und den deutschen Bundesgenossen derselben im Kampfe messen konnte. Der Kurfürst konnte daher auch um so eher Schwiegersohn und Tochter, als diese auf dem Rückwege die Pfalz berührten, freundlich begrüßen. Joh. Casimirs Rückkehr dagegen verzögerte sich noch um Wochen und Monate, indem der König den rückständigen Sold, den er in dem Friedensvertrage für Condé zu zahlen übernommen, nicht so bald aufzubringen vermochte. Ein Theil der Schuld wurde nie entrichtet.

Durch den Frieden von Lonjumeau (23. März 1568), in welchem den Hugenotten die Herstellung des Pacificationsedicts in seiner ursprünglichen Gestalt bewilligt wurde, war die Gefahr, daß Frankreich der katholischen Reaction unterworfen

werden möchte, für den Augenblick beseitigt. Auch der Kurfürst blieb vor dem Loose bewahrt, das ihm drohte, wenn der Krieg einen für die Glaubensgenossen ungünstigen Ausgang genommen. In diesem Falle würde die französische Regierung, wie der König und dessen Gesandte sich oft genug hatten vernehmen lassen, an der Pfalz blutige Rache genommen haben, und es wäre mehr als zweifelhaft gewesen, ob Kaiser und Reich dem Kurfürsten Schutz geboten hätten. Hatte doch sogar der Herzog von Württemberg sich über den Zug Joh. Casimirs bei Maximilian bitter beklagt und strenge Maßregeln gegen solche Unternehmungen verlangt, und der junge Landgraf Wilhelm von Hessen — Philipp der Großmüthige war am 31. März 1567 gestorben — hatte es für gut gefunden, dem ihm verschwägerten Kurprinzen zu rathen, er möge, um nicht mit in das Bad zu kommen, worin sein Vater, der Kurfürst, stecke, dem Könige von Frankreich wie dem Kaiser auf geheimem Wege seine Unschuld betheuern.[19]) Erfreulicher war zwar die Haltung des vielvermögenden Kurfürsten August, welcher trotz seiner streng conservativen Gesinnung Joh. Casimirs Expedition mit freundlichen Wünschen begleitete und für ihn wie für den Vater ein begütigendes Wort bei dem Kaiser einzulegen bereit war; als aber Friedrich für den Fall eines feindlichen Angriffes um Geld und Truppen bat, erhielt er eine in verbindliche Form gekleidete ablehnende Antwort.

Und wessen durfte Friedrich sich endlich von dem Kaiser versehen? Es ist zwar bei den schwankenden und widerspruchsvollen Aeußerungen und Handlungen Maximilians kaum möglich, seine wahre Gesinnung zu ergründen, aber daß er dem Kurfürsten und Joh. Casimir eher Böses als Gutes wünschte, hat er deutlich genug verrathen. Wohl nannte er sich in einem eigenhändigen Briefe vom 24. Nov. 1567, worin er zu dem Ableben Marias condolirte und für den gefangenen Grafen Egmont wiederholte Fürbitte bei dem Könige Philipp

einzulegen versprach, Friedrichs gutwilligen Oheim und Freund, aber zu Anfang des neuen Jahres versäumte er nicht, auf einem kurfürstlichen Deputationstage zu Fulda durch seine Gesandten in scharfen Worten sowohl die noch schwebende Wormsische Klagesache als den „Ungehorsam“, den Friedrich und Joh. Casimir gegenüber den kaiserlichen Befehlen durch die Theilnahme an dem französischen Kriege bewiesen, zur Sprache zu bringen, und nur die kursächsischen und brandenburgischen Räthe hinderten strengere Beschlüsse. [20])

Rückhaltloser sprach Maximilian um eben diese Zeit seinen Zorn über Friedrich gegen den spanischen Gesandten in Wien aus; ja er hätte es gern gesehen, wenn der Herzog Georg Hans von Veldenz, ein überspannter und grundsatzloser Projectenmacher, plötzlich mit 80 Fähnlein Fußvolk und 4000 Pferden über den Kurfürsten hergefallen wäre. [21]) Der jämmerliche kleine Fürst, der aus Geldnoth zu jedem Söldnerdienst bereit war, und fast zu gleicher Zeit dem französischen Hofe, der Königin von England, Alba und Oranien seine Hülfe anbot, hatte im November 1567 einen Rath an den kaiserlichen Hof gesandt, welcher von dort zu Alba abging. Es ist gleichgültig, ob das Project des Veldenzers schon so weit vorbereitet oder auch nur so ernstlich gemeint war, wie der Abgesandte in Wien es darstellte: genug, daß Maximilian, wie der gut unterrichtete spanische Gesandte versichert, seine Zustimmung aussprach und längere Zeit noch große Stücke auf den bedenklichen Fürsten hielt. Es kann also nicht wohl des Kaisers Schuld gewesen sein, wenn Georg Hans den Schergendienst an seinem Namensvetter zu begehen nicht unternahm. Vielleicht, daß das erbetene spanische Geld zu spät oder gar nicht eintraf, vielleicht auch, daß eine Regung von Ehrgefühl, von evangelischem oder patriotischem Bewußtsein ihn hinderte, den Streich gegen den Kurfürsten zu führen. Die schon angesammelten Reiter traten später meist in Oraniens Dienste.

Und weiter durfte Friedrich sich endlich von dem [illegible]
versehen! Es ist zwar bei den schwankenden und wider[illegible]
vollen Aeußerungen und Handlungen Maximilians kaum [illegible]
lich, seine wahre Gesinnung zu ergründen, aber daß [illegible]
Kurfürsten und Joh. Casimir eher Böses als Gutes w[illegible]
hat er deutlich genug verrathen. Wohl nannte er [illegible]
einem eigenhändigen Briefe vom 24. Nov. 1567, wo[illegible]
zu dem Ableben Marias condolirte und für den gefa[illegible]
Grafen Egmont wiederholte Fürbitte bei dem Könige P[illegible]

versprach, Friedrichs [illegible]
Anfang des neuen [illegible]
fürstlichen [illegible]
in scharfen [illegible]
Klagesache als der [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] n
[illegible] auf
[illegible] mont
[illegible] Zorne
[illegible] rd ge-
[illegible] hwester.

Friedrich hatte, wie es scheint, eben so wenig von den bösen Absichten seines Namensvetters als von den Intriguen des Kaisers sichere Kunde; aber hätte er auch gewußt, was gegen ihn geplant wurde, so würde er schwerlich anders gehandelt haben. Er lebte ganz und gar in dem Gedanken des Kampfes gegen die römisch-spanische Welt, die nicht allein ihn, sondern alle Bekenner des Evangeliums zu verderben trachtete. Jener Kampf mußte mehr noch als in Frankreich, in den Niederlanden ausgefochten werden, wo an keinen Frieden zu denken war, so lange Albas tirannisches Regiment dauerte. Furchtlos ergriff daher Friedrich jede Gelegenheit, dem spanischen Herzoge Abbruch zu thun.

Eine solche Gelegenheit bot sich ihm zu Anfang des Monats März im J. 1568, als aus Italien eine große für die Niederlande bestimmte Geldsendung, mit anderen werthvollen Waaren in 3 Schiffe geladen, den Rhein herab kam. Die schweren kostbaren Ballen, deren Werth als geringfügig declarirt war, erregten an der Mannheimer Zollstätte Verdacht, wurden confiscirt und mit den sie begleitenden Männern nach Heidelberg geführt. Da zeigte es sich denn, daß 19 Ballen aus lauter fremden, meist spanischen, im Reiche aber verbotenen Silbermünzen bestanden, die in den Niederlanden umgeprägt werden sollten. Anfangs war die Meinung verbreitet, daß das Geld dem Papste oder dem Könige Philipp gehöre, bis es sich herausstellte, daß es Eigenthum spanischer Kaufleute war, die mit Vermünzung desselben verbotenen Gewinn machen wollten. Gleichwohl gelang es ihnen, die Fürsprache des spanischen Königs, Albas und selbst des Kaisers zu gewinnen.[22])

Maximilian richtete, auch hierin den Wünschen des Königs Philipp folgend, verschiedene Zuschriften an den Kurfürsten, worin Anfangs freundschaftlich, dann ernstlich, ja drohend die Rückgabe der confiscirten Gelder gefordert wurde. Es ward jetzt behauptet, es handle sich um Geld der Krone Spanien,

das von den Kaufleuten auf ihre Gefahr zur Beförderung nach den Niederlanden übernommen worden sei. Friedrich aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern beharrte auf seinem durch die Reichsgesetze gesicherten Rechte, und da spanischerseits eben so hartnäckig auf die Herausgabe des Geldes, des nervus belli, gedrungen wurde, so dauerten die fruchtlosen Verhandlungen noch Jahr und Tag fort. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen hielten es in diesem Falle mit Friedrich und machten dem Kaiser die Anwendung strenger Maßregeln unmöglich. Daher behielt Friedrich, was er hatte.

Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die so gewonnenen Gelder zu Gunsten der bedrängten Niederländer Verwendung gefunden haben. Denn sobald Wilhelm von Oranien den Kampf gegen Albas tirannische Herrschaft aufnahm, stand es für Friedrich fest, daß Ersteren nach Kräften zu unterstützen ein deutsches wie ein allgemeines Interesse gebiete. Für diese Auffassung suchte er auch Andere zu gewinnen. Vor allem thue es noth, schreibt der Pfalzgraf an Ehem, daß dem Kurfürsten von Sachsen die Augen wohl aufgethan und der erbärmliche Zustand und die grausame Tirannei in den Niederlanden ihm zu Gemüthe geführt werden, damit er desto zeitiger zu den Sachen thue. Man sollte doch nicht die Hände in den Busen legen und zusehen, bis das Feuer von des Nachbarn Haus an das eigene gelange und eins mit dem anderen verzehre.[23])

Noch nachdrücklicher wurde Friedrich zu thatkräftigem Handeln angefeuert, als er am 16. Juni 1568 die Nachricht empfing, daß Alba den Opfern seiner Tirannei die Grafen Egmont und Hoorn hinzugefügt und beide am 5. d. M. auf dem Markte zu Brüssel hatte enthaupten lassen. Graf Egmont war, wie angedeutet, des Kurfürsten Schwager; zu dem Zorne über den an dem ritterlichen Manne begangenen Mord gesellte sich also bei Friedrich der Schmerz um die arme Schwester,

welche, ihrer Güter beraubt, mit ihren elf meist noch kleinen Kindern dem bittern Elende preisgegeben war. Für sie mit Hülfe befreundeter Fürsten zu retten, was noch zu retten wäre, war die vornehmste Sorge des Pfalzgrafen. Auch den Kaiser bestürmte er mit Klagen über die unerhörte That, worauf Maximilian wiederholt versicherte, wie unzufrieden er mit Albas Verfahren sei und wie oft er, freilich vergebens, Vorstellungen dagegen erhoben habe. Aber was halfen Worte? Es galt zu handeln. Was an Gelde vorhanden war oder was an Silber rasch gemünzt werden konnte, wurde eiligst dem Oranier zugestellt. Weitere Summen sollten die anderen evangelischen Fürsten vorstrecken. Mochten diese sich sträuben, ein Opfer zu bringen — das Geld allein war, wie ein englischer Bericht klagt, ihr Gott —, Friedrich ermüdete nicht, immer von Neuem durch Briefe und Gesandte in sie zu dringen.

Und nicht blos die evangelischen Stände wurden an die Gefahr, die ihrem Glauben und dem Vaterlande drohte, und an die Pflichten, die daraus für sie erwuchsen, unablässig gemahnt, sondern gegen Albas Hausen in den Niederlanden mit seinen verderblichen Folgen für das ganze westliche Deutschland auch die geistlichen Fürsten in Beweg gesetzt. Wohl suchten die rheinischen Bischöfe auf mehreren Kreistagen allerlei Ausflüchte gegenüber dem ihnen zugemutheten energischen Auftreten; sie schoben, wie man pfälzischerseits klagte, alles auf die lange Bank und wollten nicht, daß man den Spaniern die in Deutschland geworbenen Söldlinge entziehe; indeß verstanden sie sich doch auf einem Tage zu Bacharach dazu, im Vereine mit den weltlichen Kurfürsten eine Gesandtschaft nach Wien zu schicken, zwar nicht, um dem Kaiser kategorisch zu erklären, daß, wenn das Reichsoberhaupt dem niederländischen Kriege noch länger müssig zusehen werde, die Stände auf eigene Hand sich der Tirannei und Gefahr zu entschütten suchen würden, wohl aber, um Maximilians Vermittlung anzurufen.[24])

Der Kaiser war in schwieriger Lage. Die Grausamkeiten des Alba'schen Regiments verabscheute auch sein menschliches Herz und eben so mußte er die lauten Klagen über den sichtbaren Ruin nicht allein der Niederlande, die wenigstens theilweise zum Reiche gehörten, sondern auch der angrenzenden Landschaften, so wie über die Zerstörung des für ganz Deutschland so wichtigen niederländischen Handels als vollberechtigt anerkennen; aber dynastische Rücksichten hinderten ihn, gegen den König von Spanien entschieden aufzutreten. Darum hatte er schon im Sommer des Jahres 1568, als er in Madrid zur Milde mahnte, seine Vorstellungen mit den Bitten zu entschuldigen gesucht, die von weltlichen und geistlichen Fürsten an ihn gelangt seien.[25]) Und jetzt wurde ihm gar zugemuthet, die Vermittlung zwischen Alba und dem Vorkämpfer der niederländischen Freiheit zu übernehmen! Selbst die Fürsten, welche dieses Ansinnen an ihn stellten, erwarteten kaum einen großen Erfolg, und was ihre Gesandten, namentlich die Pfälzer, am Wiener Hofe hörten, stimmte ihre Hoffnungen noch mehr herab. Wollte der Kaiser auch einschreiten, erklärte Lazarus von Schwendi offen, so könnte er doch nicht „von wegen der Verwandtniß und den Anwartungen und der in Spanien habenden kostbaren Pfänder." [26]) Er deutete mit den letzteren Worten auf die am Madrider Hofe lebenden beiden Söhne des Kaisers hin; was aber die Anwartschaft auf die Länder der spanischen Krone anbetrifft, so sei daran erinnert, daß der männliche Erbe Philipps, Don Carlos, am 23. Juli des Jahres sein unglückliches Dasein geendet hatte.

Maximilian versprach nun freilich, Alba und Oranien um einen Waffenstillstand zu ersuchen und seinen Bruder Karl mit einer Friedensmission nach Madrid zu betrauen, aber in Heidelberg täuschte man sich nicht darüber, daß weder auf dem Kriegsschauplatze Waffenruhe eintreten, noch der Erzherzog etwas bei dem Könige von Spanien ausrichten werde. Die Sendung

des Letzteren nach Madrid war denn auch nicht viel mehr als eine Comödie. Als Philipp, von dem Vorhaben benachrichtigt, sich aufs Heftigste dagegen aussprach, erklärte ihm der Kaiser begütigend, er werde mit jeder Antwort des Königs an den Erzherzog zufrieden sein; nur bat er, daß diese so abgefaßt werden möchte, daß er sie den Kurfürsten zeigen könne.[27]) Philipp antwortete seiner durchaus würdig und wies alle Punkte der kaiserlichen Vorstellung zurück. Er konnte sich dies um so mehr erlauben, als er, zum zweiten Male Wittwer geworden, sich eben mit des Kaisers Tochter Anna verlobte. Maximilian gab denn auch auf die hochmüthige Note Philipps eine gar zahme Antwort und nahm sich nur das Recht, in dem spanischen Aktenstücke, um es den deutschen Fürsten zeigen zu können, mit Vorwissen des königlichen Gesandten einige allzu anstößige Stellen zu unterdrücken, während Philipp dafür sorgte, daß wenigstens die Kurfürsten von Mainz und Trier seine ganze unverfälschte Antwort empfingen.[28])

Bei so jämmerlicher Haltung des Kaisers in den großen und entscheidenden Fragen deutscher und europäischer Politik hatte es wahrlich geringen Werth, wenn Maximilian im Herbste des Jahres 1568 es wagte, dem Herren- und Ritterstande in Oestreich den evangelischen Gottesdienst zu gestatten. Die evangelischen Fürsten freilich knüpften an diese Thatsache wieder frohe Hoffnungen, und als sie hörten, daß Maximilian dagegen von dem Papste, dem Könige von Spanien und dem eigenen Bruder viele Widerwärtigkeiten und Drohungen erfahre, so unterließen sie nicht, ihn noch einmal unter der Versicherung ihres Beistandes zu einem offenen Auftreten für den Protestantismus zu ermuntern und zu ermahnen, nicht am wenigsten der Kurfürst Friedrich, welcher ihm mit einem langen Briefe am 17. Dec. 1568 das eigene Handexemplar der Bibel zusandte.[1])

Inzwischen war auch in Frankreich der Religionskrieg

von neuem ausgebrochen. Denn der Friede zu Lonjumeau hatte die herrschende katholische Partei nicht gehindert, den blutigen Verfolgungen der Hugenotten ihren Fortgang zu lassen, und römische Einflüße brachten den König dahin, die feierlich gewährten Zugeständnisse zurückzunehmen. Andererseits wirkte auch Albas rücksichtsloses Vorgehen gegen die niederländischen Ketzer ermuthigend auf den Pariser Hof, und so „schlugen noch einmal die Glocken in Frankreich und den Niederlanden zusammen". Wollten die Hugenotten nicht vernichtet werden, so mußten sie zu gemeinschaftlicher Vertheidigung sich erheben, und für diesmal gelang es der kecken Verlogenheit französischer Agenten nicht, an den deutschen Fürstenhöfen ernstliche Zweifel über die Berechtigung des Kampfes der Reformirten zu erwecken. Der Herzog Christoph, welcher vergebens vor „dem unsinnigen Wüthen" des Kardinals von Lothringen, der gräulichen Verfolgung und Mörderei gewarnt hatte, verhehlte einem Gesandten Karls IX. nicht, daß auch er an den Beitritt des Königs zu dem spanisch-italienischen Bündnisse glaubte, und daß man in Deutschland katholischer- und lutherischerseits ihm den offenen Bruch feierlicher Versicherungen übel genug auslege.[28]) Am wenigsten hegte Friedrich einen Zweifel, daß jetzt das Bündniß von Bayonne zum Vollzug kommen solle, und außer den lautredenden Thatsachen gaben ihm aufgefangene französisch-spanische Briefe ein Recht, das Schlimmste für wahr zu halten. Wenn aber Spanien, Frankreich und Rom sich zu bösen Dingen die Hand boten, sollten dann alle die, denen Gottes Ehre, des Vaterlandes und der Christenheit Wohl am Herzen ag, noch länger kalt und müßig zusehen, wie einer nach dem andern geschwächt und verderbt wurde? Schon näherte sich das Heer des Herzogs Aumale der deutschen Grenze, der Weg nach dem Rheine lag ihm offen; von Alba aber hieß es, er habe sich vernehmen lassen, alle Fürsten des Reichs bis auf einen vernichten zu wollen.

Die Heidelberger Diplomatie eilte ihre Gegenzüge zu thun. Nicht allein eine engere Vereinigung der protestantischen Fürsten Deutschlands, sondern auch eine Defensivalliance mit der Königin von England hoffte man zu Stande zu bringen. Ein aus London zurückkehrender Rath brachte dem Kurfürsten die Nachricht, daß die Königin geneigt sei, mit ihm und anderen deutschen Fürsten gegen Rom und Spanien gemeinsame Sache zu machen. Da aber, „was Pfalz thut, übel gethan", fand es Friedrich gut, den Plan nicht als sein Werk hinzustellen, sondern den Landgrafen von Hessen vorzuschieben und durch ihn die Sache vor allem an Kursachsen zu bringen.[30] Wilhelm indeß hielt nur eine engere Vereinigung der deutschen evangelischen Fürsten für möglich und ersprießlich, und für diese zu wirken war er bereit. In Wahrheit aber war auch sie unmöglich, so lange die Rathgeber lutherischer Fürsten Theologen wie Joh. Brenz waren, welcher seinen Herzog auch jetzt noch — es war einige Monate vor dessen Tode — dringend warnte, sich mit dem Pfalzgrafen zu verbünden, „da er kundbar einer andern und verworfenen Religion", und da die Verbindung mit dem „Fahnenträger der zwinglischen Doctrin" wegen der noch über ihm schwebenden Execution die alleräußerste Gefahr mit sich bringen würde.[31] Mochten unsere Fürsten auf solche Rathschläge aus Gewissensbedenken oder aus kurzsichtiger Selbstsucht und Feigheit hören, die Wirkung war dieselbe.

In Heidelberg gab man indeß die Hoffnung nicht auf, wenigstens den reichsten und mächtigsten Fürsten, dessen Haltung weithin bestimmend wirkte, aus seiner zurückhaltenden Stellung herauszureißen. Pfälzische Staats- und Kirchenmänner standen mit gleichdenkenden Rathgebern des Kurfürsten August auf vertrautem Fuße und namentlich glaubte Ehem durch den vielvermögenden Dr. Craco seinen politischen Ideen in Dresden Eingang verschaffen zu können. Nun gelang es freilich eben

so wenig, den kalt berechnenden sächsischen Kurfürsten für ein Bündniß mit England wie für die Unterstützung Oraniens zu gewinnen, aber einen alle Welt überraschenden Erfolg erzielte man doch. Denn August und, was fast noch mehr sagen wollte, die Kurfürstin Anna ließen sich herbei, ihre jugendliche Tochter Elisabeth mit Joh. Casimir zu verloben (26. Nov. 1568). Zwar meinten die Eltern der streng lutherisch erzogenen Prinzessin nicht, durch das Ehebündniß dem Calvinismus Vorschub zu leisten; sie sahen vielmehr auf Grund einer mit diplomatischer Vorsicht ausgestellten Erklärung in dem jungen Pfalzgrafen einen Anhänger der A. C. in ihrem Sinne und Anna hoffte sogar, mit Hülfe ihrer Tochter noch einmal die ganze Pfalz zum Lutherthume zurückgeführt zu sehen; aber in Heidelberg lebte man des frohen Glaubens, durch die Verschwägerung mit dem Dresdner Hofe das wichtigste Glied des Reiches nach und nach in die Bahnen der pfälzer Politik ziehen und mit sächsischem Gelde den Niederländern wie den Hugenotten Rettung bringen zu können, und wenn man sich auch hierin bald getäuscht sehen sollte, so kam doch dem Kurfürsten das verstärkte Ansehen, welches er der Freundschaft Augusts verdankte, für die Zukunft zu statten.[32])

Zunächst freilich stand Friedrich noch allein den Gefahren gegenüber, die von Seiten der katholischen Mächte drohten; siegte in Frankreich wie in den Niederlanden die päpstliche Partei, so war es voraussichtlich um die Pfalz geschehen. Schon überschritt das Kriegsheer des Herzogs von Aumale die deutsche Grenze und verwüstete die Gegend von Saarbrücken. Was lag näher als die Sorge, daß der französische Heerführer es vor allem auf Heidelberg abgesehen habe? Friedrich richtete Bitten über Bitten an Hessen, Sachsen und andere glaubensverwandte und befreundete Fürsten, zur Abwehr des drohenden Angriffes ihm Hülfe zu leisten; er forderte als Kreisoberster auch die benachbarten katholischen Stände auf, sich zur

Vertheidigung des Reiches bereit zu halten; er rief endlich, da die Feinde schon seine Besitzungen im Westrich verheerten, den Beistand oder die Intervention des Kaisers an: aber von keiner Seite erfuhr er etwas tröstliches. Die Fürsten verwiesen ihn auf die Reichshülfe und der Kaiser begnügte sich, nach langen Verhandlungen für den April des Jahres 1569 einen kurfürstlichen Deputationstag nach Frankfurt a/M. ausschreiben zu lassen.

Nur der Herzog Wolfgang hatte den Muth, für die evangelische Sache alles einzusetzen, indem er auf Condé's Bitten für englisches Geld aus allen Gegenden Deutschlands Truppen an sich zog, um im Frühjahr 1569 mit 16,000 bis 17,000 Mann den Hugenotten Hülfe zu bringen. Hatte seit 2 Jahren sein Sinn sich so vollständig zu Gunsten der Reformirten gewandelt, daß er gut zu machen wünschte, was er nicht allein zur Zeit des Augsburger Reichstages gesündigt, sondern noch im Jahre 1567 zu beginnen bereit war, als er den Spaniern seinen Arm gegen die Niederländer anbot?

Es fällt schwer zu glauben, daß der Herzog für die früher Gehaßten jetzt lebhafte Sympathien empfunden haben sollte. Dagegen ist es denkbar, daß die unverkennbare Gefahr, welche nunmehr dem gesammten Protestantismus drohte, in dem gut lutherischen Fürsten das evangelische Bewußtsein so lebendig wach rief, daß er die confessionellen Bedenken trotz der dringenden Abmahnung des Hofpredigers Heshusius bei Seite setzte. Den Ausschlag mag dann freilich bei dem Mittellosen das Verlangen gegeben haben, sich durch das kühne Unternehmen der häuslichen Plage und Noth zu entziehen und im Kriege Geld und Gut zu erwerben. Aber welches auch die Motive seines Handelns gewesen sein mögen: gegenüber der Thatenscheu der anderen Fürsten wirkt das entschlossene Vorgehen Wolfgangs wohlthuend und erfrischend, und gern wird man sich mit dem ursprünglich gut angelegten, in klein-

staatlichem Elend aber und in vergiftendem kirchlichen Hader verkümmerten Fürsten aussöhnen im Hinblick auf sein ruhmvolles Ende.[33])

Gleich anderen Fürsten hatte auch Friedrich Anfangs Bedenken gegen ein Unternehmen gehegt, das, wenn es nicht mit Nachdruck, Umsicht und Glück ausgeführt wurde, für den Herzog und seine Nachbarn hätte verderblich werden können; dann aber leistete er ihm nach Kräften Vorschub, während Kaiser Maximilian von Neuem seine Ohnmacht in abmahnenden Briefen und Gesandtschaften erprobte. Vergebens war es auch, daß der spanische Hof alle Mittel der Ueberredung und Bestechung aufbot, um theils mittelbar, theils unmittelbar auf Wolfgang einzuwirken. Hundert Tausende wollte man es sich kosten lassen, um die deutschen Truppen hinzuhalten oder sie auf dem Marsche noch zur Umkehr zu bewegen.

Den Boden Frankreichs betrat Wolfgang gerade zu der rechten Zeit. Der Krieg war bisher für die Hugenotten unglücklich verlaufen, und nach der Schlacht bei Jarnac (13. März 1569), wo der Prinz von Condé fiel, schien ihre Sache verloren. Wie ein rettender Engel nahte jetzt in dem entscheidenden Zeitpunkte der Herzog mit seinem durch Wilhelm von Oranien verstärkten Heere, um nach einem langen durch die Uebermacht der königlichen Truppen stets gefährdeten Zuge, der sich von einem Ende Frankreichs nach dem andern erstreckte, seine Schaaren mit den Ueberresten der reformirten Streitkräfte zu vereinigen. Zwar erreichte Wolfgang sein Ziel nicht ganz; er starb einen Tag zuvor, ehe die deutschen Truppen die Verbindung mit den französischen vollzogen; aber diese waren jetzt stark genug, sich von neuem mit dem Gegner zu messen.

Auch Kurfürst Friedrich war inzwischen nicht müssig gewesen. So lange die Gefahr drohte, daß das feindliche französische Heer an den Rhein vorbrechen möchte, suchte er die

rheinischen Kurfürsten, welche er wiederholt zur Beschickung von Krei tagen einlud, freilich vergebens, zur Aufstellung „einer eilenden Hülfe wider das ausländische Kriegsvolk" zu bewegen, und bemühte sich, allerdings eben so erfolglos, von den Fürsten der A. C. die Zusage zu erlangen, daß sie für den Nothfall mit Reiterei und Fußvolk ihm zu Hülfe kommen würden. Sie entschuldigten sich damit, daß Frankreich Widerstand zu leisten nicht Sache einiger weniger Fürsten, sondern des ganzen Reiches sein würde; der Kaiser aber, den Friedrich von neuem anging, begnügte sich, nach längerem Zögern Commissarien abzuordnen, welche mit den Räthen der rheinischen Kurfürsten wegen des ausländischen Kriegsvolkes Rücksprache nehmen sollten. Endlich kam es im Mai 1569 zu einem kurfürstlichen Deputationstage zu Frankfurt a. M., wo der Kaiser es durchzusetzen wußte, daß es ihm, als „Generalobersten", überlassen wurde, einen „Subdelegirten" statt des rheinischen Kreisobersten, was Friedrich war, mit dem eiligen Aufgebote der Kreishülfe zu betrauen.[34])

Alle diese Erfahrungen waren geeignet, den Eifer noch zu steigern, womit Friedrich schon im Sommer des Jahres 1568 in Bündnißverhandlungen mit der Königin Elisabeth von England eingetreten war. Er hatte es dabei auf ein Doppeltes abgesehen. Einmal wünschte er zwischen England nebst anderen ausserdeutschen evangelischen Mächten (Dänemark und Schweden) und den protestantischen Fürsten Deutschlands eine Union zum Schutze des evangelischen Glaubens zu Stande zu bringen, wonach England vornehmlich Geld, Deutschland Truppen stellen sollte. Ausserdem nahm Friedrich die Bürgschaft der Königin Elisabeth für eine große Geldsumme in Anspruch, die auf die Ausrüstung einer besonderen Streitmacht wider die Feinde des evangelischen Glaubens verwendet werden sollte. Nachdem Wolfgangs Expedition ihren Fortgang genommen, ließ man in Heidelberg dieses geheimnißvolle

Project wieder fallen und beschränkte sich auf eine geringere Geldforderung, für die Joh. Casimir einige tausend Mann werben wollte, um damit die Hugenotten sowie den Herzog Wolfgang zu unterstützen und einen baldigen günstigen Frieden in Frankreich zu erzwingen. Elisabeth aber zögerte, die begehrte Unterstützung zu gewähren, so viel Lob auch ein ausserordentlicher Gesandter der Königin, der in Heidelberg mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit behandelt wurde, in seinen Berichten dem gütigen Entgegenkommen Friedrichs und dem ritterlichen Sinne der beiden jüngeren Pfalzgrafen, namentlich des Joh. Casimir, spendete.[35])

Noch weniger ließ sich ein Erfolg von den Verhandlungen über ein großes evangelisches Vertheidigungsbündniß versprechen, gegen dessen Abschluß die deutschen Fürsten Bedenken über Bedenken geltend machten. Es war vergebens, daß Dr. Ehem den englischen Gesandten an den norddeutschen Höfen die Wege zu ebnen suchte und dabei von Joh. Casimir insbesondere am sächsischen Hofe unterstützt wurde. Was man erreichte, beschränkte sich auf die Veranstaltung einer Conferenz von Bevollmächtigten der angesehenern Fürsten, die im September 1569 zu Erfurt zusammentreten und neben anderen Angelegenheiten auch die Conföderation mit England berathen sollte.

Obwohl hier die Vertreter des Kurfürsten Friedrich Dr. Ehem voran, noch einmal weitläufig auseinandersetzten, daß im Hinblick auf die großen Gefahren, die den evangelischen Ständen drohten, das englische Bündniß nicht zurückzuweisen sei, so fanden sie doch nur an den hessischen Gesandten eine Stütze; alle anderen erklärten nach dem Vorgange Kurbrandenburgs und Sachsens den Abschluß eines Bündnisses mit England für bedenklich, wobei von den einen die Nichtübereinstimmung Elisabeths mit der Augsb. Confession, von den anderen auch der Umstand geltend gemacht wurde, daß

die vorgeschlagene Conföderation als ein gegen Kaiser und Reich gerichteter Sonderbund angesehen werden könnte, während doch von den katholischen Fürsten Deutschlands anzunehmen sei, daß sie sich durch den Papst nie zu einer reichsfeindlichen Haltung bewegen lassen würden. Man beschloß daher, sich auf eine dankend ablehnende Antwort an die Königin, deren Abfassung Kurpfalz übertragen wurde, zu beschränken.[36])

Auch die anderen in Erfurt berathenen Angelegenheiten wurden nicht im Sinne Friedrichs erledigt. Den Hugenotten Beistand zu leisten oder gar, wie der Prinz Heinrich von Navarra und andere Führer derselben gebeten, ein Bündniß mit ihnen abzuschließen, wurde vorsichtig vermieden und jede thätige Theilnahme an dem französischen Bürgerkriege zurückgewiesen. Eben so vergebens war es, wenn pfälzischerseits noch einmal beantragt wurde, daß die evangelischen Fürsten Deutschlands zum Schutze gegen die von aussen drohenden Gefahren bindende Verabredungen unter sich treffen möchten. Während Friedrich sich bereit erklärte, vorkommenden Falles mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und ohne irgend eine Nebenrücksicht für die Freiheit der religionsverwandten Stände einzutreten und verlangte, daß ein Schutzvertrag in Berathung genommen und die von den einzelnen Fürsten zu übernehmenden Verpflichtungen näher bestimmt würden, meinten Sachsen und Brandenburg durch den Religionsfrieden hinlänglich gesichert zu sein.

Der Kurfürst beklagte die Vertrauensseligkeit der evangelischen Stände um so mehr, als er von den feindseligen Plänen des Papstes und seiner Anhänger in und ausserhalb Deutschlands das Schlimmste fürchtete. Er wurde daher auch nach dem fruchtlosen Ausgange des Erfurter Tages nicht müde, wenigstens in Dresden die Versuche fortzusetzen, ob er nicht den Kurfürsten August zu irgend einer Unterstützung der schwer bedrängten Hugenotten bewegen könne. Gelang ihm dieses

nach wie vor auch nicht, so verfehlten doch die immer wiederholten Mahn- und Warnungsrufe, die von Heidelberg ausgingen, ihre Wirkung nicht ganz. Auch die Sorglosen und Ruheliebenden mußten zuletzt anerkennen, daß es im protestantischen und deutschen Interesse lag, auf die Herstellung des Friedens in Frankreich hinzuwirken.

Dort hatten nach Wolfgangs Tode die Hugenotten am 13. October 1569 die mörderische Schlacht von Montcontour verloren, trotz des todesmuthigen Beistandes, welchen unter Führung des Grafen Wolfrad von Mansfeld die deutschen Hülfstruppen, die zum größten Theile an jenem Tage aufgerieben wurden, leisteten. Seitdem hatten sich die Reformirten auf die Vertheidigung fester Plätze beschränkt. Indeß fingen auch die Kräfte der katholischen Partei an sich zu erschöpfen; Katharina und ihr königlicher Sohn fanden die wachsende Abhängigkeit Frankreichs von Spanien drückend und sahen auf der anderen Seite nicht ohne Sorge, wie ein großer Theil der evangelischen Fürsten Deutschlands sich um den Pfalzgrafen Friedrich, den eifrigen Anwalt der französischen Glaubensgenossen, zu schaaren anfing.

Die neugeschlossene Verbindung des pfälzischen mit dem kursächsischen Hofe trug nach dieser Richtung gute Früchte. Es war zu Anfang Juni d. J. 1570, als die bis dahin wegen der Jugend der Braut hinausgeschobene Hochzeit in Heidelberg gefeiert wurde. Große Zurüstungen waren insbesondere von sächsischer Seite gemacht worden. Denn wo es galt, den Glanz seines Hauses zu entfalten, machte der sonst so ökonomische Fürst von seinen Reichthümern gern Gebrauch, und wie wenig er in diesem Falle zu sparen gemeint war, ließ sich schon daraus abnehmen, daß er dem Kurfürsten Friedrich ein Geschenk mit einer prächtigen Kutsche sammt sechs weißen Roßen machte und für Albrecht von Bayern, wie er demselben sagen ließ, fünftausend wohl gezählte Thaler

zusammengeordnet hatte, um sie mit dem Herzoge, der dann freilich nicht kam, im Spiele „zuverkurzweilen.“[37])

Weniger war Friedrich geneigt und gewohnt, kostspieligen Aufwand sich zu gestatten; alle Einrichtungen seines Hofes waren auf Sparsamkeit berechnet. So fehlte es nicht allein an einer Hofmusik, wie andere Fürsten sie hielten, sondern auch die Zahl der Köche war so gering, daß man, wenn auch nur einige wenige Fürsten bei festlichem Anlaß in Heidelberg erwartet wurden, sich Aushülfe von einem befreundeten Hofe erbitten mußte. So hatte schon öfter der Markgraf von Brandenburg-Ansbach mit Köchen wie mit Musikern ausgeholfen. Für diesmal, wo die Zahl der fürstlichen Gäste und die Stärke des Geleites, womit sie erschienen, ungewöhnlich groß war, hätte man am wenigsten eine solche Unterstützung entbehren können. Auch auf die Veranstaltung von Feuerwerken, Ritterspielen und anderen glanzvollen Lustbarkeiten, die in Heidelberg sonst nicht gesehen wurden, durfte man für diesmal nicht verzichten.

Als so unser Kurfürst ungewohnte Anstrengungen machte, die ersehnte Verschwägerung des pfälzischen mit dem sächsischen Hause würdig zu feiern, blieben ihm freilich auch bittere Erfahrungen nicht erspart. August hatte erst dann zugesagt, die Tochter selbst nach Heidelberg zu geleiten, nachdem ihm versichert worden war, daß er dort nicht der ältesten Schwester des Bräutigams, die in ihm nicht mit Unrecht das Hinderniß für die Befreiung ihres gefangenen Gemahls Joh. Friedrich sah, als einer lästigen Bittstellerin begegnen werde; ja, der hartsinnige Fürst war so weit gegangen, zu erklären, daß er unterwegs noch umkehren würde, sobald er von der Anwesenheit der unglücklichen Elisabeth hören oder auch nur vernehmen sollte, daß er des gefangenen Herzogs wegen von irgend einer Seite mit einer Fürbitte behelligt werden würde.[38])

Noch ein anderes konnte Friedrich nur schmerzlich berühren.

Die angehende Schwiegertochter brachte nicht allein, wie die Eltern sich ausbedungen, einen lutherischen Prediger aus Sachsen nach Heidelberg mit, sondern durfte auch ihrem Bräutigam nicht von einem der pfälzischen Hofprediger angetraut werden, sondern ein Prediger Willing aus Bretten, welcher als Gegner des strengen Calvinismus bekannt war, vollzog die Trauung.[39])

So betrübend und kränkend das eine wie das andere für Friedrich und die Seinen auch war: in wichtigen Beziehungen erfüllten sich alsbald die an die Verbindung mit Sachsen geknüpften Hoffnungen.

Der Kurfürst August und die anwesenden Fürsten von Brandenburg, Würtemberg, Holstein, Hessen, Baden ließen sich für die bedrängten Hugenotten so weit erwärmen, daß sie sich mit der Bitte um Bewilligung vollständiger Religionsfreiheit an den französischen Hof wandten und hierbei nicht undeutlich darauf hinwiesen, daß Deutschland, welches von den französischen Bürgerkriegen schon so viel gelitten, bei der Fortdauer derselben nicht immer müssig werde bleiben können. Sie ordneten ferner — in diesem Falle ohne Augusts Theilnahme — Gesandte nach Weimar ab, nicht allein, um den Herzog Joh. Wilhelm aufzufordern, dem unerhörten Treiben seiner hyperlutherischen Theologen, welche gegen Kursachsen in so gefährlicher Weise lärmten und tobten, ein Ende zu machen, sondern ihm zugleich eindringlich vorzustellen, daß er nicht von neuem den Papisten in Frankreich Hülfe wider die Christen leisten möge. Sie ließen ihm zu Gemüthe führen, wie er damit dem Papstthum und seiner Abgötterei und Tirannei aufhelfen, gegen Gott sich versündigen und Schimpf und Schande auf sich laden würde, und gaben endlich zu verstehen, daß sie den verderblichen Durchzügen der Soldtruppen durch ihre Länder sich widersetzen würden.[40])

Joh. Wilhelm ertheilte hierauf freilich eine tapfere Antwort und stellte dem Vorwurfe, daß er zur Unterdrückung der

Glaubensgenossen mitwirke, die Frage entgegen, ob denn die Hugenotten rechte Gliedmaßen der wahren christlichen Kirche und nicht vielmehr den Sakramentirern und deren falschen und verdammten Meinungen vom Abendmahle durchaus anhängig seien; aber er unterließ doch auch, zu Gunsten des französischen Hofes weiter zu rüsten.

Noch größer und erfolgreicher war der Eindruck, den das mannhafte Auftreten der in Heidelberg versammelten Fürsten in Paris machte. Man fürchtete dort ernstlich, daß Joh. Casimir, ermuthigt und wahrscheinlich unterstützt durch die seinem Vater befreundeten Fürsten, von neuem eine Armee nach Frankreich führen würde, und ließ sich aus diesem Grunde um so eher herbei, den Hugenotten den Frieden zu St. Germain en Laye zu bewilligen, und ihnen damit vollständige Amnestie, Wiedereinsetzung in ihre Güter, allenthalben (die Residenz des Königs ausgenommen) freie Religionsübung, Zulassung zu den Staatsämtern und mehrere Sicherheitsplätze auf 2 Jahre zuzugestehen.[41])

Das gute Einvernehmen Friedrichs mit dem Kurfürsten August machte sich nicht minder auf dem Reichstage zu Speier, der bald nach Beendigung der Heidelberger Hochzeitsfeier unter der Leitung des Kaisers seinen Anfang nahm, in bedeutungsvoller Weise geltend. Schon der Umstand, daß die protestantischen Fürsten, die um den Pfalzgrafen in stattlicher Zahl versammelt waren, sich nicht beeilten, dem Rufe des Reichsoberhauptes Folge zu leisten oder, wie der sächsische Kurfürst, sich gar nicht nach dem nahen Speier begaben, machte in katholischen Kreisen einen beunruhigenden Eindruck. Man sah darin eine antikaiserliche oder auch antipäpstliche Demonstration, einen Gegenreichstag, der zu mancherlei Gerede Veranlassung gab.[42]) Thatsache ist, daß die Hoffnungen, welche die Parteigänger Roms und Spaniens auf den Reichstag gesetzt hatten, durch das einmüthige Auftreten der evangelischen Fürsten gänzlich vereitelt wurden.

Den ersten Berathungsgegenstand bildete die Betheiligung deutscher Soldtruppen an den Kriegen in den Nachbarländern. In Zukunft sollten, das war der entscheidende Punkt in dem kaiserlichen Antrage, im Reiche keine Truppenwerbungen für das Ausland ohne die vom Kaiser vorher eingeholte ausdrückliche Gutheißung und Ermächtigung gestattet sein. Diesem Antrage lag, wie nicht bezweifelt wurde, die Absicht zu Grunde, den Hugenotten in Frankreich wie den aufständischen Niederländern die deutsche Hülfe zu entziehen. Daher erklärten sich die katholischen Stände für jene Forderung, die protestantischen aber in allen Curien dagegen, am entschiedensten das Kurfürstencollegium, wo die Bemerkung fiel, daß die Protestanten in Frankreich längst ausgerottet worden wären, wenn die Deutschen sich ihrer nicht angenommen hätten. Je mehr der Kaiser auf die Erfüllung der Forderung drang, desto mißtrauischer wurden die evangelischen Fürsten und Gesandten; man erkannte allgemein an, „was Nachtheil, Schaden und Untergang den bedrängten Christen in fremden Landen, ja auch im h. röm. Reich entstehen würde, indem die angefochtenen Christen keine tröstliche Entsatzung, Hülfe oder einigen Widerstand haben könnten." Der Kaiser mußte es im Wesentlichen beim Alten lassen; denn wenn auch mit Zustimmung der Stände verordnet wurde, daß jeder fremde Potentat, welcher im Reiche Kriegsvolk werben lassen wolle, vorher deshalb bei dem Kaiser „Ansuchung" thun solle, so war darunter nur eine Anzeige, nicht die Einholung der kaiserlichen Genehmigung verstanden.[43])

Ebenso wenig empfing der Kaiser auf eine andere Frage, die offenbar mit Beziehung auf den Pfalzgrafen gestellt war, die Antwort, welche er wünschte. Die Frage lautete, was zu thun sei, wenn ein Reichsstand für sich selber und ohne Anlaß einen fremden Potentaten beleidigen und dieser sich bewogen finden sollte, ihn zu überziehen; ob man in einem

solchen Falle schuldig sei, den Angegriffenen mit der Kreis- oder gemeinen Reichshülfe Beistand zu leisten. Man hielt dafür, daß auch ein so angegriffener Reichsstand unterstützt werden müsse.[44])

Wo die Stände der Augsb. Confession sich so einmüthig um Friedrich schaarten, konnten am wenigsten die Hoffnungen derer sich erfüllen, welche den im J. 1566 zu Augsburg unternommenen Versuch, den Pfalzgrafen von dem Genuß des Religionsfriedens auszuschließen, in Speier auf einem Umwege zu wiederholen oder wenigstens den kirchlichen Hader in dem Lager der Protestanten neu zu entflammen wünschten. Zwar Maximilian schien auch darauf wieder eingehen zu wollen. Ein Artikel „von den Secten, wie denselben im Reiche zu begegnen", welcher bestimmt war, in die Reichstagsproposition aufgenommen zu werden, sandte der Kaiser selbst den einzelnen Kurfürsten zu. Auch Friedrich erhielt und las ihn. In der Reichsversammlung aber war davon keine Rede; man hatte Angesichts der vorherrschenden Stimmung den Plan sogleich fallen lassen.[45])

Uebrigens handelte Kaiser Maximilian, wie seiner Zeit zu Augsburg so auch in Speier, insofern als seine Bestrebungen gegen den Pfalzgrafen gerichtet waren, unter dem Einfluß der römisch-spanischen Partei. Daß er persönlich gegen Friedrich eingenommen wäre, konnte man nicht bemerken, vielmehr schien das Verhältniß des Reichsoberhauptes zu dem ersten weltlichen Kurfürsten ein durchaus freundliches zu sein.

Der Kaiser unterließ nicht, mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln so wie mit einzelnen anderen Fürsten in dem nahen Heidelberg einen Besuch abzustatten. Nachdem ihm die Pfalzgrafen Joh. Casimir und Christoph schon am frühen Morgen entgegengeritten waren und mit ihm auf Edelwild Jagd gemacht hatten, wurde Maximilian, eine Meile von Heidelberg entfernt, durch den Kurfürsten empfangen und nach

der Residenz geleitet.[46]) Hier geschah es, daß in dem großen Saale des Schlosses plötzlich des Kurfürsten älteste Tochter Elisabeth, die Gemahlin des gefangenen Joh. Friedrich, mit ihrer Stiefmutter Amalie, ihren Schwestern, der Herzogin Dorothea Susanna und der noch unvermählten Prinzessin Kunigunde Jacobäa nebst den Gemahlinnen der beiden Pfalzgrafen Joh. Casimir und Reichard (welcher an Stelle des verstorbenen Georg die Regierung in Simmern übernommen hatte) und allen Hofdamen in der glänzenden Versammlung erschien und sich gleich allen ihren Begleiterinnen dem Kaiser zu Füßen warf. Weinend bat sie für ihren unglücklichen Gemahl. Ihr Vater trat mit den anwesenden Fürsten hinzu und unterstützte jene Bitte. Der Kaiser, tief gerührt und ergriffen, antwortete, er habe es ungern gesehen, daß die Sache dahin gerathen; weil aber solches von allen Ständen beschlossen worden, wolle es ihm nicht geziemen, für sich allein etwas zu thun; doch wolle er es gleichwohl zum besten befördern.[47]) Zwar wurde, wie wir wissen, Joh. Friedrich auch in der Folgezeit nicht begnadigt oder befreit, aber die Söhne des Gefangenen wurden trotz Joh. Wilhelms Widerstreben auf dem Reichstage zu Speier in das väterliche Erbe eingesetzt und Elisabeth erhielt vom Kaiser die Erlaubniß, ihren Gemahl in der Gefangenschaft zu besuchen.

Auf dem Rückwege nach Speier geschah es, daß der Kaiser aus den Händen Friedrichs, welcher ihm bis Wiesloch das Geleite gab, beim Abschied eine Bibel in spanischer Sprache zum Geschenk erhielt. In diesem Buche, fügte der Kurfürst hinzu, ist ein Schatz aller Schätze enthalten, nämlich die himmlische Weisheit, welche Kaiser, Könige und Fürsten anweiset, wie sie glücklich regieren sollen.[48])

Noch deutlicher sprach für die äußerlich guten Beziehungen Friedrichs zu dem Kaiser folgender Vorgang. Als zu Speier durch Procuration die Vermählung Elisabeths, einer

Tochter Maximilians, mit Karl IX. von Frankreich vollzogen wurde, nahm der Pfalzgraf mit den Söhnen Joh. Casimir und Christoph und der schon erwähnten jüngsten Tochter, so wie mit der ein Jahr zuvor erworbenen zweiten Gemahlin Amalie, die wir noch kennen lernen werden, an den Festlichkeiten theil. Nach dem Hochzeitsmale sah man den Kaiser den ersten Tanz mit der Pfalzgräfin, Friedrich aber mit der jungen Königin von Frankreich beginnen.[49])

Schwerlich hatte der Kurfürst seit Jahren so hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt, wie es ihm in diesen Tagen zu thun vergönnt war. Zwar hatte seit derselben Zeit, wo Alba die aufständischen Niederlande mit den grausamsten Mitteln für Spanien und die römische Kirche zu retten unternahm und in Frankreich die von den Guisen geführte Partei wiederholt gegen die Hugenotten im Felde lag, auch in Deutschland die katholische Reaction sich kräftiger zu regen begonnen. Aus Köln wurden ganze Schaaren evangelischer Flüchtlinge durch den Rath der Stadt vertrieben, in Frankfurt, Worms, Speier, Ulm suchte man den Protestanten Kirchen, die sie bisher in Besitz gehabt, zu entreißen; katholische Reichsstände verboten ihren Unterthanen jeden Verkehr mit ketzerischen Nachbarländern und in der Markgrafschaft Baden-Baden unternahm es eine vormundschaftliche Regierung unter der Obhut Bayerns mit Ausschluß des protestantischen Markgrafen Karl von Baden-Durlach das Papstthum mit Gewalt wieder zur Herrschaft zu bringen: aber die einmüthige Fürsprache der angeseheneren protestantischen Fürsten, mit Kurpfalz und Sachsen an der Spitze, schien damals noch einen genügenden Schutz gegen die antireformatorischen Bestrebungen zu bieten.[50])

Nicht minder ließ sich von dem einträchtigen und entschlossenen Vorgehen der evangelischen Stände Deutschlands ein heilsamer Einfluß auf die französischen und niederländischen Angelegenheiten erwarten. Die Pflicht, den verderblichen Krieg

in den Niederlanden durch seinen Einfluß endlich einmal abzustellen, war dem Kaiser zu Speier so dringend als möglich zu Gemüthe geführt worden, und in Beziehung auf Frankreich einigten sich die evangelischen Fürsten oder deren Vertreter, ehe der Reichstag auseinander ging, auf Bitten Heinrichs von Navarra, des Admirals und des Prinzen von Condé, über eine stattliche Gesandtschaft, welche dem Könige Karl nebst Glückwünschen zu seiner Vermählung so wie zur Herstellung des Friedens in Frankreich Rathschläge für die Aufrechterhaltung desselben, so wie die Bereitwilligkeit der deutschen Fürsten, ihm eventuell auch Beistand zu leisten, aussprechen sollten. An die Spitze der Gesandtschaft traten neben einem pfälzischen Rathe, Otto von Höveln, zwei kursächsische Diplomaten, darunter der von August in den französischen Händeln so viel verwendete, eifrig reformirt gesinnte Hubert Languet; er war der Wortführer der am französischen Hofe mit allen Ehren aufgenommenen Gesandtschaft und freimüthig legte Languet Namens der protestantischen Fürsten Deutschlands dem Könige in feueriger Rede das Schicksal seiner evangelischen Unterthanen an's Herz.[51])

In Heidelberg lebte man um diese Zeit des Glaubens, daß es, um alle dem Protestantismus drohenden Gefahren abzuwehren, nur noch darauf ankomme, dem spanischen Regimente in den Niederlanden ein Ende zu machen; denn wenn hier die evangelische Sache triumphire, werde die katholische Reaction in Frankreich wie in Deutschland ohnmächtig sein; so lange dagegen Alba mit Feuer und Schwert für die Sache Spaniens und Roms kämpfe und die Aussicht habe, den Fuß weiter zu setzen, werden die päpstlich Gesinnten aller Orten ihre hoffenden Blicke auf ihn richten; das verderbliche Mißtrauen werde wachsen, das innere Feuer um sich greifen und das zerrissene, erschöpfte Vaterland nicht im Stande sein, fremde Gewalt abzuwehren. Wolle man aber der Tirannei

in den Niederlanden und allem Verderben, das daraus für das Reich erfolge, abhelfen, so müsse man nicht allein mit England Freundschaft pflegen, sondern namentlich dahin trachten, daß man den König von Frankreich auf seiner Seite behalte, „damit er sich nicht wieder an den Papst hänge.“

In der That wurden noch im Jahre 1571 Verhandlungen zwischen dem französischen Hofe und den angeseheneren Fürsten der Augsb. Conf. eröffnet, die sich in dieser Richtung bewegten. Ein vollständiger Umschwung schien sich in der äußeren wie der inneren Politik Frankreichs vollziehen zu sollen. Statt der römisch gesinnten Partei der Guisen erlangte Coligny viel versprechenden Einfluß auf die Person des jugendlichen Königs, und während die Bedrängnisse der Hugenotten, so weit es vom Hofe abhing, aufhörten und die Niederländer in dem Kampfe der Verzweiflung, den sie gegen Spanien führten, mancherlei Unterstützung empfingen, zielten Verhandlungen mit England auf nichts geringeres ab, als auf den Abschluß eines antispanischen Bündnisses und die Vermählung der Königin Elisabeth mit einem der Brüder Karls IX., dem Herzog Heinrich von Anjou oder Franz von Alençon.

Wollte aber der französische König einen Krieg mit Spanien wagen und als Preis desselben die Erwerbung Flanderns in's Auge fassen, so konnte dieß nur mit Erfolg geschehen, wenn dem habsburgisch-katholischen Einflusse im Reiche durch die protestantischen Fürsten die Wage gehalten und Frankreich für den Fall der Noth directer oder indirecter Hülfe aus Deutschland versichert wurde. Daher warben seit dem Herbste des Jahres 1571 französische Agenten, in erster Linie Caspar von Schomberg, an den protestantischen Höfen für ein engeres Einverständniß mit der Krone Frankreich. Zunächst suchte man August von Sachsen zu gewinnen, indem man wohl wußte, daß seine Haltung für die anderer deutscher Fürsten entscheidend war. In Dresden wies man nun auch die freund-

schaftlichen Erbietungen des französischen Königs keineswegs zurück, und sogar am Berliner Hofe fand Schomberg freundliche Aufnahme.[52])

In Heidelberg brachte Kurfürst August durch einen vertrauten Rath die Angelegenheit im tiefsten Geheimniß zur Sprache, damit nicht die calvinischen Theologen und durch diese ihre französischen Glaubensgenossen vor der Zeit davon erführen und zu ihrem eigenen Schaden das Geheimniß verriethen. Uebrigens hatten Friedrich und Joh. Casimir von den Intentionen des französischen Hofes längst auf anderem Wege zuverläßige Kunde erhalten und erwarteten um so mehr von Karl IX., als sie wohl wußten, wie viel der Admiral bei ihm vermochte. Aber darüber war Friedrich mit den andern evangelischen Fürsten von vornherein einig, daß man sich auf Bündnißverhandlungen nur unter der doppelten Voraussetzung einlassen dürfe, daß in Frankreich der den Hugenotten bewilligte Friede unverbrüchlich aufrecht erhalten und den deutschen Fürsten nichts zugemuthet werde, was wider die Augsb. Conf., den Kaiser und das Reich wäre. Jedenfalls war es ohne Wissen und Willen des Kurfürsten geschehen, wenn der in Heidelberg oft gesehene Graf Ludwig von Nassau, der unermüdliche Helfer seines Bruders Wilhelm von Oranien, schon im Sommer 1571 bei einer geheimen Zusammenkunft mit dem Könige Karl und dessen Mutter, um dem französischen Ehrgeize zu schmeicheln und thatsächliche Hülfe für die Niederlande zu gewinnen, sogar die deutsche Kaiserkrone als ein dem Hause Valois erreichbares Ziel hinstellte.[53])

Nicht einmal Schomberg wagte so kühne Gedanken, wenn er sie damals schon hegte, zu verrathen. Er wäre froh gewesen, in irgend einer Form ein Bündniß der protestantischen Fürsten mit Frankreich zu Stande zu bringen. Aber sobald man in die Berathung der Bedingungen eintrat, unter denen man sich hätte einigen mögen, wurde es klar und immer

klarer, daß Sachsen und Hessen und vollends Brandenburg und Braunschweig auch das bestverklausulirte Vertheidigungsbündniß mit Karl IX. nicht abschließen wollten. Der Kurfürst von Brandenburg lehnte rundweg ab, der Herzog von Braunschweig ließ Monate lang auf jegliche Antwort warten, Kurfürst August wollte nur von einer „Correspondenz" statt einem Bündniße und von einer eventuellen Geldunterstützung wissen und Wilhelm von Hessen gab nach vielen schönen Worten zu erkennen, daß er sich nach Sachsen und Braunschweig richten werde. Nur in Heidelberg ging man auf die Sache mit Ernst und Eifer ein; man war sich bewußt, daß es gelte, die Stellung des Admirals am Hofe durch Entgegenkommen in auswärtigen Fragen zu befestigen, den König Karl dauernd von Spanien und Rom zu trennen und mit dem Sturze der spanischen Herrschaft in den Niederlanden auch von Deutschland schlimme Gefahren abzuwenden. Friedrich unterließ daher auch nicht, in Dresden, Kassel und anderer Orten zu thatkräftigem Vorgehen zu mahnen und auf die Gefahr hinzuweisen, daß, wenn man die angebotene Freundschaft für diesmal verscherze, die Dinge eine unheilvolle Wendung nehmen werden.

In dieser Auffassung wurde der Kurfürst nicht allein durch Botschaften vom französischen Hofe und durch die Pariser Berichte eines seiner vertrauten Räthe bestärkt, sondern selbst durch Briefe des englischen Gesandten in Paris. Wenn nicht die Anstrengungen der Feinde durch einen baldigen glücklichen Fortgang der Bündnißverhandlungen vereitelt werden, meldet Walsingham, so seien die Hugenotten verloren. Freilich kam es nicht allein auf bestimmtere Zusagen der deutschen Fürsten an, sondern auch auf die Königin Elisabeth, welche noch in dem Augenblicke, als Karl IX. das Schwert aus der Scheide zu ziehen fest entschlossen schien, mit Spanien nicht offen brechen, sondern nur unter der Hand für die Niederlande wirken wollte. Den Pfalzgrafen ruft der brittische Staatsmann

zu Hülfe, daß er seine Königin für das gute Werk entflamme, damit nicht das Evangelium stürze und alle seine Bekenner dem Tode verfallen.[54])

Als Walsingham so schrieb, stand schon die Stunde der furchtbaren Entscheidung unmittelbar bevor. Ein falsches, machtbegieriges Weib und ein eben so gewissenloser Sohn, Heinrich von Anjou, welche voll Zorn und Schrecken den unberechenbaren König ganz unter der Leitung des Admirals und Frankreich vor dem Bruche mit Spanien sahen, beschlossen den Mord des verhaßten Ketzers. Coligny ward am Morgen des 22. August, als er vom Könige kam, durch 2 Kugeln getroffen, aber nicht getödtet. Karl IX. schwur, an den Schuldigen die strengste Strafe zu vollziehen und zeigte sich dem in der Genesung begriffenen Admiral ergebener denn je. Da trieb der Anblick der unerhörten Schande und Gefahr, die über ihnen schwebte, Katharina und Anjou zu dem schaudervollen Verbrechen, dessen Erinnerung für immer mit der Bartholomäusnacht verknüpft ist. Durch lügenhafte Vorspiegelungen, womit sie den leidenschaftlichen König überrumpelten, gewannen sie Karls Einwilligung zur Ermordung Colignys und seiner Freunde, die zur Feier der Hochzeit Heinrichs von Navarra mit Margaretha von Valois in Paris erschienen waren; ja, der wuthentbrannte König wurde bis zu der Aeußerung gebracht, daß alle Hugenotten in ganz Frankreich sterben sollten. An fünfzig, wenn nicht gar hundert Tausend, ist das fürchterliche Wort des Rasenden in Erfüllung gegangen.

Gregor XII. feierte die Kunde von dem Tode so vieler Ketzer wie eine große Siegesbotschaft; der finstere Philipp von Spanien lachte, wie man sagt das erste Mal in seinem Leben, freudig auf; aber selbst Albas roher und unmenschlicher Soldatensinn nahm Anstoß an einem so formlosen, mit Hülfe des verwilderten Pöbels vollzogenen Morden.

Vierzehntes Kapitel.

Auswärtige Beziehungen seit der Bartholomäusnacht.

Wer beschreibt das Entsetzen, welches die Kunde von den Gräueln der Bartholomäusnacht in den protestantischen Kreisen Deutschlands, insbesondere in Heidelberg, erregte? Hatte schon die Nachricht von dem ersten Mordanfalle auf den Admiral, trotz der sie begleitenden Versicherungen des Königs, an den Schuldigen Rache nehmen zu wollen, Schrecken wachgerufen, so steigerten sich die Gefühle des Mitleids und des Abscheues auf's höchste, als Briefe und mündliche Berichte die ganze Größe des begangenen Frevels enthüllten. Und was ließ sich für die deutschen Protestanten von der Zukunft erwarten? Stand nicht zu fürchten, daß das, was in den Niederlanden begonnen und in Frankreich fortgesetzt worden war, in Deutschland vollendet werden würde? Man erinnerte sich verdächtiger und drohender Worte, die man aus dem Munde von Parteigängern Roms und Spaniens vernommen; man hörte von der schlecht verhehlten, ja triumphirenden Freude, womit die blutige Botschaft aus Frankreich an deutschen Bischofssitzen und selbst an weltlichen Fürstenhöfen begrüßt worden; Gerüchte meldeten endlich aus der Schweiz und aus Italien von Kriegsrüstungen, die man mit dem Plane, dem Protestantismus ein jähes Ende zu bereiten, in Verbindung brachte.[1])

Friedrich eilte, im Vereine mit anderen evangelischen

Fürsten Vertheidigungsmaßregeln vorzubereiten. Er brachte eine vertrauliche Zusammenkunft aller Fürsten der Augsb. Conf. in Vorschlag und lud sogleich die Nachbarn zu geheimen Berathungen nach Heidelberg ein. Daß nur einige Wenige der Einladung folgten und daß auch diese trotz der lebhaften und dringenden Vorstellungen, welche ihre Räthe in Heidelberg zum Theil aus Friedrichs eigenem Munde vernommen, von dem ihnen zugemutheten Antheile an der Aufbringung von Truppen und Geld nichts wissen wollen, hielt den Kurfürsten nicht ab, seine Pläne weiter zu verfolgen. Vor allem schien es ihm darauf anzukommen, daß, nachdem Frankreich sich Rom und Spanien zugewandt, die Niederlande für das Evangelium gerettet und Oranien in dem Verzweiflungskampfe gegen die spanische Uebermacht von Deutschland kräftig unterstützt würde. Da dieß ohne Beihülfe des an Geld und Einfluß reichen Kurfürsten August nicht möglich war, so ließ Friedrich nichts unversucht, den kalt abwägenden Sachsenfürsten für die große gemeinsame Sache zu erwärmen.

In Dresden wurde sowohl das Ansinnen, dem Oranier heimliche oder, noch besser, offene Unterstützung zu gewähren, als auch jede Art von Separatbündnissen unter den Fürsten der Augsb. Confession zurückgewiesen. Denn in Deutschland habe man, ließ August sich wiederholt vernehmen, von katholischen Mitfürsten nichts zu fürchten, so lange man selbst nicht an dem Fundament des Religionsfriedens rüttele, und eben dieser Friede verpflichte auch den Kaiser und alle Stände, für jeden einzutreten, welcher von fremden Potentaten wider Erwarten angegriffen werden sollte; für seine Person Spanien oder Frankreich zu bekriegen, habe er weder Ursache noch Macht; das Evangelium in andern Ländern zu vertheidigen, müsse man Gottes Allmacht überlassen.

So theilnahmlos oder vertrauensselig, wie der sächsische Kurfürst, sahen freilich nur wenige die Lage der Dinge an.

Landgraf Wilhelm u. A. hielt dafür, daß man wenigstens für den Nothfall über die Mittel der Rettung sich verständigen möge. Aber von irgend einer Betheiligung an den Angelegenheiten des Auslandes wollte auch er nicht mehr wissen, und dem Kurfürsten Friedrich, dem er treu ergeben war, wußte er nichts besseres zu rathen, als daß er sich aller fremden Händel entschlagen, seine Tage fürder in Ruhe hinbringen und mit Frankreich und Spanien wieder auf guten Fuß zu kommen trachten möge.

Inzwischen nahmen wenigstens in Frankreich die Dinge eine ganz andere Wendung als sich unmittelbar nach der Bartholomäusnacht erwarten ließ. Zwar hatte der Hof, wenn er auch die eifrig dargebotene Hülfe Spaniens zur gänzlichen Unterdrückung der Ketzer zurückwies, die zweifellose Absicht, dem Hugenottenthum mit Waffengewalt ein Ende zu machen. Aber der Heldenmuth der Reformirten im Süden und Westen des Landes, vor allem die begeisterte, jedes Opfers fähige Glaubenstreue der festen Städte La Rochelle, Nimes, Montauban, Sancerre, die monatelang der Uebermacht der königlichen Heere mit bewunderungswürdiger Ausdauer trotzten, vereitelte die Hoffnungen Katharinas, bis endlich Rücksichten auf die mit dem Hofe unzufriedene Partei der gemäßigten Katholiken und noch mehr auf den Stand der auswärtigen Beziehungen und die großen Vortheile, die hier in Frage standen, noch einmal den Friedensneigungen das Uebergewicht gaben.

Nur die auswärtigen Verhältnisse, so weit sie Deutschland und vornehmlich die Pfalz berühren, mögen hier angedeutet werden. Als man in Dresden und Kassel nicht minder denn in Heidelberg das Pariser Blutbad als einen vorbedachten Akt wälscher Politik verdammte und in den vorausgegangenen Bündnißverhandlungen nur ein Gewebe von List und Lügen sah, bot die französische Diplomatie alles auf, die

Gewaltthat mit einer angeblichen Verschwörung der Hugenotten zu entschuldigen und den deutschen Fürsten zu versichern, daß Karl IX. nach wie vor mit den Ständen der Augsburgischen Confession Freundschaft zu pflegen begierig sei. Es gehörte die ganze Keckheit und Unempfindlichkeit eines Schomberg, Fregoso, Retz dazu, um mit glatter Miene hinzunehmen, was sie zu hören bekamen.[2]) Aber so wenig es ihnen gelang, den französischen Hof in den Augen Friedrichs von dem Verbrechen tausendfältigen Mordes reinzuwaschen und das Vertrauen in die redlichen Absichten Karls neu zu beleben, so konnte doch auch der Pfalzgraf auf die Dauer nicht verkennen, daß wenigstens in der niederländischen Frage die Spanien feindliche Richtung der französischen Politik den Zwecken des Protestantismus diente.

Daß Karl IX., aus welchen Motiven auch immer, dem nothleidenden Wilhelm von Oranien mit bedeutenden Geldsummen zu Hülfe zu kommen sich erbot, blieb nicht ohne Wirkung auf die Heidelberger Kreise, und nicht minder günstigen Eindruck machte auf Friedrich die Nachricht von dem Erlaß des Edictes von Boulogne (10. Juli 1573), das den Städten La Rochelle, Montauban und Nimes die freie Ausübung der reformirten Religion, dem Adel Hausgottesdienst und allen Uebrigen die sog. Freiheit des Gewissens gestattete. Jetzt erst wurde Schomberg am pfälzischen Hofe wieder freundlich aufgenommen.[3])

Bis dahin hatte Friedrich dem französischen Unterhändler jede Audienz verweigert und nur Joh. Casimir zu Kaiserslautern schon im Frühjahre 1573 sich mit ihm in persönlichen Verkehr eingelassen. Den bei dem Kurfürsten viel vermögenden und ungleich leichter zu behandelnden Sohn suchte Schomberg auf mancherlei Weise in das französische Interesse zu ziehen und für dasselbe zu verwerthen.

Vor allem sollte der junge Pfalzgraf behülflich sein,

daß der Herzog von Anjou, welcher mit einem österreichischen Prinzen um die vacante polnische Königskrone candidirte, das Ziel seines Ehrgeizes erreichte, während Friedrich mit den angeseheneren deutschen Fürsten auf Andringen des Kaisers sich schon verpflichtet hatte, für den habsburgischen Thronbewerber bei den Polen einzutreten. Nun war es zwar dem französischen Gesandten trotz aller Ueberredungskünste nicht möglich, von Joh. Casimir das Versprechen zu erlangen, daß er seinerseits bei dem protestantischen Adel Polens für Anjou wirken werde; er entschuldigte sich um so höflicher, je mehr ihm zugesetzt wurde, und erbot sich blos für den Fall, daß Heinrich von Anjou wirklich erwählt würde, ihm in seinem neuen Königreiche zu Diensten zu sein; im Uebrigen aber verstand der junge Fürst den geriebenen Diplomaten so klug zu behandeln, daß dieser ihn als ganz für Frankreich gewonnen betrachtete und seine Dienstbeflissenheit dem Hofe nicht genug zu rühmen wußte.

Als Caspar von Schomberg in der zweiten Hälfte des Monats August (1573) nach Heidelberg kam, war die polnische Königswahl längst zu Gunsten Heinrichs von Valois entschieden; es handelte sich nur noch um den Weg, den der Neuerwählte nach seinem Königreiche einschlagen werde. Um mit königlichem Gefolge durch das deutsche Reichsgebiet ziehen zu können, bedurfte er der Zustimmung des Kaisers und der Kurfürsten. Gesandte der Letzteren hatten darüber so eben zu Frankfurt, von wo auch Schomberg kam, verhandelt und über die Bewilligung des Durchzuges sich geeinigt. Wie viel Friedrich hierzu beigetragen, verhehlte Dr. Ehem dem französischen Gesandten nicht. Dieser fand überhaupt die Stimmung der Heidelberger Kreise jetzt so günstig, daß er glaubte, den Schleier, womit die französische Politik ihre letzten Ziele verhüllte, etwas lüften zu dürfen.

Nicht als ob er geradezu für den Fall der nächsten

Kaiserwahl die Stimme des Kurfürsten für das Haus Valois in Anspruch genommen hätte; es genügte, wenn die Pfalz und etwa Hessen, denen andere deutsche Fürsten bald folgen würden, ein Spezialbündniß mit Frankreich abschlößen, wodurch sie sich für immer dem österreichischen Hause entfremdeten. Von den Bedingungen eines solchen Bündnisses wurde nach Schombergs Bericht in der That zwei Tage lang viel gesprochen. Daß dabei Friedrich und seine vertrauten Räthe als erste Forderung hinstellten, zu keiner Hülfeleistung gegen die Hugenotten verpflichtet zu werden, gefiel dem französischen Diplomaten zwar nicht; er hoffte aber, so versicherte er wenigstens in Paris, daß man auch über diesen Punkt noch glücklich hinweg kommen werde. Schomberg behauptet ferner, daß noch bei seiner Anwesenheit Friedrich eine Depesche an den Landgrafen Wilhelm gerichtet hätte, um auch ihn für das französische Bündniß zu gewinnen. Wenn dem so war, so hat man in Heidelberg am besten gewußt, daß der kluge Hessenfürst viel zu vorsichtig war, um auf ein solches Ansinnen einzugehen. So viel wird überhaupt aus Schombergs stark gefärbten Berichten, die hier unsere einzige Quelle sind, zur Genüge klar, daß Friedrich und seine Räthe die Thoren nicht waren, welche die ihnen gestellten Netze nicht erkannt hätten. Thöricht war dagegen Schomberg, wenn er sich und anderen mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, den Kurfürsten dazu bewegen zu können, daß er nicht allein dem Könige Heinrich auf dem Durchzuge durch die Pfalz, sondern auch dem Könige Karl und der Mutter Katharina an der Grenze Frankreichs in eigener Person seine Huldigung darbringe und so Gelegenheit finde, „die Tugenden (!) und die Liebenswürdigkeit der Mutter und ihrer Söhne mit eigenen Augen wahrzunehmen.“[4])

Wozu der Kurfürst sich verstand, war, daß er zur Begrüßung des französischen Hofes, welcher Anjou bis zur Grenze geleitete, seinen Sohn Christoph in Gesellschaft des

Grafen Ludwig von Nassau absandte, während Joh. Casimir zu seinem Schwiegervater entboten war, um dem Polenkönige durch Sachsen das Geleit zu geben. Eine Einladung, nach Heidelberg zu kommen, erhielt Heinrich nicht. Der Kurfürst, welcher ihn angeblich „in äußerst großer Devotion“ erwartete, trug kein Verlangen, den Miturheber des Pariser Blutbades in seinem Schlosse zu beherbergen, und das Versprechen, den König in Oppenheim zu begrüßen, nahm er zeitig genug wieder zurück.

Heinrich aber bedurfte einer Einladung nicht; er kam am Nachmittage des 11. Decembers (1573) mit einem Theile seines Gefolges von Speier her fast wider aller Erwarten in der pfälzischen Hauptstadt an und ritt zur Seite des Prinzen Christoph und des Grafen Ludwig, geleitet von ein paar hundert Mann zu Pferden, den Schloßberg herauf.[5])

Vergebens erwarteten die französischen und polnischen Großen, welche dem Könige folgten, daß der Kurfürst seinem erlauchten Gaste entgegenkommen und ihn ehrenvoll begrüßen werde. Der Pfalzgraf ließ sich nicht blicken, sondern mit Unwohlsein entschuldigen. Andere aber wollten wissen, daß Friedrich seine Absicht, den König an der Pforte des Prachtbaues zu empfangen, auf vielfältige Erinnerung von Seiten braver Männer wieder aufgegeben habe. Er sah den Gast, nachdem dieser abgestiegen und in das ihm zugewiesene Gemach geführt worden war, zuerst in dem sogenannten „gespiegelten Saale“ des Schlosses, richtete aber für diesmal nur einige wenige höfliche Worte an ihn. Das Mahl nahm Heinrich für sich allein und ließ sich, wie man wenigstens in Heidelberger Hofkreisen mit Entrüstung erzählte, u. a. von zwei Dirnen, in Männerkleidern und mit Ketten geschmückt, bedienen, als ob die Räume der ehrwürdigen Fürstenburg nicht schon durch seine Person hinlänglich beschmutzt gewesen wären!

Am folgenden Morgen besuchte Heinrich den Kurfürsten

in dessen Gemache und brachte volle drei Stunden (7 bis 10 Uhr) mit ihm allein zu. Den Inhalt der denkwürdigen Unterredung hat Friedrich in den Grundzügen selbst verzeichnet und so der Nachwelt überliefert.[6])

Der Pfalzgraf wünschte dem Könige zu der Thronbesteigung Glück und legte ihm christliche Fürsorge für seine neuen Unterthanen ans Herz. Er dankte ihm sodann für den Besuch und daß er seine (Friedrichs) „Ungelegenheit angesehen" und sich bis in sein Gemach bemüht hatte. Hierauf nahm das Gespräch eine ernstere Wendung. Friedrich erinnerte an das hohe Ansehen, worin Heinrich und sein königlicher Bruder früher bei den Fürsten der Augsb. Conf. gestanden. Das habe aufgehört seit den jammervollen Mordthaten in Paris und ganz Frankreich und seitdem man den Unterthanen den so oft und feierlich zugesagten Glauben nicht gehalten, die deutschen Fürsten wie England unter dem Schein der Conföderation an der Nase herumgeführt habe und noch immerfort das Evangelium auszutilgen suche. Der Kurfürst sprach sodann noch ein Wort über die arge Liederlichkeit am französischen Hofe „und daß keine Justiz vorhanden" und versicherte endlich seinem Gaste recht offenherzig, er sei in Deutschland so verhaßt, daß viele Freunde (des Pfalzgrafen) es nicht gerne sehen, daß er so viel Gemeinschaft mit ihm habe.

Man begreift, daß Heinrich auf den letzten Punkt nichts erwiederte. Um so lebhafter wies er die übrigen Vorwürfe zurück. Was das Leben am Hofe betreffe, so sei der Kurfürst selbst in jungen Jahren in Paris gewesen und habe die große Zuchtlosigkeit des damaligen Hofes gesehen; damit aber sei der Hof seines Bruders und seiner Mutter gar nicht zu vergleichen. Vor allem bemühte sich der König, als Ursache des Pariser Blutbades die angebliche Verschwörung des Admirals hinzustellen und für die Unthaten in den anderen Städten die dortigen Reformirten verantwortlich zu machen. Des Admirals

Coligny nahm sich der Kurfürst natürlich mit Wärme an; aber eben so nachdrücklich beharrte Anjou auf dem Märchen der Hugenottenverschwörung und suchte besonders sich selbst von aller Mitschuld reinzuwaschen.

Friedrich betrat nun wieder den Weg der Ermahnung: es sei nichts so böse, daß es sich nicht mit Gottes Hülfe bessern ließe. Es gelte, den Irrthum zu erkennen, die Religion in Frankreich frei zu lassen und fleißig zu Gott zu beten. Dabei legte er in die Hände Anjou's eine französische Bibel, die dieser durchblätterte, ehe er sie schweigend vor sich auf den Tisch legte. Die Freistellung der Religion in ganz Frankreich erklärte der König für unmöglich und ließ sich in dieser Anschauung weder durch biblische Gründe noch durch den Hinweis auf die in Deutschland gemachten Erfahrungen irre machen. Er bestritt auch, daß sich unter den Hugenotten die treuesten Diener und Unterthanen des Königs fänden. Endlich wurde nach allem anderen auch noch des Papstes und des Königs von Spanien, welchen Friedrich den Executor des ersteren nannte — „ich möchte nicht sein Henker sein" —, gedacht. Dabei war es dem Könige nicht wenig befremdend, zu vernehmen, daß es bei Menschengedenken einen Papst gegeben haben sollte, welcher nicht einmal von der Auferstehung der Todten etwas gehalten.

Nachmittags wurde unter der Theilnahme vertrauter Räthe über das Bündniß verhandelt, das Frankreich und jetzt auch Polen zunächst mit der Pfalz abzuschließen suchten. Friedrich aber wollte sich jetzt eben so wenig wie früher auf Separatverhandlungen einlassen, sondern nur in Verbindung mit anderen Fürsten und unter der Voraussetzung in ein näheres Verständniß mit Frankreich treten, daß die Religionsfreiheit daselbst gesichert werde.[7]) Zu Gunsten der Hugenotten fiel wiederholt noch manch kräftiges Wort. Namentlich beklagt sich Schomberg über den pfälzischen Rath Zuleger, welcher die

Sache der Religion in Frankreich immer im Kopfe und im Munde hätte. Und Friedrich selbst unterließ nicht, noch einmal seiner hohen Verehrung für den großen Mann, dessen Blut die französischen Machthaber auf ihrem Gewissen hatten, bezeichnenden Ausdruck zu geben. Er wies auf ein die Wand des Gemaches schmückendes Gemälde hin, das Coligny in Lebensgröße darstellte, und sprach zu dem Könige noch einmal von der unwürdigen Behandlung, die dem vortrefflichen Admiral widerfahren.[8]) Von dem Gastmahl des zweiten Tages hielt sich der Kurfürst wieder fern.

Der Ernst und der Freimuth, womit Friedrich dem Könige entgegentrat, blieben den Heidelbergern nicht verborgen. Aber schon an den äußeren Ehren, die er dem hohen Gaste, dessen Range entsprechend, erweisen ließ, nahmen diejenigen, welche in Anjou und seinen Begleitern nur die Mörder der französischen Glaubensgenossen sahen, lebhaften Anstoß. Von den kostbaren Geschenken, womit der König am Morgen des 13. Dec. vor seiner Abreise den Kurfürsten, dessen Gemahlin und andere Glieder des kurfürstlichen Hauses so wie die Hofleute freigebig bedachte, urtheilte man, daß er sie verbrecherischen Dienern verdanke, welche bei dem Blutbade den Laden eines reichen Pariser Goldschmiedes geplündert hätten. Ein Zeuge jener Tage beklagt, daß der Kurfürst und seine Rathgeber nicht von demselben Geiste beseelt gewesen, wie jener spanische Edelmann, welcher dem Kaiser Karl V., als dieser ihm befahl, den Ueberläufer Karl von Bourbon in seine Burg aufzunehmen, nicht verhehlte, daß er diese, sobald der Herzog sie verlassen habe, in Brand stecken werde, da sie, durch den Aufenthalt des Verräthers beschmutzt, nicht mehr werth wäre, von einem Edelmann bewohnt zu werden.

Aehnlich dachte auch das gemeine Volk in Heidelberg, welches seinen Gefühlen selbst vor den Ohren der ankommenden Gäste unzweideutigen Ausdruck gab und sich wahrscheinlich

an ihnen vergriffen haben würde, wenn sie nicht landesherrliches Geleite gehabt hätten. An der Universität endlich war ein lateinisches Epigramm verbreitet, das hoffentlich dem Kurfürsten nie zu Gesicht gekommen ist; denn es lautete ungefähr: „Ein Tirann, noch triefend von eben vergoßenem unschuldigen Blute; vermochte den Anblick eines hehren Fürsten zu ertragen; dieser aber konnte mit trockenen Augen den blutigen Mörder anschauen. Wer von beiden tadelnswerther, möchte ich wissen.“ [9])

Als der mit so finsteren Blicken verfolgte König nach weniger als zweitägigem Aufenthalt Heidelberg verließ, um sich über Frankfurt nach Hessen zu wenden, gab ihm Friedrich ausser dem von dem Prinzen Christoph geführten Ehrengeleite auch zwei vornehme Räthe mit, um in Gegenwart des Landgrafen Wilhelm über die Bündnißfrage weiter zu verhandeln. Daß neben dem feurigen Anwalt der Hugenotten, dem Licentiaten Zuleger, der weltmännisch gebildete Leiter der pfälzer Politik, Dr. Ehem, mit dieser Mission betraut wurde, ließ Schomberg Gutes hoffen. Um so größer wird seine Enttäuschung gewesen sein, als allen Bemühungen zum Trotz nicht allein der Landgraf Wilhelm die französischen Anträge wiederholt rundweg ablehnte und jede Einmischung in auswärtige Händel weit von sich wies, sondern auch die pfälzischen Räthe durch die süßesten Worte nicht für ein Separatbündniß zu gewinnen waren, da sie sich immer mehr überzeugten und von des Königs eigenem Kanzler, Herrn von Pibrac, im Vertrauen bestätigen hörten, daß es der französische Hof nur darauf abgesehen habe, des Widerstandes im eigenen Lande Herr zu werden und den Hugenotten das Garaus zu machen. [10]) In Sachsen aber bekam der König, so sehr er auch darum bettelte, den Kurfürsten August nicht einmal zu Gesicht, und daß Joh. Casimir, welcher ihm im Auftrage des Schwiegervaters das Geleite gab, über die französischen Absichten hinlänglich aufgeklärt wurde und sich nicht durch Schomberg und Retz zu tief

ins Garn bringen ließ, dafür hatte neben dem Landgrafen auch Zuleger durch rückhaltlose Mahnungen gesorgt. Friedrich selbst endlich bewahrte seinen Sohn Christoph vor Gefahren anderer Art, welche ihm in der Nähe des Polenkönigs drohten. Länger als es des Vaters Wille gewesen von Heinrich festgehalten, fand der bis dahin unverdorbene jugendliche Pfalzgraf Gefallen an der verführerischen Frauengesellschaft, womit sich der sittenlose König auch auf der Reise umgab. Davon benachrichtigt, beeilte sich Friedrich, den Prinzen zurückzurufen.[11]) Christoph ging einer rühmlicheren Bestimmung entgegen.

Ehe nämlich das Project einer engeren Verbindung mit den Fürsten der Augsb. Conf. nebst den weiteren daran geknüpften Entwürfen in der erzählten Weise zunichte wurde, hatte der französische Hof, noch in den Tagen, als man sich von jenen Verhandlungen Erfolge versprach, durch bereitwillig in nahe Aussicht gestellte Geldunterstützungen zu neuen Truppenwerbungen für Oranien ermuthigt. Sie kamen auf Betreiben der nassauischen Brüder, namentlich des unermüdlich thätigen Grafen Ludwig, eben in Gang, als der Polenkönig Deutschland durchzog, und neben Ludwig und Heinrich von Nassau hatte auch Christoph den jugendlich kühnen Entschluß gefaßt, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die mit dem kommenden Frühlinge (1574) gegen die Spanier zu Felde ziehen sollten.

Der dritte noch lebende Sohn Friedrichs, ein ritterlicher, schöner und reich begabter Prinz, von welchem auch ferner Stehende Vorzügliches erwarteten, zählte erst 22 Jahre, als er eine Laufbahn betrat, die ihn einem frühen Heldentode entgegenführte. Schon als Jüngling hatte er, theils an des Vaters Hofe, theils im Verkehre mit den Gelehrten der Universitäten Genf und Heidelberg, wo er studirte — in Heidelberg führte er sogar mit 15 Jahren das Rectorat — ganz jene politischen Gesinnungen in sich aufgenommen, die an den Brenn-

punkten der reformirten Bewegung herrschten: begeisterte Theilnahme für die unterdrückten Glaubensgenossen, grimmigen Haß gegen Spanien. Damit in Verbindung stand eine geringe Achtung vor dem mattherzigen Kaiser und dessen von habsburgischem. Interesse dictirten Dekreten.

Einen bezeichnenden Beweis dafür legte Christoph in Verbindung mit Joh. Casimir schon im Herbste des Jahres 1573 ab, als beide einige Wagenladungen Pulver (50,000 Pfd.), die Maximilian aus seinen Zeughäusern für den Herzog Alba nach den Niederlanden abgesandt hatte, trotz des kaiserlichen Geleitsbriefes, den die Wagenführer bei sich trugen, auf offener Landstraße anzündeten. So verwegen die That, so keck war der Muth, womit Joh. Casimir, der die ganze Sache auf sich nahm, dem Kaiser selbst das Geschehene anzeigte und durch die verwerfliche Bestimmung des vernichteten Kriegsmaterials zu rechtfertigen suchte. Maximilian, welcher darin Mißachtung sowohl seiner Person als des Königs von Spanien sah, nahm die Sache sehr ernst und zog wegen Ahndung des Frevels die Kurfürsten zu Rathe. Es war für Joh. Casimir, Christoph und Friedrich selbst, welcher übrigens versicherte, von dem Beginnen der Söhne nichts gewußt zu haben, als ein Glück zu betrachten, daß für dieses Mal noch August von Sachsen, so wenig er das Geschehene billigte, warme Fürsprache für den Schwiegersohn einlegte und den Zorn des Reichsoberhauptes treulich besänftigen half.

Trat in dieser Angelegenheit Christoph neben dem älteren Bruder noch in den Hintergrund, so sehen wir ihn bald darauf in der für sein Schicksal maßgebenden Angelegenheit durchaus selbständig handeln. Sicherlich entbehrte er aber hier der Zustimmung und der Unterstützung des Vaters nicht. War doch dem Kurfürsten die Sache, für die der ritterliche Prinz das Leben wagen wollte, eine so heilige, daß ihm kein Opfer zu groß dünkte. Ausserdem huldigte er der Ueberzeugung, die

er auch dem Sohne früh eingeprägt, daß der Jugend Thätigkeit heilsamer sei als Müssiggang, die Wurzel aller bösen Dinge.[12]) Dagegen blieben die Abmahnungen befreundeter Fürsten, welche, wie Hessen und Sachsen, dringend warnten, nicht ohne Noth fremde Potentaten sich auf den Hals zu laden, ebenso wirkungslos als die ernsten, ja drohenden Worte des Kaisers. Friedrich hielt daran fest, daß der von seinem Sohne aus freiem Antriebe und auf eigene Gefahr ohne Schaden und Nachtheil des Reiches unternommene Zug Kraft der hergebrachten deutschen Freiheit nichts seltsames wäre, „wie es denn bisher anderen, auch geringeren Standes, frei und unverwehrt gewesen."

Schon die Aussicht auf die Hülfe, welche Christoph im Vereine mit den Nassauischen Brüdern dem Vorkämpfer der niederländischen Freiheit zu bringen beabsichtigten, wird in entscheidenden Tagen von Einfluß auf die Entschließungen Wilhelms von Oranien gewesen sein. Alba war aus den Niederlanden, nachdem selbst Philipp II. sich von der Erfolglosigkeit des blutigen Systems überzeugt hatte, abberufen und Requesens zu seinem Nachfolger ernannt worden. Aber selbst ein versöhnliches Auftreten konnte in den nördlichen Provinzen die spanische Herrschaft und den Katholicismus nicht wiederherherstellen, wenn Oranien, mit dem das Volk sich im Glauben einig wußte, den Kampf fortsetzte. Wilhelm aber konnte sich um so leichter entschließen, trotz der Erschöpfung der ihm anhängigen Provinzen, auf Friedensverhandlungen nicht einzugehen, sondern dem großen und kühnen Ziele, das er sich gesteckt, unentwegt zuzustreben, als er wußte, daß in Deutschland eifrig für ihn geworben wurde.

Im Februar d. J. 1574 sammelten sich am Rheine Reiter und Fußvolk in ansehnlicher Zahl. Enge Verbindungen, welche die nassauischen Brüder wie die Prinzen des pfälzischen Hauses mit dem kriegslustigen Adel des westlichen

Deutschlands schon lange unterhielten, erleichterten die Werbungen.[13]) Auch französische Reiter, welche Heinrich von Anjou das Geleite durch Deutschland gegeben, schlossen sich an. So kamen gegen 3000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk zusammen.

Vom Mittel-Rhein brachen die Truppen in der Richtung von Maastricht auf, vermochten aber diese Stadt nicht zu nehmen und rückten dann das rechte Maasufer hinab, in der Absicht, jenseits dieses Flusses die Vereinigung mit den Schaaren Wilhelms von Oranien zu vollziehen. War es Mangel an Umsicht auf Seiten der Führer, oder lag die Schuld an dem meuterischen Geiste der Truppen und ihrer Disciplinlosigkeit, oder fehlte es endlich an allem Nothwendigen: genug, die Armee blieb unthätig und gelangte nicht einmal auf das andere Ufer der Maas, so daß der spanische Feldherr Avila Zeit fand, von Limburg her mit feindlichen Truppen herbei zu eilen und die Deutschen in einer schwierigen Lage zu überraschen. Es war am 14. April 1574, als sie auf der Heidefläche des Dorfes Moock durch die Spanier fast gänzlich aufgerieben wurden. Die unglücklichen Führer wenigstens ließen es an ritterlicher Gegenwehr nicht fehlen; tapfer kämpfend fand Christoph mit den Grafen Ludwig und Heinrich in wildem Schlachtgetümmel den Heldentod.

Nur die Kunde von der unerhört blutigen Niederlage, aber keine zuverläßige Nachricht über das Schicksal des jungen Pfalzgrafen erreichte Heidelberg. Bald hieß es, er sei mit einem der nassauischen Brüder von den Spaniern gefangen genommen, bald wieder, er halte sich an einem einsamen Orte verborgen, und nach Monaten noch konnte Friedrich der Hoffnung auf die Rückkehr des geliebten Sohnes nicht ganz entsagen. Als endlich an dem unglücklichsten Ausgange nicht mehr zu zweifeln war, fand der greise Vater in seiner gottergebenen und zugleich mannhaften Gesinnung den besten Trost.

„Seid guten Muthes,“ hörte man ihn zu seiner Umgebung einmal sagen; „ich weiß, daß mein Sohn ein Mensch gewesen ist, und weil es Gottes Wille ist, so ist es mir lieber, daß er um einer gerechten Sache willen in fremden Landen umgekommen, als daß er im Lande seine Zeit mit Müßiggang, welcher des Teufels Hauptkissen ist, zugebracht hätte.“

Bei solcher Denkungsweise ließ sich nicht erwarten, daß Friedrich für die Zukunft einer Politik entsagen werde, welche, ohne sichtbaren Gewinn für die allgemeine Sache, ihm persönlich so bittere Erfahrungen bereitete. Diejenigen aber, welchen er um so williger sein Ohr lieh, je mehr die Schwäche des Alters ihre Rechte geltend machte, thaten das Ihrige, um seine Theilnahme für die auswärtigen Glaubensgenossen nicht allein wach zu erhalten, sondern wo möglich noch zu steigern. Noch im J. 1574 sehen wir ihn wieder tief in die Angelegenheiten Frankreichs verwickelt.

Es war weniger mehr eine religiöse als politische Frage, um die es sich dort handelte. Die Reformirten, welche sich nach dem Edict von Boulogne für den Fall, daß ihre weiter gehenden Forderungen keine Gewähr finden würden, zum Widerstande einigten und organisirten, hatten in den über die Hofpartei mißvergnügten Katholiken Bundesgenossen gefunden. Dieser Partei der sogenannten Politiker gehörten u. a. die hochangesehenen Montmorency an. Auch der junge König Heinrich von Navarra und selbst der jüngste Bruder Karls IX., der ehrgeizige Franz von Alençon, näherten sich den Unzufriedenen. Es wurde verabredet, daß Alençon und Heinrich von Navarra am Fastnachtstage 1574 den Hof plötzlich verlassen und damit das Signal zu einer allgemeinen Waffenerhebung geben sollten.

Der Plan wurde durch des königlichen Prinzen Unschlüssigkeit und Schwäche vereitelt; die Marschälle von Cossé und Montmorency mußten in die Bastille wandern, während zwei

jüngere Brüder des Letzteren, die Herren von Thoré und von Meru, nebst dem Vicomte von Turenne nach Deutschland flohen. Eben dahin nahm auch der junge Prinz von Condé seinen Weg. Gegen die Reformirten aber, welche unter den Waffen standen, rückten neue Truppen in das Feld.

Als die Regierung diese drohende Haltung annahm, hatte Karl IX. so eben einem Gesandten Friedrichs, Dr. Weyer, ganz entgegengesetzte Versicherungen gegeben, indem er den festen Entschluß aussprach, den Frieden aufrecht erhalten, die mißvergnügten Großen beruhigen und dem in den Niederlanden kämpfenden Sohne des Kurfürsten — es war wenige Tage vor der Katastrophe auf der Moocker Haide — mit einer bestimmten Geldsumme unterstützen zu wollen.[14]) Da nun aber die feindselige Behandlung der an den Hof gelockten Marschälle und die aller Orten betriebenen Kriegsrüstungen keinen Zweifel über das den Reformirten zugedachte Loos bestehen ließen, schloß Joh. Casimir, durch neue Vorspiegelungen von Seiten königlicher Agenten nicht beirrt, mit dem Prinzen von Condé und anderen Führern der Hugenotten und deren Verbündeten einen bedeutungsvollen Vertrag ab (Juni 1574).

Der immer rührige Prinz, welcher die allgemeinen Angelegenheiten mit dem eigenen Vortheil wohl zu verknüpfen verstand, versprach einige tausend Reiter nach Frankreich zu führen, wogegen er sich nicht allein reichliche Geldentschädigung, sondern auch die Beihülfe der Verbündeten zur Wiedererwerbung der dem Reiche entzogenen Stifter Metz, Toul und Verdun in bindender Form zusichern ließ.[15])

Der inzwischen eingetretene Tod Karls IX. (30. Mai 1574) und der Uebergang der Regierung Frankreichs auf Heinrich III. hemmte die Ausführung der kühnen Gedanken. Zwar ließ sich von dem Lieblingssohne Katharina's, trotz der Anwandlungen von Duldsamkeit, die er bei der Thronbesteigung in Polen gezeigt hatte, kaum etwas anderes erwarten, als daß

er gegen die Hugenotten die Politik der Mutter beobachten werde; aber da der König selbst bei seiner Abreise aus Polen sowohl schriftlich als mündlich in Heidelberg die Bitte vortragen ließ, daß der Kurfürst alle Mittel aufbieten möge, den Frieden in Frankreich wieder herstellen zu helfen, schien wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß Heinrich versöhnlichen Vorschlägen zugänglich wäre. Daher fühlte sich Friedrich verpflichtet, den Versuch einer Friedensvermittlung zu unternehmen.

Dr. Dietrich Weyer begab sich im Auftrage zugleich des Kurfürsten und Joh. Casimirs noch einmal nach Frankreich, während Heinrich aus Krakau seinen Weg über Wien, Venedig und Turin nach dem Südosten seines Landes nahm. Noch auf savoyischem Boden traf der pfälzische Gesandte, welcher unterwegs in Paris vergebens versucht hatte, Katharina für seine Anträge günstig zu stimmen, mit dem Könige zusammen. Er wünschte ihm Glück zu dem Regierungsantritte in Frankreich und suchte die nunmehr eingestellten Kriegsrüstungen des jungen Pfalzgrafen mit den Versicherungen freundschaftlicher Gesinnung in Einklang zu bringen, um dann dem Könige die Vermittlungsvorschläge, die er im Namen Friedrichs zu machen hatte, vorzutragen und ihm für den Fall der Bewilligung vollständiger Religionsfreiheit die Hülfe der Pfalz gegen Jedermann anzubieten. Allerdings waren es weitgehende Forderungen, die im Interesse der Sicherheit der so oft und grausam getäuschten Hugenotten erhoben wurden; ihre Bewilligung hätte nichts geringeres als einen vollständigen Bruch mit der überlieferten Politik des Hofes, einen Systemwechsel tiefgreifender Art bedeutet. Aber der König bewies schon durch die vorläufige Antwort, die er gab, noch ehe er mit Katharina verhandelt hatte, wie weit er entfernt war, überhaupt ernstliche Zugeständnisse zu machen, und zu Lyon sagte Heinrich wie seine Mutter dem Gesandten unverholen und unter scharfer Zurück-

weisung der pfälzischen Vermittlungsversuche, daß man in Frankreich keinen andern als den katholischen Gottesdienst dulden werde. Vergebens waren alle Gegenvorstellungen, Ermahnungen und Warnungen; die Art, wie der feurige und furchtlose calvinische Diplomat Dr. Weyer abgefertigt wurde, ließ ihn empfinden, daß der König von Frankreich in ihm nur den lästigen Vertreter eines machtlosen deutschen Fürsten sah. Wenn aber Heinrich III. dessen ungeachtet vier Wochen später einen besonderen Gesandten nach der Pfalz schickte, um seinen Dank für die ihm durch Weyer überbrachten Glückwünsche auszusprechen und zugleich die Erwartung auszudrücken, daß man die den Reformirten bereits gewährten Versicherungen genügend finden und jene zum Gehorsam gegen den König anhalten werde, so verdiente er eine so schneidige Antwort, wie sie ihm aus Friedrichs Feder zu Theil wurde (27. Nov. 1574). Er bekam u. a. die Prophezeiung zu hören, daß, wenn er fortfahren werde, „wider den Stachel zu lecken" und seinen Unterthanen die Religionsfreiheit zu versagen, er und sein Königreich eines Tages noch in die äußerste Gefahr kommen würden.

Vielleicht würde eine deutsche Vermittlung Heinrich III. bei seinem Regierungsantritt zu einem anderen Verhalten gegen die Reformirten bestimmt haben — am französischen Hofe selbst ist diese Vermuthung geäußert worden[16]) —, wenn ausser den Pfalzgrafen auch August von Sachsen und andere Fürsten der Augsb. Conf. sich daran betheiligt hätten. Aber was 4 Jahre früher, als die Freundschaft der mächtigsten evangelischen Fürstenhäuser durch die Ehe Joh. Casimirs und Elisabeths von Sachsen besiegelt wurde, möglich gewesen war, stand nicht mehr zu hoffen, seitdem August sich von der Pfalz in Widerwillen und Groll — wir werden die Gründe der Sinnesänderung noch kennen lernen — abgewandt hatte.

Friedrich hörte indeß auch in seiner Isolirung nicht auf,

die Entwicklung der französischen Angelegenheiten mit der lebhaftesten Theilnahme zu begleiten, und als der nach Weyers resultatloser Sendung neu entflammte Bürgerkrieg nach Monaten noch, ohne eine Entscheidung zu bringen, fortwüthete, ließ Joh. Casimir auf Bitten des Prinzen von Condé und der durch ihn vertretenen Reformirten und deren Verbündeten sich von neuem bereit finden, Hülfe zu bringen, indem er nicht allein den Oberbefehl über die von mehreren Obristen geworbenen 6000 deutschen Reiter übernahm, sondern selbst noch 2000 Pferde und 8000 Schweizer anzuwerben versprach (27. Septbr. 1575). Dafür wurden ihm nicht allein reichliche Entschädigung und Belohnung in Geld zugesichert, sondern auch das im Namen der Krone Frankreich zu bekleidende Statthalteramt in Metz, Toul und Verdun, aber ohne Rückerwerbung dieser Bisthümer für Deutschland.

Auch für diesmal kamen Warnungen nach Heidelberg von allen Seiten, und wie gefahrvoll das Beginnen war, verkannte auch der Kurfürst so wenig, daß er sich durch einen besonderen Vertrag (27. Nov. 1575) die Hülfe Condé's und der Seinigen für den Fall ausbedang, daß die Pfalz angegriffen werden sollte. Uebrigens faßte Friedrich, wenn auch nicht sein wehrhafter Sohn, auch diesen Kriegszug nur als einen der wahren Religion aus Christenpflicht geleisteten Dienst, eine Auffassung, die u. a. auch ihren Ausdruck fand in den zu Ehren Joh. Casimirs von einem Doctor Jacob Theodori gedichteten und im Tone eines Kirchenliedes zu singenden Reimen: „Von der trübseligen Verfolgung der Christen in Frankreich und Niederland, daß sie Gott von der Tirannei des Antichrists und seiner Rotte erlöse und den Antichrist mit seinem gottlosen Anhang stürzen und ausrotten wolle.“[17])

Für diesmal entsprach der Erfolg den kühnsten Hoffnungen. Nachdem Joh. Casimir kurz vor Ende des Jahres (1575) das gegen 17,000 Mann starke Heer über die loth-

ringische Grenze geführt hatte, erreichte er, ohne bedeutende Kämpfe, Burgund und vereinigte sich jenseits der Loire mit den französischen Truppen, die der Herzog von Alençon gegen den eigenen Bruder ins Feld führte. Angesichts der so verstärkten feindlichen Armee entschloß sich der Hof zum Frieden und gewährte den Reformirten Bedingungen, wie sie wenige Jahre nach der Bartholomäusnacht günstiger nicht gedacht werden konnten: freie Religionsübung im ganzen Reiche, mit Ausnahme der Stadt und Umgegend von Paris, Zugang zu allen Aemtern und eine Anzahl fester Plätze zu ihrer Sicherheit.

Auch Joh. Casimir ging nicht leer aus. Das von seinen Bundesgenossen ihm versprochene Statthalteramt in Metz, Toul und Verdun gestand ihm zwar der Hof in dem Friedensvertrage nicht zu; dafür wurden ihm aber ausser reichlichen Geldentschädigungen höchst einträgliche Besitzungen in Frankreich zugesichert. Daß die ausbedungenen Zahlungen nur zum kleineren Theile geleistet und die dem Pfalzgrafen verschriebenen großen Herrschaften und deren bedeutende Einkünfte nicht wirklich in seine Hände kommen würden, sah man ebenso wenig voraus als den baldigen Wiederausbruch des Frankreich verwüstenden Bürgerkrieges. Jedenfalls hatte Friedrich Grund genug, über das glückliche Gelingen von Joh. Casimirs Zuge lebhafte Freude zu empfinden. Er konnte die Rückkehr des Sohnes, welcher durch die Verzögerung schon der ersten Zahlungen mit seinen Truppen auf französischem Boden lange festgehalten wurde, kaum erwarten. Als Joh. Casimir endlich am 25. Aug. 1576 in Heidelberg einzog, geleitete ihn der Vater gerührten Herzens zur Kirche, um Gott zu danken. Wer hätte dem greisen Fürsten, nach so manchen bittern Enttäuschungen nicht diesen Sonnenblick am Abende seines ereignißreichen Lebens gönnen mögen!

Fünfzehntes Kapitel.

Kirchliche Angelegenheiten der späteren Jahre.

Die Gefahren, welche den evangelischen Fürsten, insbesondere im Südwesten Deutschlands, von den katholischen Mächten drohten, hatten seit der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre die confessionellen Händel in den Hintergrund gedrängt. Im Frühlinge des Jahres 1567 kamen sogar Friedrich, Christoph von Würtemberg, Karl von Baden und Wilhelm von Hessen überein, den streitsüchtigen Theologen ernstlich zu befehlen, über den Artikel vom Abendmahl in Schriften und Predigten sich des Verketzerns, Verdammens und Schmähens zu enthalten. Gutmüthige Seelen mochten glauben, daß die lange ersehnte Einigkeit in einem großen Theile der evangelischen Kirche Deutschlands nunmehr erzielt wäre, indem man, übereinstimmend in der Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl, in noch streitigen Nebenfragen (über den modus praesentiae) Duldung üben werde.

Das war nun freilich die Meinung Christophs von Würtemberg nicht und noch weniger die seiner Theologen. Der Herzog ward unwillig, als die Rede ging, daß den Predigern sollte verboten worden sein, gegenüber dem Zwinglianismus ihres Streitamtes zu warten, und laut protestirte er dagegen, daß diese Absicht der Heidelberger Verabredung zu Grunde gelegen; er wollte seinen Theologen nicht „das Maul binden." [1])

Indeß kam es doch in der nächsten Zeit zwischen den Schwaben und Pfälzern nicht zu heftigen Fehden.

Dagegen fehlte es auch in den Jahren, wo Friedrich und seine Staatsmänner ganz in dem Widerstande gegen Rom und Spanien aufzugehen schienen, nicht an Kämpfen innerhalb der pfälzer Kirche selbst. Es war die Frage der Durchführung der Kirchenzucht, welche gegen Ausgang der sechsziger Jahre die Heidelberger Theologen lebhaft beschäftigte und nicht wenig entzweite.

Männer wie Olevian und Ursin waren schon seit der Zeit, wo das reformirte Bekenntniß in der Pfalz Geltung gewann, eifrig darauf bedacht gewesen, eine ähnliche Disciplin, wie sie in den calvinischen Kirchen des Auslandes bestand und in wohlthätigen Wirkungen sich bewährte, auch in der Pfalz einzuführen. Die Kirchenordnung von 1563 hatte die Nothwendigkeit der Kirchenzucht betont und die Grundsätze aufgestellt, nach denen sie eingerichtet und gehandhabt werden sollte. Die Ausführung aber war der Zukunft vorbehalten geblieben. Nun mußten sich die Heidelberger Kirchenmänner um so mehr aufgefordert fühlen, mit der Disciplin Ernst zu machen, als sie in den pfälzer Gemeinden trotz Katechismus und Kirchenordnung viel von jener christlichen Zucht und Sitte vermißten, welche die Frucht der reinen Lehre hätte sein sollen.

Von Ursin namentlich liegen laute Klagen über die herrschende Leichtfertigkeit und Zuchtlosigkeit vor. „Gott hat uns von der Idolatrie befreit, aber es folgt daraus unsägliche Zügellosigkeit, Entweihung des göttlichen Namens, der Kirche, der neuen Lehre und der Sakramente.“ Diejenigen, ruft er zürnend aus, welche dem Unwesen steuern sollten, geben es zu oder verhindern doch nicht, daß die christlichen Heiligthümer unter die Füße der Hunde und Schweine getreten werden. Es duldet Gott mancherlei, selbst große Mängel und Gebrechen in seiner Kirche; aber wenn die öffentliche

und offizielle Gutheißung hinzukommt, dann entbrennt sein Zorn."[2])

Nicht allein in Briefen an vertraute Freunde sprach sich der strenge Theolog in diesem Sinne aus, sondern er ließ auch im Mai 1568 dem Kurfürsten, welchem er, als Lehrer des Sapienzcollegiums, in seiner amtlichen Stellung nicht näher kam, durch den Geheimsekretär Cirler eine Denkschrift zustellen, worin er mit derselben Offenheit über die Vernachläßigung der inneren kirchlichen Angelegenheiten und die unberufene Einmischung in die französischen Kriege Klage erhebt. Er beschuldigt den Kirchenrath, daß derselbe, statt für die verwahrlosten Gemeinden zu sorgen, Visitationen zu halten, die Disciplin einzurichten, kriegerische Politik treibe; insbesondere weist er auf jene, aus der Fremde stammenden Kirchenmänner hin, welche jung, verwegen, unerfahren, von Ehrgeiz und Habsucht entbrannt, in die Kriegstrompete blasen und zur Unterstützung der verweichlichten, im Glauben schwachen französischen Prinzen drängen.[3])

Während Ursin die ausländischen, in Heidelberg einflußreich gewordenen Kirchenpolitiker, so weit sie in auswärtige Angelegenheiten sich mischten, rückhaltlos verurtheilte, sollte er in den besten unter den aus der Fremde gekommenen Männern eifrige Bundesgenossen finden, sobald die Einführung einer strengen Kirchenzucht ernstlich in Frage kam. Im J. 1569 erscheinen neben Olevian, Ehem, Zuleger auch Marius, Dathen und Zanchius als diejenigen, welche die Durchführung der Disciplin nach französischem und niederländischem Muster betreiben.

Es konnte kaum zweifelhaft sein, daß der Kurfürst, in Folge seiner strengen Lebensanschauung und im Hinblicke auf die von ihm so hoch geachteten Einrichtungen der fremden Kirchen, auf der Seite dieser Männer stand. Aber es erhoben sich doch auch angesehene Stimmen gegen die Bestrebungen

der strengen Calvinisten. Der rührige hochgebildete und freigesinnte Kirchenrath Erast namentlich focht mit allen Waffen für jenes staatskirchliche System, das die Disciplin in die Hände der Polizei und des weltlichen Strafgerichts legte. Er stellte in Briefen an seine Schweizer Freunde die Gegner als fanatische und herrschsüchtige Pfaffen, als die Heidelberger Bischöfe und Päpste dar und trieb das Haupt der Züricher Schule, Bullinger, an, auf den Kurfürsten im Sinne der staatskirchlichen Doctrin einzuwirken. Mit Erast im Bunde standen ausser einigen Professoren und Predigern eine Reihe von höheren Beamten, zu denen auch der alternde Kanzler Probus gehörte auch Joh. Casimir zählte sich zu ihnen.

Der Streit entbrannte immer heftiger und wurde in Wort und Schrift, auf der Kanzel wie auf dem Lehrstuhle verhandelt. Namentlich trat Olevian in seinen Predigten mit großem Nachdrucke für die Gewalt auf, welche das Ministerium ecclesiasticum (der Pfarrer sammt den Aeltesten) über die Sitten aller Gemeindeglieder ohne jede Ausnahme, selbst dem Fürsten gegenüber, habe. Der kirchlichen Obrigkeit so weiten Spielraum zu gewähren, sagte indeß auch Friedrich nicht zu, so daß Olevian eines Tages sich herausnahm, vor der versammelten Gemeinde laut darüber zu klagen, daß der fromme Fürst wider die heilsamste und schriftgemäßeste Maßregel durch die Anstrengungen des weltlichen Beamtenstandes eingenommen werde.[4]) Wir dürfen zweifeln, ob Friedrich zehn Jahre früher sich so etwas selbst von dem ihm liebsten Theologen hätte bieten lassen. Jetzt war es ein eben so unerwartetes wie beklagenswerthes Ereigniß, was Olevian und seinen Gesinnungsgenossen den Sieg verschaffte.

Unter den Gegnern der Kirchenzucht hatten sich Adam Neuser, Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg, und Silvan, Inspector zu Ladenburg, durch ihren Eifer hervorgethan. Eitel und selbstgefällig begegneten beide der obersten Kirchen-

behörde mit Trotz und Widerspenstigkeit, und als Neuser zur Strafe seines Pfarramtes entsetzt und auf die Abhaltung eines Frühgottesdienstes verwiesen wurde, verlor er vollends seinen Halt. [5]) Hatte er nebst Silvan schon früher mit den von arianisch gesinnten Polen in Heidelberg gehegten antitrinitarischen Vorstellungen sich befreundet, so faßte er jetzt den Gedanken des vollständigen Abfalls vom christlichen Glauben. Silvan theilte diese Verirrung und schrieb u. a. einen Aufsatz „wider den dreipersönlichen Abgott und den Zwei-Naturten-Götzen“ mit heftigen Ausfällen wider die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi, während Neuser sogar ein Schreiben an den türkischen Kaiser entwarf, worin er sich zu dem strengen Monotheismus des Islam bekannte und den Sultan aufforderte, Deutschland zu überfallen, mit dem Versprechen, ihm durch Ausbreitung seiner Glaubensmeinungen Vorschub zu leisten.

Dies sinnlose Treiben wurde entdeckt, als Neuser, Silvan und Mathias Vehe, Diakon zu Kaiserslautern, eine Reise nach Speier unternahmen, um mit dem auf dem Reichstage anwesenden Gesandten des Fürsten von Siebenbürgen, welcher als Beschützer der unitarischen Lehre bekannt war, sich über ihre beabsichtigte Flucht nach jenem Lande zu berathen und dem Gesandten Briefe an dortige Gesinnungsgenossen zu übergeben.

Zum Unglück kamen diese Briefe — man weiß nicht gewiß, auf welchem Wege — in die Hände des Kurfürsten, welcher die drei so schwer blos gestellten Männer nebst einem Prediger Suter sofort verhaften ließ und nun auch in Besitz der zuerst erwähnten verhängnißvollen Schriftstücke gelangte.

Wie schmerzlich Friedrich von dieser Entdeckung betroffen war, läßt sich denken. Diener der Kirche seines Landes waren nicht etwa blos entschuldbaren Irrthümern verfallen, sondern hatten sich zur Verbreitung einer Ketzerei verbunden, welche die Gottheit Christi und die h. Dreieinigkeit leugnete, ja

verhöhnte. Wer wie er die höchste Aufgabe seines Lebens in dem Kampfe für die Ehre Gottes erkannte, konnte die Lästerung wider das Wesen und die Göttlichkeit des Herrn nur als ein schweres Verbrechen auffassen. Was war auch natürlicher, als daß er in diesem Falle die gegen die Schuldigen zeugenden Schriftstücke nebst ihren mündlichen Aussagen vor allem seinen theologischen Rathgebern zur Begutachtung vorlegte?

So wurden Olevian, Ursin, Boquin und andere veranlaßt, das bemitleidenswerthe Amt von Ketzerrichtern zu übernehmen; sie entledigten sich desselben mit jener alttestamentlichen Strenge und Härte, die den ächtesten Schülern Calvins eigen war.

Neuser und Silvan, so urtheilten sie in ihrem weitläufigen Gutachten, haben nicht allein Gott gelästert, sondern sich auch wider den christlichen Glauben verschworen und die Herrschaft des Türken zu fördern getrachtet, also an der Gottheit und an dem Vaterlande Verrath geübt. Gebietet nun schon das Mosaische Gesetz, Gotteslästerer zu steinigen, so sind die Umstände, die das hier begangene Verbrechen begleiten, der Art, daß auch „das allerzarteste Gewissen“ vor der äußersten Strenge nicht zurückschrecken darf. Nur an das Steinigen ist heutigen Tages eine christliche Obrigkeit nicht mehr gebunden, sondern sie mag auch zum Schwerte, Henken oder anderen Mitteln greifen. Dagegen sollen Versicherungen der Reue und Beßerung keinen Anspruch auf Begnadigung verleihen. Ja wir würden der ewigen Strafe und des Zornes Gottes schuldig sein, wenn wir, um Jenen das gottlose Leben zu fristen, die Ehre Gottes, welche des Lebens Ursprung ist, aber so gotteslästerlicher Weise mit Füßen getreten wurde, unter den Füßen liegen ließen „durch eine gottlose Barmherzigkeit!“

Wo unter der Herrschaft der alttestamentlichen Theologie solche Gesinnung waltet, kann es kaum überraschen, mit der

erbarmungslosen Anwendung des Schwertes auch den Gebrauch der Folter empfohlen zu sehen. In der That rathen die Heidelberger Kirchenmänner, auf daß alle, welche es mit den Uebelthätern halten — es sollen angesehene und hochgeachtete Männer darunter sein — entdeckt werden, dem Kurfürsten dringend, eine fleißige Inquisition oder „peinliche Frage“ (d. h. die Folter) mit den Gefangenen anzustellen.[6])

Glücklicher Weise wurde Friedrich durch seinen menschlichen Sinn davor bewahrt, ganz nach dem Rathe der Theologen zu verfahren. Aber so weit hatte auch er mit den Jahren der Herrschaft alttestamentlicher Anschauungen sich unterworfen, daß er der Stimme seines Herzens, die zur Milde und Vergebung mahnte, nicht zu folgen wagte. Auch die weltlichen Räthe, welche größtentheils unbefangener als die Geistlichen urtheilten, vermochten durch ihr Gutachten seine theologischen Skrupel nicht zu beseitigen. So blieb die fragliche Angelegenheit Jahr und Tag in der Schwebe, indem der Kurfürst, Angesichts der Eigenthümlichkeit und Ungeheuerlichkeit des Verbrechens, weder die zuständigen Gerichte nach den Gesetzen des Landes verfahren lassen mochte, noch auch selbst das Urtheil, zu dem er sich aus biblischen Gründen befugt hielt, zu sprechen wagte.

Inzwischen hatte Neuser, welchen der Kurfürst selbst zu bekehren versucht, durch die Flucht seinen Richtern sich entzogen, um in der Türkei ein klägliches Ende zu finden. Es handelte sich also nur noch um Silvan und die jedenfalls minder schuldigen Genossen Suter und Vehe. Da nun aber Silvan sowohl in schriftlichen Bekenntnissen als in Unterredungen mit den Theologen Zanchius und Tremellius hinlängliche Beweise seiner Sinnesänderung gab, glaubte man allgemein an seine baldige Befreiung, für welche die höheren weltlichen Räthe sich einmüthig aussprachen.

Um so weniger vermochte man es sich zu erklären, daß

Silvan im Herbste des Jahres 1571 plötzlich auf Befehl des Kurfürsten von Heidelberg nach Mannheim in ein schlechteres Gefängniß abgeführt wurde. Wir wissen heute, daß inzwischen Friedrich von Dresden her zu dem strengsten Verfahren gegen den Unglücklichen ermuntert worden war. Dorthin hatte er einen vertrauten Rath mit dem Auftrage gesandt, von dem Kurfürsten August sein und seiner politischen Räthe Gutachten zu erbitten, nicht das der sächsischen Theologen, da diese ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit den Heidelbergern nach der Bibel und den göttlichen Rechten urtheilen würden. Aber auch die vornehmsten kursächsischen weltlichen Räthe erklärten sich nebst ihrem Herrn dafür, daß die Gotteslästerer am Leben gestraft werden sollten, nur nicht mit Feuer, sondern aus Rücksicht auf den erfolgten Wiederruf mit dem Schwerte.[7]) Das sächsische Gutachten konnte in Friedrichs Augen um so mehr Gewicht haben, als politische Rücksichten es räthlich erscheinen ließen, am wenigsten am Dresdener Hofe den Verdacht aufkommen zu lassen, als ob man es in dem viel verleumdeten Heidelberg mit dem Abfall vom Glauben leicht nehmen möchte. Gleichwohl vergingen, da inzwischen von anderen Seiten Gutachten für und wider eintrafen, noch mehrere Monate, ehe der ängstlich abwägende Kurfürst zu einem Entschlusse kam. Am 11. April endlich schrieb er mit eigener Hand das Urtheil, das über Suter und Vehe als Verführte die Landesverweisung, über Silvan aber die Todesstrafe verhängte, nieder. Friedrich berief sich dabei auf den h. Geist, der in diesem Falle Lehrer und Meister sei, und den auch er zu haben glaubte, Dieser Glaube aber, der unseren Fürsten in anderen Fällen so sicher leitete, schützte ihn in dieser beklagenswerthen Angelegenheit nicht vor neuen Skrupeln. Noch volle 8 Monate blieb das Urtheil unvollzogen; erst am 23. März 1572 wurde Silvan auf dem Marktplatze zu Heidelberg enthauptet; er starb, wie die Theologen nach allen Seiten berichteten, als frommer Christ.[8])

Wenn Friedrich für die Wittwe Silvans und seinen zwölfjährigen Sohn, welcher aus kindlicher Liebe die lange Gefangenschaft des Vaters getheilt hatte, freigebig sorgte, so gab er nur von neuem zu erkennen, daß nicht angeborne Härte, sondern die Abhängigkeit von theologischen Doktrinen ihn zu einer Handlung verleitet hat, welche nicht schon von den Zeitgenossen, sondern erst nach 2 Jahrhunderten, seit den Tagen, wo Aufklärung und Toleranz zur Herrschaft gelangten, als ein dunkler Flecken in dem Lebensbilde des Kurfürsten betrachtet wird.

Daß das Treiben Silvans und seiner Freunde gerade zu der Zeit ans Licht gezogen wurde, als der Streit über die Kirchenzucht aufs höchste entbrannt war, beschleunigte naturgemäß den Sieg der strengeren Richtung. Auf Grund eines am 15. Juli 1570 zu Speier ausgefertigten Befehles wurden in allen pfälzischen Gemeinden Presbyterien eingerichtet, welche, aus dem Prediger und den Aeltesten bestehend, die Censur der Sitten zur Besserung der Irrenden handhaben und über die Halsstarrigen Kirchenbußen verhängen sollten. In dem Aeltestencollegium der Heidelberger Gemeinde fanden sich Vertreter des Hofes, der Kanzlei, der Universität, des Stadtrathes und der Bürgerschaft. Es ist indeß bezeichnend, daß es nicht an angesehenen Männern fehlte, welche aus Widerwillen gegen die ganze Maßregel das Aeltestenamt ablehnten. So der Professor Sigmund Melanchthon, der Neffe des berühmten Theologen. Er gehörte zu denen, welche in der Kirchenzucht eine „spanische Inquisition" sahen. Dafür wurden ihm die letzten Jahre seines Lebens nicht wenig verbittert.[9]) Auch andere mit der jetzt zur Herrschaft gelangenden Richtung nicht übereinstimmende geachtete Männer hatten mancherlei Verfolgung zu bestehen. Am schlimmsten aber traf die Ungunst der Theologen den Thomas Erast, als dieser auch nach der Katastrophe, welche über die ihm zum Theil befreundeten Arianer gekommen, noch

fortfuhr, nicht ohne Leidenschaftlichkeit den Vorkämpfern der Kirchenzucht Opposition zu machen. Er ward nicht allein mit dem Kirchenbann belegt, sondern sah sich auch am Hofe zurückgesetzt, so daß ein sittlich verkommener Italiener, Pigavetta, welcher ihm grollte, es zweckmäßig fand, ihn in einer besonderen Schrift als Haupt der Arianer in der Pfalz hinzustellen. Obwohl die Anklage jedes Beweises entbehrte, nahm der Kurfürst die Sache so ernst, daß er selbst den Beschuldigten, dem die Stadt zu verlassen verboten wurde, unter Theilnahme des Rectors der Universität und je zweier Professoren der Theologie und der Rechtswissenschaft zum Verhöre zog. Die unparteiische Untersuchung mußte die völlige Grundlosigkeit der frivolen Anklage darthun, und Friedrich säumte nicht, vor allen versammelten Lehrern der Universität und den kurfürstlichen Räthen dies auszusprechen. Wenn der Kurfürst indeß noch ein zweites Verhör mit Erast über dessen Glaubensrichtung in alleiniger Gegenwart zweier Theologen anstellte, so scheint er nur die Absicht gehabt zu haben, den tief Gekränkten und Verbitterten mit seinen Gegnern wieder auszusöhnen. Dann legte er allen bei dem Handel betheiligten Personen das tiefste Stillschweigen auf.[10])

Wenn aber schon in Heidelberg unter den Augen des Hofes und der obersten Kirchenbehörde das Institut der Kirchenzucht auf vielfachen Widerstand stieß, so wird die Durchführung desselben noch größeren Schwierigkeiten in anderen Gemeinden begegnet sein, zumal in denjenigen, wo es an Männern mangelte, welche für das Aeltestenamt hinlänglich tauglich gewesen wären. Und wie verhielt es sich mit den Folgen des Instituts für Leben und Sitte? Sind der groben Laster, woran das Zeitalter nach allgemeiner, immer wiederkehrender Klage so reich war, unter der Herrschaft der strengen Kirchenzucht weniger geworden? Oder ist es gelungen, die laue, wenn nicht kirchenfeindliche Masse zu einer regen Theilnahme

an dem kirchlichen Leben zu erziehen? Als die zwei Pfarreien Heidelbergs in drei Parochien mit je zwei Predigern getheilt wurden, spottete Erast der vergeblichen Mühe, da man bis jetzt nicht einmal die zwei Pfarrkirchen zu füllen vermocht, und auch Ursinus war von vornherein überzeugt, daß man es weder in der Pfalz noch irgendwo in Deutschland in der Angelegenheit der Kirchenzucht zu etwas mittelmäßigem bringen werde.[11]) Jedenfalls hätte es, um auf einem so schwierigen Boden sichtbare Früchte zu erzielen, einer längeren Zeit ununterbrochener Arbeit bedurft, als sie Friedrich und den Seinen noch vergönnt war. Immerhin aber konnte der Hofprediger Tossanus am Grabe Friedrichs und im Angesichte der Feinde es als eine Thatsache, die Jedermann zugeben müsse, hinstellen, „daß zu Heidelberg und in der ganzen Pfalz nun eine andere Zucht, Stille und geschicktes christliches Wesen ist, als vor etlichen Jahren gewesen."

Sollte das Ideal eines christlichen Staates, wie es Friedrich vorschwebte, zur Wirklichkeit werden, so galt es vor allem völlige Uebereinstimmung der Unterthanen in der Kirchenlehre zu erzielen und die Landeskirchenordnung nebst Katechismus überall zur Herrschaft zu bringen. Es konnte zwar geduldet werden, daß die reformirten Fremdengemeinden, welche, abgesehen von der französischen Gemeinde zu Heidelberg, zumeist aus eingewanderten Niederländern bestanden, bei ihrer wesentlichen Uebereinstimmung mit der Heidelberger Kirchenlehre eine gewisse Sonderstellung einnahmen, aber unverträglich mit dem Landeskirchenthum waren jene kleinen Gemeinden der Wiedertäufer, die sich seit dem Bauernkriege und dem Münsterischen Aufruhr theils aus heimischen, theils aus zugewanderten Anhängern der Secte gebildet hatten. Da sie ein frommes stilles Leben führten und durch Fleiß und Betriebsamkeit zur Blüthe der Rheinlande nicht wenig beitrugen, hatte man ihnen bisher stillschweigend Duldung angedeihen lassen.

Nun war es Friedrich, welcher den lebhaften Wunsch empfand, auch sie in die Gemeinschaft der pfälzer Kirche zu bringen und zwar um so mehr, als er von zahlreichen Proselyten hörte, welche die Wiedertäufer im Lande machten.[12]) Er ließ daher die wiedertäuferischen Lehrer von nah und fern zu einem Religionsgespräche einladen, das zu Frankenthal, jenem rasch aufblühenden Orte, dessen erste Ansiedler Niederländer waren, gehalten werden sollte. Den Eingeladenen wurde nicht allein freies Geleite zugesichert, sondern auch freigebig für Herberge, Speise und Trank vierzehn Tage vor und nach dem Termine gesorgt. Sie erschienen zahlreich und verhandelten 20 Tage lang (28. Mai bis 19. Juni 1571) mit mehreren Wortführern der pfälzer Kirche, unter denen nur Dathenus genannt sei, über die Autorität der h. Schrift, die Dreieinigkeit, die Menschwerdnung Christi, die Erbsünde, ferner über die Lehre von der Rechtfertigung, Ehe, Gütergemeinschaft, Kindertaufe und Abendmahl. Gewonnen wurde freilich auch in diesem Falle mit dem Religionsgespräche nichts, man müßte es denn als einen Erfolg ansehen, daß man, wenn auch resultatlos, so doch ohne Bitterkeit von einander schied, wie man auch voll Mäßigung disputirt hatte.

Friedrich sah seinen lebhaften Wunsch vereitelt, und wenn er auch hinfort nicht im Sinne Jener handelte, welche nach Luthers und Melanchthons Vorgange die Wiedertäufer von Staatswegen ausgerottet wissen wollten, so ging er doch mit den strengsten Strafen gegen Diejenigen vor, welche wiedertäuferische Lehren predigten, tauften oder irgend eine kirchliche Handlung vornahmen.[13]) Von den Vorstehern der Wiedertäufer spricht er in einem an Joh. Friedrich gerichteten Briefe (18. Juni 1571), wie von „bösen Buben“, und noch im Jahre 1573 wurden dieselben auf einer zu Heidelberg unter des Kurfürsten Vorsitz abgehaltenen Synode nicht besser angesehen als Zauberer und Menschen, „so Vieh und Leute segnen

und dem Teufel hulden." Wie diese nach Synodalbeschluß alsbald von Schultheißen und Gerichtspersonen gefänglich eingezogen und nach Erwägung der Umstände an Geld und Leib gestraft werden sollen, „so soll auch nach den Wiedertäufervorstehern von Gerichtswegen fleißig getrachtet werden, gegen welche Churpfalz als Aufwiegler und Uebertreter ihrer churfürstl. Gnaden Verbot Leibesstrafen fürzunehmen gedenken."[14]) Daß es zum Vollzuge der angedrohten Strafen gekommen wäre, hören wir nicht. Wäre es der Fall gewesen, so hätte Friedrich allerdings noch weniger schlimmes gethan, als was am 27. Jan. 1536 zu Jena geschah, wo drei Wiedertäufer, mit denen Melanchthon vergeblich disputirt hatte, auf dem Markte enthauptet wurden, weil sie bei dem bleiben wollten, was Gott sie gelehrt habe.

Während Friedrich die Wiedertäufer, welche nicht nach aussen hervortraten und sich mit Hausandacht begnügten, wenigstens duldete, fanden die Juden gar keine Gnade vor seinen Augen. Denn nicht allein, daß er deren keine im Lande duldete, sondern er machte es auch seinen Nachfolgern testamentarisch zur Pflicht, sie für ewige Zeiten von der Pfalz fern zu halten. Allerdings konnte er sich dabei auch auf die letztwilligen Dispositionen seiner Vorgänger berufen und auf das große Unheil hinweisen, das die Israeliten durch ihren „Wucher, Finanzerei und andere böse Stück" erfahrungsmäßig überall anrichten, wie sie so viele Christenmenschen ausziehen, sie in Armuth und an den Bettelstab bringen; aber Friedrich verhehlt doch nicht, daß ihm die Juden nicht allein als öffentliche Verderber der armen Leute, als Landesbeschädiger, Verräther und gefährliche Practizirer verhaßt sind, sondern daß er in ihnen namentlich Gotteslästerer sieht, welche („was das höchste ist") unsers Erlösers und aller derer, die seinen Namen ehren und bekennen, abgesagte Feinde sind.[15]) So waren die Juden auch die Einzigen, an welchen Friedrich nie Bekehrungsversuche gemacht hat.

Der Katholizismus fristete in den letzten Regierungsjahren Friedrichs, als sich der Eifer, womit er über das Seelenheil der Unterthanen von jeher gewacht hatte, so sichtbar noch steigerte, auf pfälzischem Gebiete sein Dasein nur noch an einigen wenigen Orten, wo in die Hoheitsrechte mit Kurpfalz sich benachbarte geistliche Fürsten theilten. Hatte Friedrich die Rechte und Ansprüche der letzteren immer gering angesehen, sobald das religiöse Interesse in Frage kam, so war er am wenigsten in seinen alten Tagen geneigt, darauf viel Rücksicht zu nehmen. Im J. 1571 setzte er es durch, daß in einigen Dörfern bei Germersheim, die er in Gemeinschaft mit dem Bischof von Speier besaß, der reformirte Gottesdienst eingeführt wurde. Hier wurde ihm die Arbeit allerdings durch die freundliche Gesinnung des Bischofs von Speier erleichtert. In Hemsbach an der Bergstraße dagegen, wo die politische Herrschaft dem eifrig katholischen Bischofe von Worms zustand, während Friedrich blos die Patronatsrechte ausübte, wurden die reformatorischen Bestrebungen des Pfalzgrafen durch die schlechte Aufführung der letzten katholischen Geistlichen befördert. Der Eine, ein starker Trinker, der einmal sogar die Osternacht hindurch gezecht hatte, schlief nach dem Vaterunser auf der Kanzel ein. Durch Zupfen und mit dem Zuruf „auf Herr Johannes!" suchte ihn der Kirchendiener zu wecken. „Ich kann beim Sakrament nicht predigen," ließ sich der schlaftrunkene Pfarrherr vernehmen und die der Scene beiwohnende Gemeinde blieb am Ostertage ohne Gottesdienst. Der Untaugliche wurde abgesetzt, aber ein anderer katholischer Geistlicher welcher an die Stelle trat, konnte wegen seines ärgerlichen Lebenswandels — er wurde als Vater von 7 Kindern bekannt — noch weniger Achtung beanspruchen. Da griff denn endlich der churfürstliche Patron durch und beseitigte den Pfarrer mit sammt dem Katholizismus in Hemdsbach. David Pareus wurde im J. 1573 der erste reformirte Prediger daselbst.

Um diese Zeit war in der Rheinpfalz, mit Ausnahme eines ritterschaftlichen Landstriches[15b]), auch das lutherische Kirchenthum, gegen welches der Kurfürst Jahre lang angekämpft hatte, äußerlich verschwunden, aber der lutherischen Abendmahlslehre hingen im Herzen noch Geistliche an und hie und da machte einer auch dem Landesherrn gegenüber kein Hehl daraus. Trat er bescheiden und ohne Gehäßigkeit auf, so übte Friedrich Geduld und war nur bestrebt, ihn durch Belehrung für seine Ansicht zu gewinnen. Zu seiner Freude gelang ihm dies auf der schon erwähnten Heidelberger Synode im J. 1573 mit einem 60jährigen Greise, mit welchem selbst der schlagfertige Olevian längere Zeit vergeblich disputirt hatte. Als der Kurfürst sah, daß der Eifer und die Heftigkeit des Letzteren über den ehrwürdigen Gegner nichts vermochten, nahm er selbst das Wort und brachte es durch seine eben so klare und überzeugende als freundliche und gewinnende Auseinandersetzung dahin, daß der bisher lutherisch gesinnte Prediger öffentlich bekannte, daß ihm jetzt zuerst das Verständniß der reformirten Kirchenlehre erschlossen worden sei.[16])

Wie glücklich würde Friedrich gewesen sein, wenn es ihm gelungen wäre, auch die Oberpfälzer mit seinem Bekenntnisse zu befreunden. Daran fehlte, als er im Januar 1567 nach längerem Aufenthalte die entfernte Provinz verließ (S. 283), noch vieles, beinahe alles. Denn nicht allein, daß die wenigen calvinischen Prediger, die er mit Gewalt in ein paar Städten, namentlich in Amberg einsetzte, vor leeren Bänken predigten und dem Spott und Hohn des Volkes sich preisgegeben sahen, sondern auch die Beseitigung der auffälligsten Ueberreste des Katholizismus stieß vielfach auf schroffen Widerstand. Selbst die Amberger waren im Laufe der beiden folgenden Jahre nicht dahin zu bringen, daß sie mit den „abgöttischen" Bildern vollständig aufräumten, und diejenigen Stücke, die sie etwa entfernten, auch der Zerstörung preisgaben; noch weniger

aber wollte man sich hier und anderswo von dem Chorrock, dem Communiontüchlein, dem lateinischen Gesange und ähnlichen Dingen trennen. Indeß kam es doch soweit, daß die bisherigen Beschützer des oberpfälzischen Lutherthums, die verwittwete Kurfürstin Dorothea in Neumarkt und selbst der Kurprinz Ludwig, der Statthalter zu Amberg, ihre Sache für verloren und den Sieg des ihnen so verhaßten Calvinismus für nahe bevorstehend hielten.[17]) Voraussichtlich würde auch der hartnäckigste Widerstand endlich gebrochen worden sein, wenn Friedrich, wie schon oben angedeutet, den Muth gehabt hätte, einen Plan auszuführen, der zur Zeit der Verbindung Joh. Casimirs mit dem sächsischen Hofe wiederholt in Heidelberg erwogen wurde, nämlich die Entfernung des Kurprinzen aus Amberg und die Uebertragung des Statthalterpostens auf den dem Vater gleichgesinnten zweiten Sohn. Was Friedrich bewog, auf diese anscheinend der Ausführung nahe Maßregel zu verzichten, war neben der Rücksicht auf den Erstgebornen, welchen außer der väterlichen Liebe auch politische Erwägung zu schonen gebot, gewiß auch die Ueberzeugung, durch Belehrung und ohne Anwendung von Härte den Wiederstrebenden noch gewinnen zu können.

Aber während ein rücksichtsloseres Vorgehen hätte zum Ziele führen können, war das Drängen und Drohen, dem in entscheidender Stunde die That nicht folgte, vielmehr geeignet, die Elemente des Widerstandes zu verstärken. Auch die schon muthlos Gewordenen schöpften neue Zuversicht, wenn sie sahen, daß man nicht einmal an den widerspenstigsten Geistlichen die ihnen angedrohte Strafe der Amtsentsetzung wirklich vollzog.

Dazu kamen noch unglückliche Zwischenfälle, welche in Amberg gegen die Reformbestrebungen Friedrichs ausgebeutet wurden. Der dort als Generalsuperintendent der reformirten Kirche bestellte Dr. Joh. Matthäus von Schmalkalden hatte den Verdacht erregt, durch Verkehr mit Neuser, welcher, aus

Heidelberg entflohen, eine kurze Zeit in der Oberpfalz sich aufhielt, von dem Arianismus angesteckt worden zu sein. Da er sich, nach Heidelberg geladen, nicht zu reinigen vermochte, wurde er im J. 1572 seines Amtes entsetzt. Er kehrte darauf zum Lutherthum zurück und denuncirte in Wort und Schrift Friedrich als einen Sacramentirer. Als dann der Kurfürst zwei neue Geistliche nach Amberg sandte, that er den Mißgriff, diese in ihr Amt durch Olevian einführen zu lassen, welcher nicht allein von seinem frühern Aufenthalt her in Amberg übel angesehen war, sondern jetzt in seinem Feuereifer die Unvorsichtigkeit beging, die Heidelberger Lehre vom Abendmahle in der schärfsten antilutherischen Fassung vorzutragen. Es war natürlich, daß die Amberger jetzt erst recht glaubten, vor Prädicanten, welche Brod und Wein im Abendmahle für leere Zeichen hielten, sich nicht genug hüten zu können.

Zu Anfang des J. 1574 beschloß dann der Kurfürst, um den religiösen Zustand des Landes genau kennen zu lernen und die entsprechenden Maßregeln anzuordnen, eine Visitation vornehmen zu lassen. Vergebens stellten ihm die drei für diesen Zweck ernannten Commissäre vor, daß die Visitation, statt Nutzen zu stiften, der Regierung Spott und Verkleinerung eintragen werde, indem man ihren Anordnungen nach wie vor mit Ungehorsam begegne. Würde es aber auch gelingen, die „abgöttischen" Bilder und die anstößigen Ceremonien zu beseitigen, so würden in Ermanglung besserer Unterweisung die abgöttischen Meinungen in den Herzen der Leute bleiben oder Unglauben und völlige religiöse Verwahrlosung an die Stelle treten. Daher würde es besser sein, zu warten, bis man eine Generalvisitation mit ernstlicher Reformation unter der Leitung eines der Söhne des Kurfürsten oder anderer angesehener Männer werde vornehmen können.

Da der Kurfürst auf seinem Willen beharrte, kam es, wie die Visitatoren vorher gesagt: sie stießen überall auf trotzigen

Widerstand und ernteten Spott und Verachtung, so daß sie nach längerer Arbeit noch nachdrücklicher als früher zu strengen Maßregeln und unnachsichtiger Bestrafung jeder Widerspenstigkeit riethen.

Obwohl die Amberger Regierung sich ganz in demselben Sinne aussprach, ließ Friedrich noch ein Jahr vergehen, ehe er sich für den ihm so dringend angerathenen Weg entschied. In Amberg aber befestigte sich mittlerweile die Hoffnung, daß der Kurfürst, statt weiter vorzugehen, den Rückzug antreten werde. Der Statthalter selbst theilte diese Hoffnung und war in seiner Weise für die Verwirklichung derselben thätig. Ludwig befürwortete zu Anfang des neuen Jahres (1575) die Bitte der Amberger, daß die 2 reformirten Prediger aus der Stadt wieder abberufen werden möchten. Die zwar abweisende, aber weitläufig motivirte und in freundlichem Tone gehaltene Antwort, die ihm darauf (25. Febr.) von dem Vater zutheil wurde, zeigte von neuem, wie großen Werth Friedrich darauf legte, den Sohn und dessen Amberger Gesinnungsgenossen auf dem Wege der Belehrung und friedlichen Auseinandersetzung für seinen Standpunkt zu gewinnen.

Was die Fürsprache des Statthalters nicht vermocht hatte, sollte jetzt eine Deputation des Amberger Magistrats in Heidelberg zu erreichen suchen. Im April 1575 erschienen vor dem Kurfürsten die beiden Bürgermeister, 6 Rathsherren und der Stadtschreiber und baten nicht ohne Ungestüm um die Abberufung der reformirten Geistlichen, deren Predigten nicht zur Erbauung dienten. Friedrich dagegen verlangte von den Deputirten, daß sie jene Prediger fleißig anhören möchten, und suchte alle Bedenken zu beseitigen, die sie dagegen vorbrachten. In demselben Sinne sprachen die weltlichen und geistlichen Räthe, insbesondere Tossanus, zu ihnen. Die Abgesandten waren nicht alle gegen diese Vorstellungen unzugänglich, aber der Bürgermeister Gretser, einer ihrer Führer,

erinnerte laut daran, daß sie gekommen seien nicht zu unterhandeln, sondern sich des Auftrages ihrer Mitbürger zu entledigen.

Jetzt hielt es der Kurfürst endlich an der Zeit, sein landesherrliches Ansehen geltend zu machen. Er sandte den Großhofmeister Grafen Ludwig von Witgenstein, den Hofprediger Tossanus und die beiden Kirchenräthe Zuleger und Heckel mit umfassenden Vollmachten und dem gemessenen Befehle nach Amberg ab, dem Verdammen auf den Kanzeln und der Verkündigung irriger Lehren (mündliche Nießung, Genuß der Ungläubigen, Wirksamkeit des Sacramentsgenußes ex opere operato) ein Ende zu machen, die abgöttischen Bilder und unevangelischen Ceremonien zu beseitigen und die widerspenstigen Prädicanten abzuschaffen.

Derartige Aufträge auszuführen, wäre jetzt nur noch mit Hülfe der bewaffneten Macht möglich gewesen. Als die Abgesandten im Mai 1575 nach Amberg kamen, schützte ihr hoher Rang sie nicht vor der schmählichsten Behandlung. Zu Hunderten rotteten sich die Amberger „mit gewehrter Hand“ zusammen, traten selbst dem Großhofmeister, dem ersten Beamten des Kurfürsten, trotzig unter die Augen, verspotteten und verlachten ihn; ja sie warfen mit Steinen in die Kirche, wenn ein Calvinist predigte, und hinderten die Uebergabe der Hauptkirche zu St. Martin an die Reformirten mit Gewalt.[18])

Wenn auf solche Nachrichten hin der Kurfürst in den Rheinlanden Truppen aufgeboten und die widerspenstige Stadt zu Paaren getrieben hätte, so wäre er formell im Recht gewesen. Es fehlte auch in Heidelberg namentlich in theologischen Kreisen nicht an Stimmen, welche die Anwendung kriegerischer Maßregeln nicht allein für zuläßig, sondern für rathsam, ja nothwendig hielten. Wundert sich doch selbst Ursin, der stille Gelehrte, daß dieselben Leute, welche Krieg nach Frankreich zu tragen wagen, nicht den Muth haben, den eigenen

Unterthanen vorzuschreiben, daß sie keine der Wahrheit feindliche und Falsches lehrende Prediger berufen dürfen.[19]) Andere dagegen, unter ihnen die angesehensten weltlichen Räthe, fanden ein bewaffnetes Einschreiten unter allen Umständen so bedenklich und gefährlich, daß sie lieber sogar für Nachgiebigkeit stimmten.

Friedrich befand sich in keiner geringen Verlegenheit und schwankte in seinen Entschlüssen hin und her. Zuerst wollte er den Sohn, dessen Parteinahme die Amberger bis zu offener Widersetzlichkeit ermuthigt hatte, nach Heidelberg rufen; dann dachte er selbst mit starkem reisigen Gefolge einige Wochen in Amberg seinen Aufenthalt zu nehmen und mit dem gehörigen Nachdrucke seine reformatorischen Absichten durchzusetzen. Da er für den Herbst des Jahres (1575) an einem kurfürstlichen Collegialtage in Regensburg theilzunehmen versprochen hatte, wäre der vorausgehende Zug nach Amberg weniger auffallend erschienen.

Schon war an die kurfürstlichen Lehenleute und Diener der Befehl ergangen, sich für den 30. Juli, nicht allein mit einem Ehrenkleide, sondern mit Harnisch, Sturmhaube und Feuerbüchse ausgerüstet, bereit zu halten und der Kurfürst Ludwig angewiesen, statt nach Heidelberg zu kommen, für die Unterbringung und Verpflegung des reisigen Gefolges Vorsorge zu treffen, als der Plan wieder aufgegeben oder doch aufgeschoben wurde. Hatte die eifrig lutherische Gemahlin Joh. Casimirs Recht, wenn sie heimlich nach Dresden berichtete, daß der pfälzische Adel, der allerdings zum Theil mit dem Lutherthum sympathisirte und, eifersüchtig auf den Landesherrn, nicht zur Unterdrückung ständischer Vorrechte geneigt sein mochte, habe vernehmen lassen, „sie wollten nicht mit nach der Oberpfalz, denn sie gedächten nicht wider Gott zu streiten?“ Oder war das Unwohlsein, das den Kurfürsten um die Mitte des Monats September befiel, so ernstlich und die

Einsprache des Leibarztes so nachdrücklich, daß Friedrich aus diesem Grunde sowohl von dem Besuche des Kurfürstentags als von dem Zuge nach Amberg abstand?[20]) Nach Regensburg wurde Ludwig als Stellvertreter des Vaters abgeordnet und in der Oberpfalz blieb alles in der Schwebe. Zwar gab Friedrich den Räthen, die er zu dem Collegialtage neben dem Sohne absandte, in Beziehung auf die Amberger Sachen einen „starken Befehl" mit; aber die Gesandten fanden, als sie an Ort und Stelle kamen, daß es nicht möglich noch rathsam, dergestalt anzufangen, da man des Statthalters halben keine Handhabe hätte. Von Ludwig selbst, in welchem sie den künftigen Herrn nicht verkannt haben werden, mußten sie strenge Worte hören: man gestatte den Ambergern den Religionsfrieden nicht und keine Prediger der Augsb. Conf.; man gehe mit Praktiken um, hetze Vater und Sohn, auch Bruder wider Bruder.

Befreundete Fürsten, wie Wilhelm von Hessen, welcher übrigens schon wegen seiner Schwester, Ludwigs Gemahlin, nahen Antheil an den Vorgängen nahm, unterließen ebenfalls nicht, in Heidelberg wiederholt zur Vorsicht und Besonnenheit zu mahnen. Wie könne man, meinte der Landgraf, den Bischöfen verweisen, daß sie gegen ihre evangelischen Unterthanen Glaubenszwang üben, wenn Friedrich mit seinen Oberpfälzern ähnlich verfahre? Der Kurfürst wollte nun freilich (16. Dec. 1575) nicht zugeben, daß es ein und dasselbe sei, Jemand zum Guten und zu Gottes Wort oder zum Bösen und zur Abgötterei zu treiben; übrigens sei es auch nicht wahr, daß er seine Unterthanen wegen ungleicher Meinung von Abendmahl, wenn sie sich sonst bescheiden hielten, anfechte: ohne Zweifel trugen aber doch Erwägungen, wie der Landgraf sie anregte, dazu bei, daß man von schärferen Maßregeln immer wieder absah und nach wie vor die Widerstrebenden, selbstverständlich ohne jeden Erfolg, eines Bessern zu belehren suchte.

Da der Kurfürst durch seinen Hofprediger Tossanus über die mit den Ambergern gepflogenen Verhandlungen eine in ermahnendem Tone gehaltene Schrift herausgeben ließ, blieben jene eine öffentliche Antwort nicht schuldig, und als Friedrich im Sommer 1576 drei Rathsherren und sechs angesehene Bürger von Nabburg, wo die der Stadt aufgedrungenen reformirten Prediger seit 9 Jahren vor leeren Bänken predigten, nach Heidelberg beschied, machte weder eine Predigt Tossans, die sie anzuhören gezwungen wurden, noch die Ansprache des Kanzlers, noch auch die eigene Auseinandersetzung des Kurfürsten den erwarteten Eindruck. Es gehörte Friedrichs starker Glaube dazu, um nach allen diesen Enttäuschungen bis an sein Ende an der Meinung festzuhalten, daß eine gründliche Darlegung der reformirten Lehre auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen könne.

Während so in den späteren Lebenstagen des Kurfürsten die kirchlichen Verhältnisse in einem Theile des pfälzischen Staatsgebietes sich immer unerquicklicher gestalteten, lebte auch der Hader der Heidelberger Theologen mit den Wortführern des Lutherthums in Würtemberg von neuem auf, und gleichzeitig brach über die mit dem Calvinismus sympathisirenden kursächsischen Theologen der Wittenberger Schule eine Katastrophe herein, die, von verhängnißvoller Bedeutung für das ganze protestantische Deutschland, nirgend schmerzlicher als in Heidelberg empfunden wurde. Indem wir dies letztere Ereigniß einer besonderen Darlegung vorbehalten, gehen wir hier noch mit ein paar Worten auf den erwähnten Streit der schwäbischen und pfälzischen Theologen ein.

Sobald im Sommer 1570 die traurigen antitrinitarischen Verirrungen entdeckt waren, wurde die Befürchtung laut, daß von feindlicher Seite daraus neue Waffen gegen die Heidelberger Kirchenlehre geschmiedet werden möchten. Durch die Strenge, womit Friedrich gegen Silvan und dessen Mitschuldige

einschritt, beugte er dieser Gefahr nicht vor. Andreä nämlich, der Kanzler der Universität Tübingen, welcher schon längst zu behaupten gewagt hatte, die Heidelberger verträten, indem sie die Majestät Christi angriffen, die Dogmen des Alkoran, konnte es nicht unterlassen, sich nun gelegentlich seiner Prophetengabe zu rühmen und geradezu die Anklage zu erheben, daß die Lehre der pfälzer Theologen die Brücke zum Mohammedanismus bilde. Er that es in Predigten, die er zu Memmingen hielt und durch den Druck verbreitete. So erfuhr denn alle Welt, daß die Heidelberger nicht allein Calvinisten, Nestorianer und Arianer, sondern auch auf dem Wege seien, „dem Gräuel des türkischen Alkoran" zu verfallen.

Von diesen lieblosen Angriffen wurde Niemand schmerzlicher berührt als Friedrich. Es hätte ihm, bekannte er dem Kurfürsten von Sachsen, in seinem „nunmehr wohl erlebten Alter" Beschwerlicheres nicht begegnen können, und unmöglich dürfe er auf seinen Schulen und Kirchen solche hochbeschwerliche Diffamation und Lästerung sitzen lassen. Er forderte daher nicht allein von Ludwig von Würtemberg mit Berufung auf das vor 5 Jahren von dem Vater desselben mit ihm und anderen Fürsten getroffenen Uebereinkommen, wonach fernerhin den Theologen Schmähungen nicht zu gestatten wären, daß Andreä zur Rechenschaft gezogen werde, sondern er befahl auch seinen Heidelberger Theologen, ein kurzes Bekenntniß von der Dreieinigkeit, von den beiden Naturen in Christo und dem h. Abendmahl nebst Widerlegung der boshaften Beschuldigungen Andreäs zu veröffentlichen. Unter Ursins Feder wurde aus dieser Bekenntniß- und Vertheidigungsschrift zugleich eine Anklageschrift, welche den Gegnern vorwarf, daß sie mit ihrer Lehre vom Abendmahl, von der Allenthalbenheit des Leibes Christi nur die päpstliche Abgötterei bestätigten.[21])

Es war ein aussichtsloses Beginnen, wenn unter diesen Umständen noch einmal der Versuch gemacht wurde, die tiefe

Kluft, welche die pfälzer Kirche von den mehr oder weniger streng lutherischen Kirchen Deutschlands trennte, zu überbrücken. Der Landgraf Wilhelm hatte den Muth, das Werk in Angriff zu nehmen, aus keinem anderen Grunde als um des Evangeliums willen, dessen Lauf durch das ärgerliche Ketzeriren der Theologen mehr als durch alle Persecutionen des Papstes gehindert werde.[22]) Er brachte auf Anregung desselben Andreä, welcher den Calvinismus so heftig bekämpfte und daneben in Concordienentwürfen auf lutherischer Grundlage seine Lebensaufgabe setzte, ein freundliches Gespräch reformirter und lutherischer Theologen in Vorschlag. In Heidelberg aber, wo man sich der Trennung von dem Lutherthum eben so klar bewußt war wie der Zusammengehörigkeit mit der ausserdeutschen reformirten Welt, konnte man sich nur mit einer Generalsynode, auf welcher die Calvinisten aller Länder in demselben Maße wie die Stände der Augsb. Conf. vertreten wären, befreunden; und als der Landgraf zur Vorbereitung eines solchen Generalconcils eine Verständigung in engerem Kreise herbeiführen wollte, indem drei lutherische Theologen mit Ursin, Beza und dem Schweizer Gualtherus sich besprechen sollten, eignete Friedrich auch gegen diesen Vorschlag die Bedenken sich an, welche die Genfer und Züricher geltend machten. Der Kurfürst gab dabei der Hoffnung Ausdruck, daß, wenn auch keine Generalsynode und somit auch keine Union zu Stande kommen sollte, die Fürsten und Stände Deutschlands endlich doch über den Hader der Theologen hinweg Frieden und Eintracht bewahren und weder das Verdammen und Verketzern gestatten, noch mit Ausschluß von dem Religionsfrieden drohen würden. Dann werde auch, meinte Friedrich, manch christlich Herz, das jetzt aus Furcht vor Verfolgung hinter dem Berge halte, der Wahrheit ungescheut beifallen und also zuletzt der Streit von sich selbst erlöschen, mit anderen Worten: alle Welt zum reformirten Bekenntniß übertreten.

Wilhelm dagegen, welcher tief verstimmt über die auf allen Seiten erlebte Enttäuschung den Plan der Union fallen ließ und entschlossen war, „bei diesen verworrenen Köpfen“ sich nicht mehr der Sache anzunehmen, konnte die Besorgniß nicht unterdrücken, daß es, statt zu Eintracht und Frieden, endlich a verbis ad verbera kommen möchte. Er selbst freilich hörte trotz aller bitteren Worte nicht auf, in allen großen Fragen getreulich das Gesammtinteresse des Protestantismus zu vertreten, und Friedrich wußte sich mit ihm noch in seinen letzten Lebenstagen auch dogmatisch so sehr in Uebereinstimmung, daß er ihn als einen Gesinnungsgenossen betrachtete, welcher einst auch öffentlich sagen werde, was er jetzt heimlich denke.[23]) Aber was wollte der Landgraf, was sein guter edler Wille bedeuten im Vergleiche mit dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Uebergang in's Lager der Gegner?

Sechszehntes Kapitel.

Die Abwendung Sachsens. Friedrichs vergeblicher Kampf gegen die katholische Reaction.

Der Kurfürst August hatte, wie wir wiederholt zu bemerken Gelegenheit fanden, auch zu den Zeiten, wo er in wichtigen Fragen dem Pfalzgrafen seine Unterstützung lieh, nie ein Hehl daraus gemacht, daß er weder mit der Heidelberger Theologie, soweit sie, wie bei der Abendmahlslehre, in calvinischem Gewande auftrat, noch mit den die ganze protestantische Welt umfassenden politischen Zielen der pfälzischen Staats- und Kirchenmänner übereinstimmte. Dagegen näherten sich sowohl die tonangebenden Theologen der Wittenberger Schule als einflußreiche sächsische Staatsmänner in ihren Gesinnungen und Bestrebungen mehr und mehr den Heidelbergern und hegten im Stillen die Hoffnung, auch den Kurfürsten allmälig ganz und gar den streng lutherischen, insbesondere weiblichen Einflüßen, die sich am Dresdener Hofe geltend machten, entziehen zu können. Um das Jahr 1570 hatte es in der That den Anschein, als ob August mit dem Pfalzgrafen im Wesentlichen eines Sinnes wäre. Trat er doch zur Zeit des Speirer Reichstages an der Seite Friedrichs als Fürsprecher der Hugenotten wie der Niederländer auf und machte sich nicht allein in Rom und Madrid gründlich verhaßt, sondern gerieth auch in weiteren Kreisen in den Verdacht, gegen den Kaiser feindliche

Gesinnungen zu hegen. Er sei, hieß es, mit anderen Kurfürsten bemüht, die Wahl eines Habsburgers zum römischen Könige zu hindern; ja, man traute ihm zu, daß er selbst nach der Krone trachte, und hielt daher für wahrscheinlich, daß der päpstliche Plan, den Pfalzgrafen mit Berufung auf sein im Reiche verbotenes Bekenntniß abzusetzen, sich auch auf ihn erstreckte. Weiter wird berichtet, daß, als zu Anfang des Jahres 1571 das falsche Gerücht von dem Tode Augusts sich verbreitete, Alba darüber lebhafte Freude äußerte.[1])

Wie schlecht kannte man ihn! Ein dem habsburgischen Hause gefährlicher Ehrgeiz war dem sächsischen Kurfürsten ebenso fremd wie innere Theilnahme für die Reformirten. Den durch Herzog Moritz dem Albertiner Hause gewonnenen Machtbesitz gegen alle Anfeindungen der Ernestiner und deren Anhänger zu behaupten und durch gelegentliche Erwerbungen noch zu mehren, war das Ziel seiner Politik. Solange Joh. Wilhelm, der Pensionär der französischen Krone, mit fremdem Gelde den Adel aufbieten und andererseits als Beschützer des strengsten Lutherthums auf die mächtig angewachsene Partei der Flacianer sich stützen konnte, hatte das Interesse Augusts für die französischen Angelegenheiten wie seine Freundschaft für die Pfalz ganz besondere Gründe. Aber gemeinsame Sache mit den Calvinisten zu machen und auf den Ruhm zu verzichten, ein lutherischer Fürst und zwar der mächtigste unter allen zu sein, kam ihm nicht in den Sinn. Als im J. 1571 die Wittenberger Theologen einen Katechismus veröffentlichten, welcher, im Wesentlichen ein Auszug aus dem in Sachsen sanctionirten Corpus doctrinae Melanchthons, als kryptocalvinisch weit und breit verdächtigt wurde, beschied er die Theologen des Landes nach Dresden, um ein Bekenntniß vom Abendmahle aufzusetzen, das gut lutherisch wäre. So entstand der sog. Dresdener Consens, welcher die Lehre Luthers mit der Melanchthons als ihrer weiteren Entwickelung geschickt

in Einklang zu bringen wußte und den Kurfürsten befriedigte, weil ihm nicht klar wurde, wie weit Melanchthon über Luther hinaus gegangen war.[2]) Da hörte er zu seiner peinlichen Ueberraschung, daß die Heidelberger Theologen in diesem sächsischen Bekenntniß nichts anderes als ihre eigene Meinung finden wollten, und von Joh. Casimir wurde er gebeten, die Verfasser im Vertrauen zu fragen, was für ein Unterschied denn eigentlich zwischen ihrer Lehre und der der pfälzer Theologen vorhanden sei.[3])

Sofort forderte August von den theologischen Fakultäten und den Consistorien seines Landes eine kurze, runde und unzweideutige Darstellung des Unterschiedes zwischen der kursächsischen Lehre und dem Heidelberger Katechismus. Leider fanden die Schüler Melanchthons nicht den Muth, jetzt offen zu bekennen, daß dieser Unterschied nicht bestehe, sondern sie suchten sich mit weitläufigen und gewundenen Erklärungen zu helfen. Da verlangte August eine kurze Gegenüberstellung der unterscheidenden Lehrsätze auf einem einzigen Blatte, und erst als der vom Lutherthum zur reformirten Auffassung vorgedrungene Johann Stößel, Superintendent zu Pirna, diese Aufgabe mit Verleugnung seiner besseren Ueberzeugung erfüllte und der nicht minder angesehene Hofprediger Schütz sich zustimmend äußerte, war der Kurfürst wieder beruhigt. Seit dieser Zeit (Anfang des Jahres 1572) aber mehrten sich die Anzeichen von dem wachsenden Einfluße des strengen Lutherthums am Dresdener Hofe. Daß die Kurfürstin Anna dabei die leitende Rolle übernahm, war den Wittenbergern und ihren Freunden nicht verborgen. Auch Friedrich war darüber unterrichtet und zwar um so mehr, als er in dem steigenden Haße, den Elisabeth, Joh. Casimirs Gemahlin, gegen das reformirte Kirchenthum an den Tag legte, den Geist der Mutter erkannte. Wenn er aber glaubte, auch auf diese durch freundschaftliche Ermahnungen einwirken zu können und dabei an seine verewigte Gattin,

die fromme Maria, und deren Bekehrung vom Lutherthum zur reformirten Lehre erinnerte, so bewies er, daß er Augusts Gemahlin doch nicht richtig beurtheilte.[4])

Im Frühlinge des Jahres 1573 begleitete Anna den Kurfürsten August nach Wien, und diese Reise sollte von entscheidender Bedeutung werden. Kurz zuvor (2. März 1573) war Joh. Wilhelm, der Schützer der Flacianer, der offene und gefürchtete Widersacher des Kurfürsten, mit Hinterlassung zweier unmündiger Söhne und eines Testaments, das August von der Vormundschaft ausschloß, gestorben. Die vormundschaftliche Regierung mit Hülfe des Reichsoberhauptes zu erlangen und auf Kosten seiner Mündel nach Kräften für sich auszunützen, war die Absicht, die den Kurfürsten an den Kaiserhof führte.[5])

Von da an hat August keinen Zweifel mehr an der Ergebenheit, womit er dem habsburgischen Hause diente, aufkommen lassen. Ebenso unzweideutig aber mehrte sich sein lutherischer Eifer und zugleich jener Widerwille gegen den Calvinismus, der auch am Kaiserhofe herrschte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann dieser Gesinnung jene Männer zum Opfer fallen würden, welche ihren Einfluß auch jetzt noch in anderer Richtung geltend zu machen suchten.

Merkwürdiger Weise sollte die Verschwägerung mit dem Heidelberger Hofe, von der man in reformirten Kreisen so großes erwartet hatte, jetzt nur noch dazu dienen, August in der feindseligen Gesinnung gegen alles calvinische Wesen zu befestigen.

Joh. Casimirs Gemahlin führte in der Pfalz ein trauriges Leben. Von ihrer Mutter unaufhörlich zu treuem Festhalten an dem lutherischen Glauben ermahnt, betrachtete sie nicht allein das pfälzische Kirchenthum mit finsterem Auge, sondern stand auch ihren Verwandten fremd und mißtrauisch gegenüber, hinter jeder freundlichen Ansprache einen Bekehrungs-

versuch witternd. Selbst mit dem Gemahl lebte die leidenschaftliche Frau in Zwistigkeiten, die zumeist in ihrer confessionellen Engherzigkeit wurzelten. Wie groß diese war, zeigte sich u. a. im Sommer 1573, als sich Elisabeth Mutter fühlte. Sie hatte keine größere Sorge als daß das Kind nicht von dem ihr beigegebenen sächsischen Prediger, sondern von einem „Zwingler" getauft werden möchte, was um so mehr zu fürchten stand, als ihr Gemahl, statt sie zu den Eltern nach dem fernen Dresden reisen zu lassen, sie von Kaiserslautern nach Heidelberg führte, damit sie dort die Niederkunft erwarte. So mußte denn auf Betreiben Annas der Vater sich in's Mittel legen und die lutherische Taufe des erwarteten Kindes von Joh. Casimir fordern. Die Sorge war freilich voreilig. Elisabeth kam mit einem todten Kinde nieder. Kurfürst August aber empfing von dem Schwiegersohne einen Brief, der von tiefer Verstimmung über das an ihn gestellte Ansinnen zeugte.[6])

Als Joh. Casimir dann gegen Ende des Jahres (1573) sich ohne die Gemahlin nach Dresden begab, bekam er harte Worte zu hören. Drohte doch August, es sich Land und Leute, Gut und Blut kosten zu lassen, wenn man die Verlassene gegen die Eheverabredung von ihrem Glauben drängen würde. Der Pfalzgraf ließ nun seine Gemahlin kommen, damit sie selbst für ihn zeugen könne. Mit Elisabeth kam ihr Hofprediger Wagner, um gleich seiner Herrin dem Kurfürstenpaar ausführlich aus der Pfalz zu berichten. Was mündlich gesprochen wurde, wissen wir nicht. In einem ausführlichen uns erhaltenen Schriftstücke aber berichtet Wagner auf Verlangen auch über die Verbindung der Heidelberger mit den Wittenbergern und weiß in einer auf die Gemüthsverfassung Augusts und seiner Gemahlin klug berechneten Weise über das Liebäugeln der Einen mit den Anderen mancherlei vorzubringen, was nur dazu dienen konnte, die Aufregung des Kurfürsten zu steigern.

Wenige Wochen später brach endlich die lange vorbereitete Katastrophe über Diejenigen herein, welche dafür büßen sollten, daß sie sich unterfangen hatten, den Kurfürsten auf antilutherische Wege zu führen. Aufgegriffene vertrauliche Briefe aus jenem Kreise mußten dazu dienen, die Anklage wegen Conspiration zur Einführung calvinischer Lehre zu begründen, und Kerkerhaft wurde über Diejenigen verhängt, welche bis dahin das höchste Vertrauen genossen. Ja Craco, der vieljährige Leiter der sächsischen Politik, der sich um Theologie wenig gekümmert, aber um so mehr Neid und Haß auf sich geladen hatte, je größer sein Ansehen und seine Verdienste waren, erlag im Gefängniße nach wahrhaft unmenschlicher Behandlung den Folterqualen. Er sollte sich zu Dingen bekennen, deren er sich nicht schuldig wußte, insbesondere auch zu Conspirationen mit dem pfälzer Staatsmann Ehem. Daß Caspar Peuzer, Melanchthons Schwiegersohn, die Zierde der Wittenberger Hochschule und des Kurfürsten langjähriger Leibarzt, ja Freund, dem Calvinismus heimlich Vorschub geleistet haben sollte, war Ursache, daß er 20 Jahre in Gefangenschaft lebte und daß August einmal sogar an seine Hinrichtung dachte.

Der Sieg der fanatisch lutherischen Partei war vollständig. Eine Denkmünze, die August schlagen ließ, sollte den Triumpf auch der Nachwelt verkündigen; in seiner Hand hält der kampfgerüstete Fürst eine Waage, in deren sinkender Schaale das Christuskind mit der Ueberschrift „Allmacht" liegt, während in der anderen die zu leicht befundenen Wittenberger nebst dem Teufel sitzen mit der Aufschrift: „Vernunft."

Mehr noch als die Lutheraner hatten die Katholiken Ursache, sich der gründlichen Umkehr Augusts zu freuen. Jetzt wurde es auch dem spanischen Gesandten, als er mit dem Kaiser als Gast zu Dresden weilte, wohl an einem Hofe, wo der lutherische Prediger nicht müde wurde, wider die calvinische Secte und den „verruchten Beza" zu donnern,

während man den Katholicismus mit ausgesuchter Rücksicht behandelte und in Rom weitgehende Hoffnungen erweckte.

Mit welchen Empfindungen man dagegen in Heidelberg die Nachricht von den berührten Vorgängen aufnahm, braucht kaum gesagt zu werden. Sowohl das Schicksal der so hart betroffenen Männer als die unheilvolle Bedeutung der Ereignisse für den Protestantismus weit über Sachsen hinaus erregte die lebhafteste Theilnahme. Bei Friedrich selbst kam dazu noch die Rücksicht auf die Würde und Ehre des mißleiteten Fürsten, welcher alles dasjenige jetzt verdammte, was er zuvor gebilligt und gutgeheißen hatte.[7]) Da man sich aber nicht darüber täuschte, daß Erinnerungen von pfälzischer Seite in diesem Falle am wenigsten Gehör finden würden, so wurde Landgraf Wilhelm angegangen, in Dresden zur Mäßigung zu mahnen, und zwar um so mehr, als schon in Frankreich und Italien wie in Deutschland die Feinde der Evangelischen triumphirend sich vernehmen ließen, sie würden sich das Exempel Augusts zu Nutzen machen.[8])

Indeß konnte es sich Friedrich nach einigem Zögern doch nicht versagen, selbst an den Kurfürsten August ausführlich und eindringlich zu schreiben, und er ließ sich auch durch die scharfe zurückweisende Antwort, die er empfing, nicht abhalten, die nutzlose Correspondenz fortzusetzen. Gegenüber der barschen Leugnung jeder Glaubensgemeinschaft zwischen Sachsen und Pfalz vertritt Friedrich mild und ruhig den Gedanken brüderlicher Eintracht, indem man in den wesentlichen Punkten übereinstimme und nur in Nebenfragen abweiche, worauf August freilich erwiedert, daß er den Artikel vom h. Abendmahle für den vornehmsten in der ganzen christlichen Lehre halte. Noch heftiger bestritt er, daß in Luthers Büchern anders vom Abendmahle gelehrt werde als in Melanchthons Schriften, insbesondere in dem Corpus Doctrinae, und als hierauf Friedrich unverholen antwortete, daß in Luthers Kirchen noch viel

vorhanden, was dem Papstthum nicht sehr unähnlich sähe und guter Reformation bedürfte, bekam er den Bescheid, daß der Pfalzgraf, weil er denn sammt seinen Theologen das Lutherthum für Papstthum halte, es auch hinnehmen müsse, wenn man ihm sage, wohinaus die calvinische Lehre endlich führe, wie ja das Werk in den Niederlanden und in Frankreich klar beweise.[9])

Unter solchen Umständen war es ein aussichtsloses Bemühen, den Kurfürsten August zu einer milderen Behandlung der in Gewahrsam genommenen Theologen zu bestimmen. Wohl hatten Papisten, wie Friedrich an den Landgrafen Wilhelm schrieb, in ähnlichem Falle Männer, welche sie der Religion wegen gefangen gehalten, auf seine Verwendung frei gegeben und sie ihm überlassen, aber August dachte wie seine Tochter Elisabeth, welche, sobald sie zu ihrer hohen Freude vernahm, daß der Vater „die Zwingler gekriegt habe", dringend rieth, sie nicht aus der Hand zu lassen, da man in Heidelberg heimlich so sehr darnach trachte, sie zu bekommen.[10]) Ja, sogar der Kaiser bat vergebens, Peuzer in seine Dienste treten zu lassen; August hielt den berühmten Gelehrten fest, angeblich weil er ihn zwingen wollte, sich zu bekehren, und als Landgraf Wilhelm nach Jahr und Tag auf Bitten Friedrichs noch einmal sich für den Gefangenen verwandte und denselben in hessische Dienste zu nehmen wünschte, meinte der Kurfürst, Gott solle ihn bewahren, daß er ihm einen Mann überließe, welcher wie dieser „Bube" das Gift der falschen Lehre verbreiten und auch in Hessen großes Uebel anrichten könnte.[11])

Wie wenig aber wollte das Loos des Einzelnen, so schwer es auch sein mochte, im Vergleiche mit den unheilvollen Wirkungen bedeuten, welche Augusts blinder Calvinistenhaß fortan auf die allgemeinen Angelegenheiten ausübte. Hatte er bis dahin der pfälzischen Politik, ohne sie immer zu billigen,

gelegentlich Vorschub geleistet, so sagte er sich jetzt los von jeder Rücksicht auf die Freundschaft und Verwandtschaft, die ihn an Heidelberg knüpfte; er ermunterte sogar den Kaiser zu strengem Vorgehen gegen den Schwiegersohn, als im Herbste des Jahres 1574 Joh. Casimirs kriegerische Absichten ruchbar wurden. In allen Dingen, versicherte er, für des Kaisers Autorität und die bestehenden Reichsconstitutionen eintreten zu wollen.[12])

Zu keiner anderen Zeit hätte dem Wiener Hofe diese Dienstbeflissenheit werthvoller, dem protestantischen Interesse aber nachtheiliger sein können. Schon seit Jahren hegte Maximilian den Wunsch, seinem ältesten Sohne zeitig die Nachfolge im Reiche zu sichern. In Spanien erzogen und von Spaniern auch in Deutschland umgeben, war Rudolf der päpstlichen Partei in demselben Maße willkommen, als die Protestanten Ursache hatten, seine Candidatur mit Vorsicht, ja mit Mißtrauen aufzunehmen. Am wenigsten konnte man in Heidelberg verkennen, wie viel bei einer neuen Königswahl auf dem Spiele stand.

Wir haben gesehen, wie sehr Friedrich seiner Zeit sich sträubte, in die Wahl Maximilians noch bei Lebzeiten Ferdinands I. zu willigen, indem er in der Verbindung des österreichischen Hauses mit Spanien eine ernstliche Gefahr für den Protestantismus erkannte und zugleich dafür hielt, daß es von höchstem Werthe wäre, wenn im Falle einer Thronvacanz eine Zeitlang das pfälzische Reichsvicariat an Stelle der kaiserlichen Regierung träte und so der Ausbreitung der wahren Religion eine Weile Raum gegeben würde. Und doch handelte es sich damals um einen Candidaten, welchen die Protestanten zu den Ihrigen glaubten zählen zu dürfen, während Rudolfs gut katholische Gesinnung eben so wenig in Zweifel gezogen werden konnte, wie seine Hinneigung zu Spanien. Wie war dem Kurfürsten zuzumuthen, diesem Prinzen seine Stimme zu geben

nach allem, was in den letzten Jahren in- und ausserhalb des Reiches geschehen war?

Friedrich säumte nicht, sobald er von der Absicht des Wiener Hofes, die Wahl zu betreiben, erfahren hatte, sich an seine Mitfürsten, darunter auch die Erzbischöfe von Mainz und Köln, zu wenden, um vor der Berufung der Wahlversammlung vertrauliche Verhandlungen anzuknüpfen und seine Bedenken, hier vorsichtiger, dort rückhaltloser, zur Geltung zu bringen. Aber nicht allein die geistlichen Kurfürsten wollten von einer Zusammenkunft der Räthe vor dem Wahltage nichts wissen, sondern auch Sachsen und Brandenburg erklärten sich dagegen. Sie alle waren mit Augusts Zuthun für den Plan des Kaisers schon gewonnen und der sächsische Kurfürst hatte Maximilian sogar angewiesen, wie der Widerspruch des Pfalzgrafen unschädlich gemacht werden könnte, obwohl er diesem versicherte, daß er dem Kaiser gegenüber in der Wahlsache nicht gebunden sei, sondern alles bis zu der persönlichen Zusammenkunft der Kurfürsten verschieben wolle.[13])

Schon die Zurückhaltung, welche die anderen Kurfürsten ihm gegenüber beobachteten, ließ Friedrich erkennen, daß er auf dem Wahltage, welcher Anfangs nach Frankfurt, dann nach Regensburg für den Mai des Jahres 1575 ausgeschrieben wurde, mit der Abwehr des habsburgischen Candidaten allein stehen werde. Konnte aber die Wahl Rudolfs auch nicht gehindert werden, so war wenigstens zu hoffen, daß es in Verbindung mit Sachsen und Brandenburg gelingen möchte, durch die Wahlbedingungen das protestantische Interesse gegen die um sich greifende katholische Reaction sicher zu stellen.

In diesem Sinne war die pfälzische Politik Monate lang unausgesetzt thätig. Mit aller Sorgfalt wurde erwogen, was geschehen könnte, um nicht allein den gegen den Uebertritt der Bischöfe gerichteten „geistlichen Vorbehalt“ aufzuheben und die zu Gunsten der evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten

erlassene Deklaration Ferdinands zu reichsgesetzlicher Anerkennung zu bringen, sondern auch den verderblichen Einfluß zu beseitigen, den der Papst und die Jesuiten im Reiche ausübten. Um dies zu erreichen, schien es vor allem erforderlich, die durch das Tridentiner Concil noch verstärkten Bande zu beseitigen, welche die geistlichen Fürsten Deutschlands an Rom knüpften. Endlich hielt man es im pfälzischen wie im allgemeinen Interesse für geboten, den Religionsfrieden dahin zu erläutern oder zu erweitern, daß auch Diejenigen, welche in dem einen oder anderen Punkte mit der Augsburger Confession nicht übereinstimmten, mit dem Ausschluß nicht bedroht werden könnten.

Durfte man nun auch im Hinblick auf die in Dresden zum Durchbruch gekommene Strömung kaum ernstlich hoffen, daß August in allen diesen Stücken mit der Pfalz Hand in Hand gehen werde, so rechnete Friedrich wenigstens auf kräftige Unterstützung, so weit es sich um einen Schutz gegen die von einzelnen katholischen Fürsten schon begonnene gewaltsame Gegenreformation, wie derselbe in der reichsgesetzlichen Anerkennung der berührten Nebendeclaration zum Religionsfrieden sich darbot, handeln würde. War es doch der sächsische Kurfürst, welcher das Original der Erklärung Ferdinands, deren Existenz man katholischerseits abzuleugnen wagte, in Händen hatte; und zweifelte doch auch der Landgraf Wilhelm, welcher mit Dresden in engem Verkehre stand, nicht, daß der sächsische Kurfürst wenigstens in dieser Richtung sich des gemeinsamen Werkes mit aller Treue annehmen werde.[15])

Da geschah es nicht ohne Friedrichs Schuld, daß Augusts Erbitterung gegen alles, was von Heidelberg ausging, neue Nahrung erhielt und sich ins ungemeßene steigerte. Es war eine für das sächsische wie das hessische Haus verdrießliche Familienangelegenheit, die den Kurfürsten in den höchsten Zorn versetzte.

Der Prinz Wilhelm von Oranien nämlich war in zweiter Ehe mit Anna von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten Moritz und seiner hessischen Gemahlin Agnes, also der Nichte Augusts und der Schwester des Landgrafen Wilhelm, vermählt, lebte aber mit dem Gatten in traurigem Zerwürfniß und wurde, des Ehebruchs mehr als verdächtig, sogar mit Zustimmung ihrer nächsten Verwandten verstoßen und im Geheimen wie eine Gefangene gehalten.[16]) Man dachte sogar daran, sie in aller Stille einmauern zu lassen und das Gerücht zu verbreiten, sie sei gestorben. Da lernte der Prinz am Heidelberger Hofe Charlotte von Bourbon, eine Tochter des Herzogs von Montpensier, kennen, welche wegen ihrer protestantischen Gesinnung aus einem französischen Kloster entflohen und im Frühjahre 1572 nach Heidelberg gekommen war. Friedrich hatte sich der Verlaßenen mit vieler Liebe angenommen und sie wie sein Kind gehalten. Nun bat Oranien um ihre Hand, ehe seine Ehe mit Anna von Sachsen gesetzlich gelöst war. Wie der heißblütige Prinz, so schlug auch Friedrich, welcher seine Pflegetochter zu versorgen und dem Vorkämpfer der niederländischen Glaubensgenossen eine Gattin reformirten Bekenntnisses und vornehmsten französischen Geschlechts zu geben wünschte, es nicht hoch an, daß durch den Abschluß der neuen Ehe die Schuld Annas aller Welt bekannt und somit dem sächsischen wie dem hessischen Hause eine Unehre angethan werden würde.[17])

Der Plan wurde unter Mitwirkung theologischer Rathgeber und vielleicht auch mit Beihülfe der niederländischen Gemahlin Friedrichs übereilt ins Werk gesetzt[18]); von St. Aldegonde in Heidelberg abgeholt, war die Braut schon auf dem Wege nach Holland, als Graf Johann von Nassau, die schlimmen Folgen voraussehend, den Bruder wiederholt und aufs dringendste bat, den Vollzug der Verbindung hinauszuschieben. Am 14. Juni erklärten zu Briel fünf reformirte Geistliche auf

Grund der ihnen vorgelegten Documente die Ehe mit der sächsischen Prinzessin für aufgelöst und folgenden Tags fand die feierliche Vermählung Wilhelms mit Charlotte von Bourbon statt.

Erst nach einigen Wochen, als Friedrich vernahm, wie bitter in Dresden und Kassel die Unehre empfunden wurde, die den nächsten Verwandten Annas angethan worden war, suchte er dem Landgrafen gegenüber sein Verhalten in der beklagenswerthen Angelegenheit damit zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, daß er die anstößige Verbindung nicht hätte hindern können. Aber wenn schon Wilhelm, welcher statt Uebelwollen die Altersschwäche des Pfalzgrafen und priesterliche Einflüße für das Geschehene verantwortlich machte, in seiner Antwort nicht verhehlte, wie tief ihn das unbesonnene Vorgehen verletzte, so läßt sich denken, daß des Kurfürsten August argwöhnische Natur dem Verhalten Friedrichs nur böse Absichten zu Grunde legte.[19]) Er werde, ließ er sich gegen den Landgrafen vernehmen, den ihm und dem hessischen Hause angethanen Schimpf nicht vergessen und dem Pfalzgrafen, welcher Freundschaft nur mit Undank lohne, bei der ersten Gelegenheit seine Praktiken deutlich vor die Augen halten.

In solcher Stimmung kam August von Sachsen im Herbste des Jahres 1575 nach Regensburg. Den Pfalzgrafen, welchen Kränklichkeit in Heidelberg zurückgehalten (s. oben S. 394), fand er unter den versammelten Kurfürsten nicht, wohl aber den Prinzen Ludwig, der gegen seine Neigung abgeordnet worden war, mit mehren vornehmen Räthen an der Wahlverhandlung theilzunehmen. Laut machte ihm gegenüber bei der ersten Begegnung August seinem Zorne Luft. Nicht allein die Wiedervermählung Oraniens sei zur Schmach des Hauses Sachsen in Heidelberg befördert worden, sondern man habe auch die Verbindung Joh. Casimirs mit Elisabeth nur deshalb herbeigeführt, um ihn, den Kurfürsten, und sein Land

in fremde Händel zu verwickeln. Er ließ dann über die niederländischen und französischen Kriegsexpeditionen, wodurch die Pfalz den Kaiser, Spanien und Frankreich auf sich lade, seinen Unmuth aus und erklärte endlich, daß er mit Dr. Ehem, von dem er wissen wollte, daß er mit Dr. Craco heimlich conspirirt, nicht im Rathe sitzen werde.[20]) Nur der Vermittlung von Brandenburg und Mainz hatte man es zu danken, daß August in dem letzteren Punkte nachgab und die Anwesenheit des pfälzischen Kanzlers in der Reichsversammlung wenigstens duldete. Gegen Friedrich aber ließ er sich durch keine Vorstellungen milder stimmen, auch nicht, als jener in einem ausführlichen Briefe (17. October) die ihm gemachten Vorwürfe zu widerlegen suchte und den dringenden Wunsch nach Versöhnung aussprach. Wenn der Pfalzgraf solche „Hundehochzeit", so schrieb er an den Rand des Briefes, nicht habe abwehren können, so sei es dem vertrauten Freunde wohl angestanden, ihn davon treulich zu avisiren, und zu der Bemerkung Friedrichs, daß nicht er es gewesen, der die Expeditionen nach den Niederlanden und nach Frankreich bewerkstelligt, notirte er mit eigener Hand, es müßte ja ein Kind von drei Jahren merken und sehen, was etliche Jahre zu Heidelberg prakticirt, und ob nicht alle jene Anschläge eine Aufwieglung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit gewesen. Es konnte seinen Unwillen nur noch verschärfen, daß noch vor Schluß des Kurfürstentages von Johann Casimir Briefe nach Regensburg kamen, worin er ihm wie dem Kaiser offen die Absicht kund that, seinen zweiten Zug nach Frankreich zu unternehmen. August antwortete damit, daß er seine Tochter aus der Pfalz abberief.

Wer könnte verkennen, daß die auf so verschiedenen Motiven beruhende Entzweiung zwischen den beiden maßgebenden protestantischen Fürstenhäusern auf die Verhandlungen zu Regensburg von nachtheiligem Einfluße war? Aber der Tadel,

der Friedrich deshalb treffen könnte, verschwindet gegen die Schuld, welche der sächsische Kurfürst auf sich lud. Wenn dieser auch Ursache hatte, sich über des Pfalzgrafen Verhalten in der oranischen Heirathsangelegenheit zu beklagen, oder wenn er selbst berechtigt war, über Joh. Casimirs wiederholte Einmischung in die französischen Händel sich zu beschweren, so lag doch der letzte Grund seiner Verstimmung in dem Wandel, der sich in seiner eigenen Stellung zu den kirchlichen und politischen Fragen vollzogen hatte. Und was berechtigte ihn, aus persönlicher Erbitterung über Friedrich und die Heidelberger Staatsmänner die großen Interessen des Protestantismus, die Jene vertraten, preiszugeben?

Da die Pfälzer schon bei der Eröffnung der Verhandlungen sich überzeugten, daß die Wahl Rudolfs nicht zu hindern war, „indem die Glocken schon gegossen gewesen, ehe man zusammen gekommen", waren sie nur noch bemüht, bei der Berathung der Wahlkapitulation die Forderungen durchzusetzen, die ihre Instruction ihnen vorschrieb. Sie verlangten u. a. die Errichtung eines Reichsregiments an der Seite des künftigen Kaisers, die Verwendung der Annaten- und Palliengelder zum Türkenkriege, ferner die Aenderung der altgebräuchlichen Formel, nach welcher der Kaiser als Vogt der römischen Kirche bezeichnet wurde; er sollte fortan nur als Vertheidiger der christlichen Kirche erscheinen. Aber keiner dieser Anträge fand bei Sachsen und Brandenburg ernste Beachtung; man war zufrieden, daß es bei der bisherigen Fassung der Capitulation verbliebe.[21])

Nur die Frage des Religionsfriedens gab zu längeren Verhandlungen Anlaß. Zwar fanden die Pfälzer selbst, um nicht unnöthige und zugleich bedenkliche Discussionen hervorzurufen, es nicht gerathen, die Forderung zu erheben, daß wegen abweichender Meinungen vom Abendmahle niemand behelligt werden sollte; dagegen bestanden sie auf der Abschaffung

des geistlichen Vorbehalts und noch mehr darauf, daß die Deklaration Ferdinands zu Gunsten der evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten der Capitulation einverleibt würde. Nur den letzteren Antrag eignete sich auch August eine Weile an und er konnte schon aus dem Grunde nicht anders, weil die geistlichen Kurfürsten jede Erwähnung derselben in der Wahlurkunde mit dem Bemerken zurückwiesen, daß jene Erklärung zum Religionsfrieden gar nicht ordentlicher Weise ergangen sei, ja überhaupt nicht existiren könne, indem weder sie noch ihre Räthe davon etwas wüßten. Das konnte doch der Fürst, welcher das Original in Händen hatte, unmöglich hingehen lassen. Das wichtige Document, mit Ferdinands Unterschrift und Siegel versehen, wurde in der Sitzung vom 18. October producirt und konnte nicht länger angefochten werden. Da aber die geistlichen Kurfürsten einmüthig auf der Weigerung beharrten, die Anerkennung der Deklaration dem künftigen Reichsoberhaupte zur Pflicht zu machen, so kam es zu einer förmlichen Spaltung. Die beiden weltlichen Kurfürsten und der Prinz Ludwig wandten sich an den Kaiser und drohten abzureisen, wenn ihnen Gerechtigkeit versagt bliebe. Maximilian versprach mit den drei Erzbischöfen darüber zu verhandeln, und drei Tage vergingen, ohne daß es zu einer gemeinsamen Sitzung kam. Blieben Sachsen und Brandenburg fest, so mußten die Erzbischöfe nachgeben oder die Wahlversammlung ging resultatlos auseinander.

Es war der Kurfürst August, welcher in diesem für die Zukunft Deutschlands entscheidenden Momente dem habsburgischen Hause und dem katholischen Interesse den unberechenbaren Dienst erwies, daß er nicht allein selbst von jener Forderung abstand, sondern auch den Brandenburger zur Nachgiebigkeit bewog. Er ging ohne Wissen der pfälzischen Räthe, aber mit der jetzt kaum noch zu verweigernden Zustimmung Ludwigs zu dem Kaiser, um diesem zu eröffnen, daß die weltlichen

Kurfürsten zufrieden seien, wenn er, seinem Erbieten gemäß, den Streit auf dem nächsten Reichstage zur Entscheidung bringen und inzwischen den geistlichen Fürsten befehlen wolle, ihre evangelischen Unterthanen, entgegen der Deklaration, deren Rechtsbeständigkeit ausser Zweifel stehe, nicht zu beschweren, sondern unbehelligt bei der Ausübung ihrer hergebrachten Religion zu lassen.

So wurde Rudolf gewählt ohne jede Garantie, daß er nicht noch bereitwilliger als der Vater dem katholischen Interesse dienen werde. Die Gesandten Friedrichs aber ernteten zu Regensburg auf keiner Seite Dank dafür, daß sie zu thun bestrebt waren, was ihnen Pflicht und Gewissen geboten. „Wir wurden von fast Allen mit Haß und Verachtung behandelt und beinahe wie der Samariter von der Synagoge der Pharisäer ausgeschloßen," klagt der Großhofmeister Graf Ludwig von Sayn-Wittgenstein in seinem Tagebuche. Er gibt zum Theil dem Kurprinzen die Schuld, welcher in seinem Calvinistenhaß nicht allein die Politik des Vaters für seine Person verwarf, sondern auch den Handlungen der Räthe zu Regensburg entgegen zu wirken schien. Als Maximilian sie eines Tages wegen der Händel Joh. Casimirs hart anließ, argwöhnten sie, es geschähe nicht gegen den Willen des Prinzen, der eben von dem Kaiser weggegangen war.

Friedrich blieb nur noch die unsichere Hoffnung, auf dem für den nächsten Sommer verabredeten Reichstage die Arbeit mit besserem Erfolge wieder aufnehmen zu können. Er unterließ nicht, zeitig bei anderen Fürsten seinen Gedanken Eingang zu verschaffen und nahm vor allem wieder die Hülfe des wackern Landgrafen in Anspruch, um wo möglich den Kurfürsten August versöhnlich zu stimmen. Wilhelm war auch, wie immer, gern bereit, nicht allein für sich über persönliche Empfindlichkeiten hinwegzusehen, wenn es sich um das allgemeine Beste handelte, sondern er suchte in demselben Sinne

auch in Dresden zu wirken. August aber wurde auch nach dem Regensburger Tage seiner verbitterten Stimmung nicht Herr[21a]), und was seine von unsäglichem Calvinistenhaße erfüllte Tochter in heimlichen Briefen über ihren Gatten und ihren Schwiegervater, so wie über die Heidelberger „Pfaffen und Doctoren" nach Dresden berichtete, war nur geeignet, ihn in seinem Groll gegen die Pfalz zu bestärken, während er mit eifrigen Katholiken, wie dem Herzoge von Bayern, Freundschaft und Vertraulichkeit pflegte.

Und doch hätte es auf dem im Juni 1576 zu Regensburg eröffneten Reichstage mehr wie je der Eintracht unter den Evangelischen bedurft, wenn die letzte Gelegenheit, eine Gegenreformation, wie sie namentlich in Fulda und auf dem Eichsfelde ungescheut in's Werk gesetzt wurde, noch abzuwehren, nicht unbenützt bleiben sollte.[22]) Die katholischen Stände hielten fester denn je zusammen, und aus Rom war der gewiegteste aller kirchlichen Diplomaten, der Cardinal Morone, herbeigeeilt, um ihnen als geistiger Führer zu dienen und zugleich dem Kaiser jeden Gedanken der Nachgiebigkeit gegen die protestantischen Forderungen auszutreiben. Seinem Einfluße schrieb man es auch zu, daß die Erzbischöfe von Mainz und Trier es wagten, mit ungewöhnlichem Gepränge das päpstliche Jubeljahr zu feiern und bei den Prozessionen „ein Affen- und Gaukelwerk zu treiben", wie es in Deutschland bisher unerhört war und zu anderen Zeiten den Kindern zum Gespött gedient hätte. Nicht weniger gab die mit großen Ablaßverheißungen ausgestattete und durch den Druck verbreitete Bulle zum Nachdenken Anlaß; denn darin stand in goldenen Lettern zu lesen: „von der Ausrottung der Ketzereien und der h. Mutter, der christlichen Kirche, Erhöhung". Aus Regensburg endlich vernahm man, daß Erstenberger, ein hoher Beamter der kais. Kanzlei, auf dem Reichstage im Beisein redlicher Leute öffentlich sich hören ließ, in zehn Jahren solle man von keinem Lutherischen mehr zu sagen wissen.[23])

Maximilian hatte die Reichsversammlung hauptsächlich berufen, weil er der Unterstützung gegen die Türken dringend bedurfte. Nichts lag daher für die Protestanten näher, als jede Bewilligung von der Erfüllung ihrer Forderungen abhängig zu machen. Die Gesandten Friedrichs gingen auch entschlossen in dieser Richtung vor; sie wollten in keine Verhandlungen über andere Dinge eintreten, ehe nicht der langen Reihe ihrer Beschwerden abgeholfen und die Freistellung der Religion von dem Kaiser bewilligt wäre. Die sächsischen und brandenburgischen Räthe dagegen sowie die Gesandten anderer evangelischer Fürsten betheiligten sich zwar an der Formulirung der gemeinsamen Klagen und Wünsche, gaben aber bald zu erkennen, daß es ihnen ernstlich nur um Ferdinands Deklaration zum Religionsfrieden zu thun sei. Hätten sie nur wenigstens diese Forderung, deren Billigkeit auch Maximilian anerkennen mußte, einmüthig aufrecht erhalten! Es währte aber nicht allzulange, so ließen die Sachsen sich vernehmen, daß sie Befehl hätten, bedingungslos die kaiserlichen Geldforderungen zu bewilligen, und zuletzt zeigte es sich, daß August auch bei Anderen seinen Einfluß in derselben Richtung geltend machte. So hörte man von dem Gesandten der thüringischen Herzoge, daß August den jungen Fürsten, zu deren Vormünder er sich gemacht, geschrieben habe, man müsse die Contribution wider die Türken leisten, wenn auch der Kaiser den ganzen Religionsfrieden aufheben wolle!

So hatten denn die pfälzischen Bevollmächtigten mit ihren gemessenen Forderungen einen schweren Stand. Allerdings behielten sie die weit überwiegende Mehrzahl der protestantischen Gesandten, auch die brandenburgischen, auf ihrer Seite, aber was halfen die vereinigten Bitten, Vorstellungen, Drohungen, wenn man nicht zu gemeinsamem Handeln entschlossen war. Den Vorschlag Friedrichs, daß man, wenn von dem Kaiser nichts zu erhalten wäre, die Gesandten vom

Reichstage plötzlich abberufen möge, vermochte sich auch der Landgraf von Hessen, trotz der Entschiedenheit, womit er im Uebrigen den Standpunkt der Pfalz verfocht, nicht anzueignen. Die Verhandlungen über die Geldbewilligungen nahmen also ihren Fortgang, während die Religionsangelegenheiten Wochen, ja Monate lang in der Schwebe blieben.

Inzwischen hatte sich noch eine andere Frage erhoben, welche Friedrich mit Sorge und Unwillen erfüllte. Was man in Speier vergebens gegen Diejenigen geplant, welche den bedrängten Glaubensgenossen der Nachbarlande Hülfe geleistet hatten, wurde zu Regensburg von neuem auf die Bahn gebracht: wer ohne kaiserliche Patente Truppen geworben und in fremde Händel sich gemischt habe, solle bestraft werden. Wer damit zunächst getroffen werden sollte, war klar. „Wir lassen uns bedünken," schrieb Wilhelm seinen Reichstagsgesandten, „man wäre gern dem Pfalzgrafen oder seinem Sohne — Joh. Casimir war eben von seinem zweiten französischen Zuge zurückgekehrt — an dem Halse. Da wehret für mit Händen und Füßen! Denn daß man nicht allein den bedrängten Christen nicht helfen, sondern auch Diejenigen, die ihnen helfen, strafen wollte, damit würden wir uns Gottes Zorn auf den Hals laden."[24])

Glücklicher Weise bedrohte jener Artikel der kaiserlichen Proposition nicht allein die Pfalz und deren Freunde, sondern berührte ein gemeinsames Interesse des gesammten deutschen Fürstenstandes. Von der „deutschen Libertät" aber etwas preiszugeben, war kaum ein geborner Fürst gemeint, und so fand Friedrich bei seinem Widerspruche gegen den Versuch, „den Deutschen ein Gebiß anzulegen, ihnen die Flügel zu binden und die Schwungfedern auszurupfen," bereitwillige Unterstützung. Es blieb beim Alten.

In Beziehung auf die Contributionsfrage aber kam es Maximilian zu statten, daß die unmittelbare Gefahr, die dem

Reiche von den Osmanen drohte, und somit die Dringlichkeit der Hülfe von Niemandem verkannt werden konnte. Nur gegen die unerhörte Höhe der geforderten Steuer, die mit Rücksicht auf Mißwachs und Theuerung, sowie auf den Verfall des deutschen Handels und den davon bedingten Rückgang des Volkswohlstandes, unerschwinglich schien, ließen sich wohl begründete Einwendungen erheben. So betonte namentlich Friedrich die Unmöglichkeit, den armen Unterthanen, für die er einst Rechenschaft zu geben habe, eine so unerschwingliche Last aufzuerlegen.

Um ihn nachgiebiger zu stimmen, sandte Maximilian zwei Räthe mit einem eigenhändigen Briefe nach Heidelberg. Dadurch erhielt Friedrich Gelegenheit, mündlich und schriftlich noch einmal zum Ausdruck zu bringen, was er durch seine Bevollmächtigten am Reichstage so oft geltend gemacht hatte. Er erklärte den kaiserlichen Gesandten rundweg, „daß er nicht zu contribuiren gedächte, er hätte denn für seinen Herrn und Gott auch etwas erlangt“, und verbreitete sich ausführlich über die Fragen, die ihm zumeist am Herzen lagen, über Ferdinands verbriefte und versiegelte Deklaration, über die häufige mit dem Religionsfrieden in Widerspruch stehende Verfolgung und Verjagung evangelischer Unterthanen durch katholische Obrigkeiten und endlich über die Rechtmäßigkeit der Forderung der Freistellung. In dem Antwortschreiben an Maximilian aber (14. Sept. 1576) heißt es u. a.:

„Mit Ew. kais. Majestät handle ich rund, wie ich zu thun schuldig bin, und meine es mit derselben gut, wollte sonst es gehen lassen, wie es ginge, und stillschweigen bis es anstünde; verhoffe, eine getreue aufrichtige Warnung von einem alten erlebten Kurfürsten werden E. k. M. nicht übel aufnehmen. Ich bin gleichwohl bedacht gewesen, E. k. M. selbs in der Person heimzusuchen, bin aber daran verhindert worden, wie E. M. von dem Herrn Ungnad (einem der k. Gesandten)

allergnädigst zu vernehmen, ganz unterthäniglich bittend, dieweil E. M. nunmehr so wohl als ich ein gut Alter erreicht, dieses Leben aber zergänglich ist, daß Sie Ihr Gottes und der armen bedrängten Christen Sachen mit mehrerm Ernst dann bisher wollen lassen angelegen sein; um so viel mehr werden sie für E. M. Wohlfahrt und langes Leben zu Gott bitten und ohne Zweifel ein Mehreres ausrichten, als der Papst mit allen seinen Cardinälen und geschornem Haufen."

Maximilian war in einer beklagenswerthen Lage. Er konnte nicht verkennen, daß die Anträge, die immer von neuem an ihn gebracht wurden, wenigstens in so weit wohl begründet waren, als es sich um die Deklaration seines Vaters handelte.[25]) Dieser gesetzliche Anerkennung im Reiche zu verschaffen, war er geneigt. So sagte er eines Tages dem päpstlichen Legaten, da den Protestanten die Erledigung dieser Angelegenheit auf dem Reichstage versprochen worden sei, so werde es sich schwer vermeiden lassen, sie vorzunehmen. Morone aber erwiederte, kein Katholik werde darauf eingehen, und der Kaiser, wenn er auf seinem Vorhaben beharre, sich keine Hülfe von dieser Seite versprechen dürfen.[26])

Dabei fügte es sich ungünstig, daß Maximilian in eben den Tagen, wo ihm protestantischer Seits eine ungewohnte Thatkraft zugemuthet wurde, hoffnungslos hinsiechte. Auf dem Krankenlager empfing er am 24. Sept. noch einmal die evangelischen Deputirten. Sie würden, sagte er beweglich, den Streit der Stände nicht ihn, den Kaiser, entgelten lassen und nicht verursachen, daß Land und Leute in die Gewalt der Türken geriethen. Freilich war die Resolution, die er zu gleicher Zeit auf die protestantische Beschwerdeschrift ertheilte, im Wesentlichen abschlägig, und die Gesandten beschlossen, ihn mit einer neuen Supplication anzugehen. Aber der Kaiser war kaum mehr im Stande, sich mit den Geschäften zu befassen. Man eilte, da sein baldiges Ende vorauszusehen war, die Verhandlungen

des Reichstags zum Abschluß zu bringen. Die Türkensteuer wurde, wenn auch mit Vorbehalt, bewilligt, die Summe der protestantischen Forderungen aber einem Memorial anvertraut, das kaum mehr an seine Adresse gelangt sein wird. Am 12. Oct., zu derselben Stunde, als der Reichstagsabschied verlesen ward, starb der Kaiser. War es ein Gewinn für die Protestanten, daß selbst die Gemahlin Maximilians zweifelte, ob er als katholischer Christ verschieden sei?

Siebenzehntes Kapitel.

Aus dem häuslichen und Regentenleben Friedrichs. Sein Ausgang.

Auch Friedrichs Leben nahte dem Ende. Er war, obwohl nicht hochbetagt, schon seit Jahren darauf gefaßt und hatte gewissenhaft sein Haus bei Zeiten bestellt. Ehe wir aber von seinen letztwilligen Verfügungen, seiner Krankheit und seinem Tode berichten, versetzen wir uns gern noch einmal in frühere Tage zurück, um das Bild seines Lebens und Wirkens durch einige Züge zu vervollständigen, die weniger den Helden der politischen und religiösen Kämpfe als den Menschen kennzeichnen.

Seit dem letzten October 1567 war Friedrich der ausgezeichneten Gattin beraubt, welche länger als 30 Jahre Leid und Freude in treuer Liebe mit ihm getheilt hatte. Von den elf Kindern überlebten die Mutter drei Söhne und vier Töchter. Die beiden älteren Töchter Elisabeth und Dorothea Susanna kennen wir als die Gemahlinnen der Herzoge Joh. Friedrich und Joh. Wilhelm von Sachsen; Anna Elisabeth, die dritte, verlobte sich 1568 mit dem Landgrafen Philipp II. von Hessen-Rheinfels, so daß nur noch die vierte, das jüngste aller Kinder, die erst elfjährige Kunigunde Jakobäa für die Zukunft des Vaters Einsamkeit theilen konnte. Die noch lebenden Schwestern Friedrichs aber, deren früher neun gewesen, waren

theils verheirathet, theils in geistlichem Stande, und nur die älteste von ihnen finden wir in den Jahren 1569 und 1570 vorübergehend am Heidelberger Hofe.

Daß der 52jährige Kurfürst unter diesen Umständen das Bedürfniß empfand, sich wieder zu vermählen, erscheint erklärlich, wenn es auch unserer Empfindung widerstreben mag, daß der Gedanke an eine zweite Ehe ihn schon bald nach Ablauf des Trauerjahres beschäftigte. An befreundeten Höfen freilich hatte man diese Eventualität schon früher in's Auge gefaßt und insbesondere der junge Landgraf Wilhelm von Hessen sich nach einer passenden Gefährtin für den von ihm hochverehrten Pfalzgrafen umgesehen. Er brachte durch Dr. Ehem wiederholt eine Tochter des ihm verschwägerten Holsteinischen Hauses, von der er rühmen konnte, daß sie überaus fromm und gottesfürchtig, züchtig und verständig, „auch eine gute Haushälterin sei," in Vorschlag und zwar um so lieber, weil dadurch auch ein neues Band zwischen dem kurpfälzischen und dem sächsischen Hause geknüpft und insbesondere ein Wunsch der Kurfürstin Anna erfüllt worden wäre.[1])

Friedrich aber neigte einer anderen Verbindung zu. Er hatte schon einmal in Gesellschaft der Prinzessin von Oranien die verwittwete Gräfin Amalie von Brederode, geborene Gräfin von Nuenar (Mörs), bei sich gesehen. Sie war dreißig Jahre alt, kinderlos und schön, an Gesinnung aber eine eifrige Anhängerin des Calvinismus und eine begeisterte Verehrerin Wilhelms von Oranien, in dessen Sache sowohl die Grafen Nuenar wie ihr früh verstorbener, übrigens wenig tugendhafter Gatte Heinrich Graf von Brederode tief verwickelt gewesen war. Als Amalie im Frühjahre 1569 zum zweiten Male mit Oranien nach der Pfalz kam, verlobte sich der Kurfürst mit ihr.

Indem Friedrich diesen Schritt that, verhehlte er sich nicht, daß er hier und dort sich übler Nachrede aussetzen werde.

„Es möchte vielleicht von Vielen dafür gehalten werden, ich hätte in diesen Zeiten des Heirathens können überhoben sein," schrieb er an seine Tochter Elisabeth, während deren Schwester Dorothea Susanna bald darauf einen Brief aus Neumarkt von der Pfalzgräfin Dorothea erhielt, welche trotz ihrer grauen Haare es sich nicht hatte versagen können, einem Kinde des Kurfürsten gegenüber seine Beziehungen zu der fremden Gräfin aufs Boshafteste auszulegen.[2]) Er aber lebte der Ueberzeugung, daß die zweite Gattin seinen Kindern keine Stiefmutter, sondern vielmehr eine „demüthige Dienerin" und ihm selbst eine treue Pflegerin sein werde, derer er jetzt um so mehr bedürfe, als er täglich älter und gebrechlicher werde. „So hoffe ich zu Gott, ich werd an dieser meiner Vertrauten eine treue Wärterin haben, daß mir die treue Wart, so ich an meine herzgeliebte Gemahlin selig gewendet, durch diese wieder soll vergolten werden. Traue Gott, Du werdest mit ihr wohl zufrieden sein."

Mit Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse wie auf die gefahrvolle politische Lage — kurz zuvor hatte Herzog Wolfgang die bekannte Heerfahrt nach Frankreich angetreten – lud Friedrich zu der Hochzeitsfeier, die auf den 25. April festgesetzt war, nur die nächsten Angehörigen ein: die Brüder Georg und Reichard, den Kurprinzen Ludwig mit seiner Gemahlin und von den verheiratheten Töchtern Elisabeth.

Sie kamen zum Theil nicht ohne Widerstreben. Insbesondere fürchtete Elisabeth, die Gemahlin Joh. Friedrichs des Mittleren, jede Berührung mit den Calvinisten und entschuldigte gegenüber der Schwester Dorothea Susanna, die von Heidelberg noch weniger wissen wollte, ihre Reise mit der wiederholten und dringenden Aufforderung des Vaters. Sie will aber den lieben Gott zum Beistand nehmen, der wird sie vor den falschen Propheten behüten; auch ist sie fest entschlossen, nicht in die Predigt zu gehen, auch nicht zu disputiren,

sondern sich im Zimmer lesen zu lassen; „will auch nicht lange um sie sein.“

Am 25. April 69 hielt die Gräfin Amalie, nachdem ihr Tags zuvor der junge Herzog Christoph 4 Meilen weit entgegengeritten, Joh. Casimir aber und Herzog Reichard sie eine Meile vor der Stadt empfangen hatten, ihren Einzug in Heidelberg. Friedrich begrüßte sie in Gesellschaft seines Sohnes Ludwig, des Bruders Georg und einiger Grafen. Die Trompeten schmetterten; ganz Heidelberg war auf den Beinen. In der Kirche aber, welche die Braut unter Führung zweier holländischer Grafen betrat, ließen 30 aus Ansbach herbeigerufene Hofmusici sich hören. Die ganze Nacht hindurch wurde, zuerst heimlich, dann öffentlich getanzt. „Es ist der Anfang unserer Kirchendisciplin,“ bemerkt Erast bitter. Von eben demselben erfahren wir auch, daß der Eindruck, den die neue Fürstin bei ihrem ersten Auftreten machte, trotz ihrer Anmuth kein günstiger war. Man wollte bemerken, daß sie von allzu feierlichem Ernste und streng bemessenen Formen sei. Noch weniger aber fand man an ihrer steifen, einsilbigen holländischen Umgebung, die so sehr von der Pfälzer Art abstach, Gefallen.[3])

Die Vorurtheile jedoch, womit die Gemahlin Friedrichs Anfangs zu kämpfen hatte, mußten im Laufe der Zeit verschwinden. Denn in Wahrheit war Amalie eine ebenso anspruchslose und einfache, als freundliche und hülfreiche Frau, die namentlich den Kindern ihres Gemahls und vornehmlich den älteren ihr Anfangs so abgeneigten Töchtern mit einer wahrhaft rührenden Liebe und Dienstfertigkeit begegnete. Dem Kurfürsten aber wurde sie, wie er erwartet hatte, nicht allein eine treue Pflegerin, sondern auch eine gleichgesinnte Freundin, welche nicht allein seine strengen religiösen Anschauungen, sondern auch seine warmen Sympathien für die ausländischen Glaubensgenossen theilte und wahrscheinlich auf die Politik, die er den Niederlanden und Frankreich gegenüber in den

späteren Jahren beobachtete, einen größeren Einfluß ausübte, als unsere Quellen nachzuweisen gestatten.

Es war ein stilles und schlichtes Leben, das Friedrich an der Seite seiner zweiten Gemahlin führte. Noch mehr als in jüngeren Jahren mied er festliche Gelage, sondern speiste, auch wenn sich Gäste am Hofe einstellten, am liebsten mit der Fürstin allein, und nicht blos aus Rücksicht auf seine Gesundheit, sondern auch um ungestörter vor und nach dem Mahle dem Gebete und der Andacht sich zu überlassen.

So erzählt der Ritter Hans von Schweinichen, welcher den leichtsinnigen Herzog Heinrich IX. von Liegnitz auf seinen abenteuerlichen Fahrten durch das Reich begleitete und sich dabei „mit Saufen einen großen Namen machte", in seinem Tagebuche (richtiger Denkwürdigkeiten) über seinen Aufenthalt in Heidelberg aus dem Jahre 1575 Folgendes. In einem schwarzsammtnen Wagen mit sechs braunen Rossen und im Geleite von fünfzehn adligen Herren aus der Stadt auf das Schloß geholt, wurde hier der Herzog auf dem Schloßhofe von Friedrich, welcher die Kurfürstin, „eine überaus schöne Fürstin", an der Hand hatte, freundlich empfangen und in ein kurfürstlich hergerichtetes Zimmer geführt. Es war sonst noch der Prinz von Condé aus Frankreich da. „Auf den Abend bliesen zehn Trompeter zu Tisch und eine Kesseldrommel drein. Ihre kurf. Gnaden aber aßen gemeiniglich in der Kammer, daß Niemand aufwarten durfte als Jungen, wie sie es denn viele Jahre her solches also gehalten und nur darum, weil ihre kurf. G. ein gottesfürchtiger Fürst und über der calvinischen Lehre heftig hielte, daß sie, wenn sie zu und von Tische gingen, neben seiner Gemahlin desto freier beten und die Psalmen singen mochten." Der Ritter Hans war übrigens wohl damit zufrieden, daß sein Herr ganz allein von dem Kurfürsten zur Tafel gezogen wurde und er „ihm nicht auf den Trunk warten" mußte. Schweinichen aß mit den

kurfürstlichen Räthen, „welches auch ganz fürstlich zuging und mochte ein jeder trinken, was ihm beliebte, denn sonsten kein Gesäufe am Hofe gehalten ward. Der Wein aber war so gut, daß ich mir doch ein klein Räuschlein trank."[4])

Vor dem unmäßigen Trinken, dem Erübel der Deutschen, hatte Friedrich zeitig auch seine Söhne zu bewahren gesucht und u. a. Joh. Casimir schon am 5. Juni 1557 mit ernsten Worten gestraft, daß er sich „zeitlich volltrinke", was ihm um so mehr mißfalle, als der Sohn wohl wisse, daß er dem Laster der Trunkenheit feind sei. „So bist Du jung, wirst Dein Vernunft und Verstand bald vertrinken; darum ist unser ernstlicher Will und Meinung, daß Du Dichs enthalten sollst. Wirst's Du's aber nicht thun, so sollst Du auch erfahren, was Dir darüber begegnen wird."[5])

So viel auch der Vater warnte und strafte, so konnte er doch nicht hindern, daß sein Liebling gelegentlich dem allgemein herrschenden Laster dienstbar wurde und selbst der Kurprinz Ludwig, welcher im Uebrigen ein so frommes und zurückgezogenes Leben führte, hat an seiner früh geschwächten Gesundheit hie und da durch unmäßiges Trinken, dem namentlich bei fürstlichen Besuchen schwer auszuweichen war, sich versündigt. Als er im J. 1561 von dem Herzoge Wolfgang auf eine Kindtaufe nach Neuburg geladen wurde, wo man auch die Herzoge von Bayern und Würtemberg erwartete, ließ ihn der Vater nur ungern ziehen, da er fürchten mußte, daß die genannten Fürsten ihm allzu stark zutrinken würden. Von einem Trunke aber, den Ludwig einmal in Heidelberg mit seinem Schwager Joh. Friedrich gehalten, spürte er die schlimmen Folgen, wiederholte Anfälle von „Keuchen", noch nach Jahr und Tag.[6]) Wer könnte überhaupt verkennen, daß nicht am wenigsten das Laster der Völlerei daran schuld war, wenn die Fürsten jener Zeit — und nicht diese allein — oft schon in frühen Jahren hinfällig wurden und mit der körperlichen

Rüstigkeit nur zu häufig auch an geistiger Kraft und sittlicher Energie einbüßten?

Friedrich war unzweifelhaft theils durch die Enge der Verhältnisse, theils durch seinen früh gereiften ernsten Sinn mehr als Andere schon in jüngeren Jahren vor Unmäßigkeit bewahrt geblieben, aber in seiner ehrlichen Weise gestand auch er einmal ein, daß er an den Beschwerden, worüber er bei starkem Körperbau im besten Mannesalter zu klagen hatte, nicht unschuldig sei. Er stand erst in der Mitte der fünfziger Jahre, als er an Brustbeschwerden zu leiden begann. Der Kurfürst selbst nennt es einen „schweren Katarrh", woran er nach dem Speirer Reichstage Monate lang so sehr litt, daß er statt im Bette in einem Lehnstuhle schlafen mußte. Auch nachdem es besser geworden, verließ ihn das Gefühl der Hinfälligkeit und des Alters nicht. Er sei, sagt er, sehr faul und altfränkisch geworden, tröstete sich aber damit, daß er nunmehr um so viel näher dem gewünschten Vaterlande sei.[7])

Mit der Lebensfrische und der körperlichen Rüstigkeit minderte sich indeß die Sorgfalt nicht, die Friedrich den Geschäften widmete. Er fuhr fort, an den geheimen Rathssitzungen theilzunehmen, die häufig schon am frühen Morgen gehalten wurden; er hörte die Meinungen seiner Räthe, wog die einander entgegenstehenden Ansichten sorgfältig ab und gab, nicht selten nach lebhafter Debatte, den Entscheid. Er empfing mit der an ihm so viel gepriesenen Freundlichkeit und Güte all die Gesandten und Agenten, welche von nahe und fern, von Fürstenhöfen und aus den Hauptquartieren der in Frankreich und den Niederlanden kämpfenden Glaubensgenossen nach Heidelberg kamen. Seine persönlichen Verbindungen reichten so weit als das Evangelium in Europa Wurzel gefaßt hatte; aus Italien wie aus England empfing er mündliche und schriftliche Berichte. Oft waren es nur Huldigungen, die begeisterte Verehrer dem Schirmherrn des reformirten Bekenntnisses

darbrachten; noch öfter wurde seine Hülfe oder seine Vermittlung im Interesse Derjenigen angerufen, die des Glaubens wegen zu leiden hatten. Immer aber war man gewiß, ihn theilnahmevoll und hülfebereit zu finden, wenn er häufig auch nichts anderes vermochte, als Fürbitten einzulegen und befreundete Fürsten zu gemeinsamer Verwendung aufzufordern. Da ist es mehr als einmal geschehen, daß mit ihm auch die gleichgesinnte Gemahlin zur Feder griff, um kalte Herzen für einen Liebesdienst zu erwärmen.

Wer kennt die Namen aller derer, welche damals in der Pfalz, in Heidelberg, selbst auf dem schönen Fürstenschlosse, dessen Thürme und Zinnen noch unversehrt weit in das reich gesegnete Land hinaus schauten, gastliche Aufnahme gefunden haben? Jene zahlreichen niederländischen und französischen Flüchtlinge, die in Frankenthal, Lambrecht, Schönau und Heidelberg sich häuslich niederließen und zu blühenden Gemeinden anwuchsen; die Gelehrten fremder wie deutscher Zunge, welche durch Friedrich aus Noth und Elend, oft auch aus Kerkerhaft gerettet oder selbst dem drohenden Tode entrissen, in der Pfalz eine neue Heimath und ein Feld reicher Wirksamkeit fanden; endlich jene Glieder ausländischer Fürsten- oder Adelsgeschlechter, die des Glaubens wegen verstoßen und verfolgt, am Heidelberger Hofe eine gern gewährte Gastfreundschaft genossen: sie alle priesen den Kurfürsten als ihren Schützer, ihren Vater.

Aber während die liebende Fürsorge des Kurfürsten der ganzen evangelischen Welt zugewendet war, hörte er nicht auf, als ein treuer Landesherr vor allem auf das Beste der eigenen Unterthanen bedacht zu sein. Wir kennen die eifrige Sorgfalt, womit er über die kirchlichen Angelegenheiten wachte. Wenn das Alter in dieser Hinsicht einen Einfluß äußerte, so machte sich dieser in doppelter Richtung bemerkbar. Friedrich wurde strenger und einseitiger in kirchlichen Dingen und zugleich gab er mehr als früher seinen theologischen Rathgebern nach. Das-

schärfere Hervortreten des streng confessionellen Standpunktes wird zum Theil die Folge andauernder und eifriger Beschäftigung mit dogmatischen Fragen sein, theilweise aber auch eine Wirkung des Jahre langen Verkehrs mit hervorragenden Calvinisten, deren Predigten er regelmäßig besuchte, deren Meinungen und Rathschläge er fast täglich hörte und denen gegenüber er nicht immer noch so kräftig wie früher die Selbständigkeit des Urtheils wahrte.

Den größten Einfluß übte nach wie vor Olevian, theils unmittelbar, theils durch Zuleger und Ehem, welche auch in politischen Dingen die Meinung des streng calvinischen Theologen vielfach sich zu eigen gemacht zu haben scheinen. Ursin meldet einmal vertraulich seinem Freunde Crato: „Mit Olevian und Ehem verhält es sich wie Du schreibst. Der Grund liegt darin, daß Olevian den Zuleger, dieser den Ehem, der letztere aber den Josias (den Kurfürsten) regiert.“[8])

Zu den schon früher genannten Theologen der Universität war zu Anfang des Jahres 1569 Hieronymus Zanchius, ein Italiener, aus Peter Martyrs Schule gekommen und wirkte in Wort und Schrift in entschieden reformirtem Sinne. Als Hofprediger aber fungirte nach dem milden und versöhnlichen Diller der Niederländer Dathenus und gewann bei dem Kurfürsten Ansehen und Einfluß in einem Maße, wie nur Olevian sich dessen erfreute; während dieser aber nur indirect auf die Politik einwirkte, leistete Dathen auch als Diplomat in geheimen Missionen wichtige Dienste. Daß die deutschen Hofleute den fremden Theologen als „Hofmeister“ betitelten, läßt erkennen, daß sie den Vielvermögenden mit schälen Blicken ansahen.

Wir schweigen von anderen hervorragenden Fremden, welche wichtige Kirchenämter bekleideten und daneben zeitweise als Diplomaten in den niederländischen und französischen Angelegenheiten thätig waren, wie Philipp Marnix von St. Alde-

gonde, der, Jahre lang Oraniens rechte Hand, kurze Zeit Kirchenrath in Heidelberg war; oder Franziscus Junius, ein französischer Edelmann, welcher vorübergehend das Pfarramt zu Lambrecht, dann zu Schönau verwaltete, ein weiteres Feld der Thätigkeit aber in diplomatischen Missionen fand. Besondere Erwähnung verdient indeß noch Daniel Tossanus, welcher in den vier letzten Lebensjahren Friedrichs sein hochangesehener Hofprediger war. Zu Mömpelgard geboren und nach den merkwürdigsten Schicksalswechseln Pfarrer zu Orleans geworden, floh Tossanus 1572 bei der allgemeinen Verfolgung der Reformirten aus Frankreich, um ein Asyl in der Pfalz zu suchen. Mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die er nicht genug zu rühmen wußte, gewann er in dem ihm übertragenen Amte das Vertrauen und die Liebe Friedrichs in hohem Maße.[9])

So fanden sich im Laufe der Zeit theils an der Universität, theils in unmittelbarer Nähe des Fürsten eine Anzahl bedeutender Theologen zusammen, welche, so verschieden sie auch an Herkunft und Charaktereigenthümlichkeiten waren, doch ausnahmslos dem strengen Calvinismus huldigten und in dieser Richtung kirchlich wie politisch thätig waren. Man könnte nicht sagen, daß sie den Kurfürsten zu ihrem Werkzeuge zu machen vermocht hätten; aber er vernahm gern ihren Rath und schenkte ihnen sein Vertrauen. Wir sehen, wie sie in der Frage der Kirchenzucht und in der Entscheidung des traurigen arianischen Handels zuletzt den Sieg über die Gegner davon trugen und die weltlichen Räthe theils zurückdrängten, theils zu sich herüberzogen. In der oberpfälzischen Angelegenheit setzten sie zwar ihre strengere, auf Anwendung von Gewaltmaßregeln gerichtete Meinung nicht durch, aber sie bewirkten doch, daß Friedrich mit den Waffen einzuschreiten drohte und daß die Gegensätze in immer bedenklicherer Weise sich zuspitzten.

Einmüthig wirkten dagegen die besten Rathgeber mit dem

Fürsten zusammen in der Pflege des Unterrichtswesens, und vor allem auf diesem Gebiete hat Friedrichs Regierung glänzende Resultate erzielt. Er erhob die Universität Heidelberg, nicht die theologische Fakultät allein, zu der ersten Hochschule der antirömischen Welt; er schuf in dem Sapienzcollegium eine Pflanzschule für junge Theologen, wie sie besser in keinem Lande gefunden werden konnte; die klassischen Studien aber blühten nicht allein in dem Heidelberger Pädagogium, dem ersten reformirten Gymnasium jener Zeit, sondern fanden weitere gedeihliche Pflegestätten in dem Stift Neuhausen bei Worms, in Amberg, Kreuznach und in der noch ein Jahr vor Friedrichs Tode errichteten Ritterakademie zu Selz, während an allen bedeutenderen Orten Trivialschulen für den ersten Unterricht und als Vorbereitungsanstalten für die Gymnasien dienten.

Indem wir es uns versagen, auf die Geschichte der verschiedenen Unterrichtszweige und der einzelnen Lehranstalten näher einzugehen, gedenken wir nur in Kürze des persönlichen Antheils, den Friedrich an dem Schulwesen und der Pflege der Wissenschaften nahm.

Die Universität Heidelberg hatte schon Ottheinrich aus dem Zustande der Verwahrlosung zu heben getrachtet, aber in der kurzen Zeit seiner Regierung nicht alles, was er zu ihren Gunsten beabsichtigte, durchführen können. Noch waren die Einkünfte der Hochschule unzureichend und ihre Lehrkräfte nicht genügend. Der neue Kurfürst versprach, als die Deputirten der Universität ihm ihre Glückwünsche darbrachten und nach sehr gnädigem Empfange von ihm zur Tafel gezogen wurden, auf die Mehrung ihrer Einkünfte bedacht sein zu wollen. Sobald die finanzielle Bedrängnis, worin er sich befand, es gestattete, fügte er dem Ertrage des Stifts- und Klosterguts, das der Universität zugewiesen war, noch Zuschüsse aus der kurfürstlichen Kasse hinzu. Die Besoldungen wurden erhöht und neue Lehrkräfte nicht allein für die theologische, sondern

auch für die anderen Fakultäten berufen. Der Universität stand das Recht, Vorschläge zu machen, zu; sie machte indeß nicht immer Gebrauch davon, sondern überließ in einzelnen Fällen die Sache ganz dem Gutdünken des Fürsten, von dessen treuer Sorgfalt und Umsicht sie überzeugt war.[10])

Stets war Friedrich für Wünsche und Vorstellungen zugänglich und behandelte die Vertreter der Universität und andere Gelehrte mit denselben ausgesuchten Rücksichten, die er hochgestellten und vertrauten Räthen angedeihen ließ. Er richtet einmal einen Brief an den Rector, weil er ihn nicht bemühen will, zu ihm „den Berg hinauf" zu kommen. Boquin bezeugt, daß er nie von dem menschenfreundlichen Fürsten empfangen worden sei, ohne durch die Rede, ja schon durch den bloßen Anblick desselben wunderbar erfreut oder erquickt zu werden.[11]) Von Ursin wissen wir, daß er sehr selten an den Hof gelangte; aber an Aufmerksamkeiten ließ es Friedrich auch ihm gegenüber nicht fehlen. Er hörte den als Lehrer wie als Schriftsteller vielbeschäftigten und oft kränklichen Theologen auch gern predigen und ließ ihn hie und da durch den Kirchenrath ersuchen, es zu thun, wenn Zeit und Gesundheit es ihm erlaubte. Aber nie wollte er seinen Wunsch als Befehl angesehen, sondern den ausgezeichneten Mann geschont wissen. Als in den Jahren 1563 und 1564 die Pest wiederholt Heidelberg wie den größten Theil der Pfalz schwer heimsuchte, war Friedrich außerordentlich um ihn besorgt, „daß er an einen Ort, wo er desfalls sicher sei, gethan würde." Man mag einwenden, daß Ursin sich so besonderer Fürsorge erfreute, weil ihn der Kurfürst „wegen seines Bücherschreibens wider die Adversarios nicht entbehren konnte;" aber in anderen Fällen sehen wir, daß eine nicht geringere Aufmerksamkeit Männern der Wissenschaft nur als Zeichen uneigennütziger Anerkennung zu Theil wurde. Als es ihm nicht gelang, den Franzosen Peter Ramus, den eifrigen Bekämpfer der Aristotelischen Philosophie, eine

Wirksamkeit an der Universität zu verschaffen, weil diese die neue und eigenthümliche Lehrart des fremden Philosophen entschieden verwarf, beschenkte er denselben vor der Abreise nach Paris mit seinem in Gold gefaßten Bildnisse.

Mit Recht wurde Friedrich für die den Gelehrten bewiesene Gunst, so wie für all die Fürsorge, die er den wissenschaftlichen wie den religiösen Interessen widmete, von gelehrten Zeitgenossen vielfach gefeiert. Literarische Werke der verschiedensten Art wurden mit den wärmsten Worten des Dankes und der Verehrung ihm zugeeignet. So widmete ihm, um nur einige Beispiele aufzuführen, um das Jahr 1560 Xylander seinen eben vollendeten Plutarch und gab dabei den Gefühlen seines Herzens beredten Ausdruck. Calvin fühlte sich 1563 gedrungen, durch die Widmung seines Commentars zum Jeremias dem frommen, glaubenseifrigen und zugleich so humanen Fürsten öffentlich seine hohe Verehrung, ja Bewunderung zu bezeugen. Joh. Fabritius Montanus, welcher 1564 gegen das Tridentiner Concil auftritt, kennt keinen Würdigeren, dem er seine Schrift darbringen könnte, als den besten aller jetzigen Fürsten und den Beschützer der Heidelberger Universität. Paulus Melissus, der die Psalmen Davids in deutsche Reime brachte, dedicirt das Werk (1572) Friedrich und dessen Söhnen. Ein Freiherr von Vinnenberg bringt ihm gar 404 Gesänge, genommen aus dem Jesus Sirach, als Neujahrsgeschenk dar, ein Mathematiker aber, Nikolaus Rensberger, der Verfasser einer deutschen Geometrie, erkennt an, daß zu einer Zeit, wo neben anderen hohen Künsten und Wissenschaften auch die mathematische Kunst der Verachtung anheimfalle, Friedrich von frühauf zu allen natürlichen Künsten Liebe und Lust getragen.[12])

Noch mag hier zweier bedeutsamer Werke gedacht werden, zu denen der Kurfürst in nähere Beziehung getreten. Als Simon Schard die erste Edition der deutsch geschriebenen bayrischen Chronik von Aventin (1566) besorgte, jenes großen

Nationalwerkes, das die Fürsten Bayerns, zu deren Ruhme es geschrieben, aus kirchlichen Rücksichten nicht herauszugeben wagten, widmete er sie den Wittelsbachern der pfälzer Linien, in erster Reihe dem Kurfürsten Friedrich, und Franz Hotomann endlich, welcher nach der Bartholomäusnacht die revolutionär-calvinische Literatur mit seiner Franco-Gallia eröffnete, durfte selbst diese kühne Demagogenschrift mit ihren theils aus der Bibel, theils aus der profanen Literatur und Geschichte geschöpften Gedanken, unserem Fürsten widmen. Freilich stand Hotomann schon längst mit Friedrich in Verkehr und beide hatten, was für sie und für ihre Zeit charakteristisch ist, neben den großen kirchlich-politischen Interessen eine uns seltsam erscheinende Liebhaberei gemeinsam, nämlich die Beschäftigung mit der Aufsuchung des Steins der Weisen.[13])

Während Friedrich mit so zahlreichen Gelehrten des In- und Auslandes in Beziehung stand und manchem der Besten in Heidelberg ein Feld der Wirksamkeit eröffnete, strömte auch die Jugend von nah und fern der streng reformirten Hochschule zu: Schweizer und Niederländer, Franzosen und Italiener neben den Deutschen. Sie fanden in den von Friedrich verbesserten Collegien (Contubernien, Bursen) einen wohl geordneten Haushalt und die Armen in Krankheitsfällen in einem neugegründeten Universitätsspitale unentgeltliche Pflege. Oft waren zu Anfang eines Semesters gegen 200 neu Ankommende zu verzeichnen, darunter Fürsten, Grafen und Herren. So trugen im J. 1576 Prinz Moritz von Oranien, 4 Grafen von Berg und 4 nassauische Brüder ihren Namen in die Matrikel ein.

Die künftigen Theologen der Pfalz fanden eine treffliche Bildungsanstalt in jenem Sapienzcollegium, das Friedrich aus einer philosophisch-philologischen Vorschule der Universität in eine Art Predigerseminar verwandelte und dem Kirchenrathe unterordnete. Das Pädagogium dagegen, eine lateinische

Schule, die unter Ottheinrich sich ganz aufgelöst hatte, wurde 1560 zuerst wieder eröffnet, fünf Jahre später aber erweitert und reicher dotirt. Friedrich vereinigte die Nekarschule damit und wies dem so entstandenen Gymnasium die reichen Einkünfte des Stiftes Sinzheim zu.[14])

In demselben Jahre wurde zu Neuhausen, dem ehemals reichen Chorherrnstifte bei Worms, zum Nutzen der bürgerlichen Jugend ein vielbesuchtes Gymnasium eröffnet und nach dem Muster der Heidelberger Schule 1566 ein Pädagogium zu Amberg gegründet, das nur wegen der confessionellen Antipathie der Oberpfälzer keine rechte Wirksamkeit finden konnte.

Es ist fast selbstverständlich, daß Friedrich den Gymnasien und noch mehr den niederen Schulen, die er in allen bedeutenderen Orten, nach Anderen wenigstens in den Oberamtsstädten, neu anlegte, zunächst die Aufgabe zuwies, für die religiöse Erziehung der Jugend zu sorgen. Zugleich aber sollten die Knaben für die gelehrten Studien und für den künftigen Dienst des Staates nicht minder als für den der Kirche vorbereitet werden. In dieser Beziehung hat Friedrich nachweisbar von seinen entschiedensten Gegnern, nämlich den Jesuiten, gelernt.

Es wäre hohe Zeit, ja die äußerste Nothdurft, sagt er bald nach dem Augsburger Reichstage von 1566, daß unsere Kindlein in christlicher Erkenntniß fleißiglich auferzogen würden, und nicht allein unsere Kindlein, sondern daß auch der Schulen halb allenthalben solcher Fleiß angewendet, damit die Jugend gottselig auferzogen würde. Ich erfahre täglich, was Fleiß der plattigte Hauf verwendet, ihre Jesuzuwider-Schulen allenthalben anzurichten, wie es ihnen auch geräth, welches uns billig bewegen soll, nicht weniger Fleiß anzuwenden, christliche Schulen anzurichten und die angerichteten zu verbessern, damit aus demselbigen beides, zum geistlichen und politischem Regiment, christliche Jugend möcht auferzogen werden."[15])

Zu den schon genannten Anstalten sind noch in den letzten Regierungsjahren Friedrichs neue hinzugekommen. Abgesehen von einem Gymnasium in Kreuznach, das er ebenfalls gegründet oder neu eingerichtet hat, ist die Ritterakademie zu Selz am Rhein 1575 entstanden. Dotirt mit den Einkünften der dortigen Probstei und des Klosters Heerd war die Anstalt zu einer Pflanzschule für den höhern Beamtenstand bestimmt und konnte fünfzig und mehr junge Adelige aufnehmen. Andere wünschten, sie noch erweitert zu sehen, so daß auch nicht pfälzische Fürsten-, Grafen- und Adelssöhne gegen Zahlung von 150, 100 und 50 Thalern jährlich Zutritt fänden, der Pfalz zum Ruhme sowie zur Fortpflanzung der wahren Religion.

Der bedeutende Aufwand, den so zahlreiche Lehranstalten erforderten, konnte nur zum Theil aus dem Kirchen- und Klosterfonde genommen werden. Friedrich fügte, wie Rodings Trauerrede versichert, jährlich nicht weniger als 24,000 fl. hinzu, damit die der geistlichen Güterverwaltung unterstellte Kasse auch frommen und milden Zwecken ausreichend dienen könnte und am wenigsten die Armen, Kranken, Waisen und andere Hülfsbedürftige verkürzt würden.

Es wurde schon erwähnt, daß Friedrich im J. 1564 das erste Waisenhaus gründete. Bald entstanden noch andere Anstalten dieser Art und zugleich wurde näher bestimmt, wie die in jene Häuser aufgenommenen vater- und mutterlosen Kinder erzogen und zum Handwerke oder zu anderer Arbeit angehalten werden sollten. — In Heidelberg und im Kloster St. Johann zu Alzei errichtete der Kurfürst für arme Kranke aus der Pfalz, sowie für fremde Arme, welche nicht dem Bettel, sondern ehrbarem Geschäfte nachziehen, Hauptspitäler.[16]) Auch an besonderen Blattern-, Pest- und anderen Siechenhäusern fehlte es nicht. Für betagte, zur Arbeit nicht mehr taugliche Leute aber, sowie für Blinde, Lahme, Taubstumme und Geistes-

schwache wurden Pfründnerhäuser in mehreren Klöstern des Landes errichtet.

Endlich vergaß Friedrich auch der gewöhnlichen Armen nicht. In einer „Almosenordnung“, die er 2 Jahre vor seinem Tode erlies, hebt er hervor, daß man besonders in diesen geschwinden theuren Zeiten, da der Armen so viele und die Liebe fast bei Männiglich erkaltet, wo nicht gar erloschen sei, fleißig auf Mittel und Wege bedacht sein müsse, wie die Armen besser als bisher versorgt werden. Der Hauptmangel indeß liege nicht daran, daß Gott seine Güter und Gaben zur Unterhaltung der Armen nicht mehr so reichlich als vor Zeiten austheile, sondern vielmehr darin, daß die Almosen weniger Bedürftigen gespendet, den Nothleidenden und Gebrechlichen aber entzogen oder nur ungenügend ausgetheilt werden, und zwar aus dem Grunde, weil das Amt der Armen- und Almosenpfleger in den meisten Gemeinden schlecht oder gar nicht bestellt ist. Demnach sollen für die Zukunft mit diesem Amte überall zuverlässige Männer betraut werden, deren vornehmste Aufgabe es ist, die wirklich dürftigen Armen (Hausarmen) zu bedenken und zu verhüten, daß dem schädlichen Mißbrauche und der Entwendung der Almosen durch faule und müssige Bettler verhütet werde. Der Bettel soll gänzlich abgeschafft, kein Bettelbrief mehr ausgestellt und Niemanden gestattet werden, vor der Thüre Almosen zu verabreichen und so der ganzen Gemeinde und dem Lande zum Nachtheil Bettler zu erziehen. Den Gemeinden, welche also ihre Armen durch bestellte Almosenpfleger zu versorgen haben, will der Kurfürst dadurch zu Hülfe kommen, daß er an hundert besonders bedürftige Personen Unterstützungen durch die geistliche Güterverwaltung austheilen läßt, und eben so an hundert gut begabte und zum Studium taugliche Knaben von armen Leuten, damit sie von Jugend auf sich den Studien widmen können.[17])

Bedarf es noch mehr der Zeugnisse, um nachzuweisen,

wie sehr die Regierung Friedrichs auch in seinen späteren Lebenstagen sich von dem schlaffen und bigotten Regiment frömmelnder Naturen unterscheidet? Es ist die Energie zu allem Guten, die überall aus seinen Anordnungen hervorleuchtet. Das „bete und arbeite“, „sei fromm und tüchtig“ soll im ganzen Lande zur Wahrheit werden, wie er es an sich selbst zur Wahrheit macht. Freilich verschmäht er nicht, polizeilichen Zwang anzuwenden, um dem Leben des Volks ein christliches Gepräge zu geben; er befiehlt, daß Jedermann, der des Leibes halber es vermag, Sonntags die Kirche besuche und sich während des Gottesdienstes nicht auf Markt und Gasse, noch weniger im Wirthshause, auf dem Spielplatze, im Gewerbe und Geschäfte blicken lasse oder gar die Kirchenbesucher verspotte; er verbietet bei Strafe Fluchen und Schwören, Zechen und Völlerei und will der maßlosen Verschwendung, der Leichtfertigkeit und Zuchtlosigkeit, die bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten herrschen, Schranken setzen: aber er hindert nicht züchtige und ehrbare Volksbelustigungen, er gestattet Tanz und Spiel und nimmt nicht selten selbst an den Belustigungen der Heidelberger Bürger im Schießgraben Theil.

Daß der christliche Fürst dazu berufen sei, neben dem Seelenheil seiner Unterthanen auch ihr zeitliches Wohl nach Kräften zu fördern, hat Friedrich nie vergessen. Er verbesserte die Rechtspflege durch eine „Niedergerichtsordnung“, beschleunigte den Prozeßgang und setzte über dem Hofgerichte im Interesse der streitenden Parteien noch öffentliche Audienzen fest. Er sorgte auch für Sicherheit der Straßen und duldete keinerlei „Placherei und Räuberei, die zu großer Schmach und Schande deutscher Nation nur allzu gemein werden wollen.“[18]) Ferner trachtete er die argen Verwüstungen, welche der ungeheure Wildstand jener Zeit anrichtete, zu vermindern, so lieb ihm auch das Vergnügen der Jagd war, und nur die kurfürstlichen Beamten trugen die Schuld, wenn trotz Friedrichs gutem Willen

die Zerstörung der Aecker durch Hirsche und Eber fortdauerte. „Denn wenn er die Kläger vertröstete, er wolle hinkommen und sehen, wie es stund, und ihnen helfen, so waren die Förster und Jäger zuvor da und scheuchten das Wild und verjagtens, daß er keines da fand.“ [19])

Vor allem aber suchte er den Druck der Steuern zu mildern, unter denen die Unterthanen des tief verschuldeten Landes schon bei dem Antritt seiner Regierung litten. Nun konnte er freilich, wenn er anders die Schuldenlast allmälig tilgen, seine Töchter ausstatten und die von Reichswegen auferlegten Türkenschatzungen entrichten wollte, auf eine ansehnliche Landessteuer nicht verzichten, und den Unterthanen fiel es um so schwerer, sie aufzubringen, weil in Folge der französischen und noch viel mehr der niederländischen Unruhen Handel und Wandel am Rheine immer mehr stockten und dazu noch Mißwachs und Theuerung in ungewöhnlichem Maße sich einstellten. Der Bergbau dagegen, um dessen Hebung sich der Kurfürst persönlich bemühte, warf keinen Gewinn ab, so mancherlei Versuche mit dem Schmelzen von Erzen auch gemacht wurden. Um so mehr aber trachtete er dahin, die strengste Ordnung und Sparsamkeit, wie sie in seinem Hofhalt herrschte [20]), überall zur Geltung zu bringen und die einmal bewilligten Steuern zu keinem anderen Zwecke als dem, wofür sie bestimmt, zu verwenden. Auch seinen Söhnen machte er einen eingezogenen Hofhalt zur Pflicht, damit nicht allein die Landesschulden gänzlich getilgt, sondern auch für künftige Nothfälle etwas erspart werde; er erinnerte sie daran, wie der Armen Gebet und Seufzen über unbillige Beschwerung und Bedrängniß zu Gott dringe.

Wie hätte es fehlen können, daß das pfälzische Volk eine so väterliche Fürsorge mit Liebe und Vertrauen lohnte? Mochten auch nicht Alle die kirchlichen Maßregeln billigen, die er ergriff: an seiner wohlwollenden und gerechten Gesinnung

zweifelte Niemand und vertrauensvoll nahte man sich ihm mit Anliegen und Beschwerden. Friedrich war auch für den geringsten seiner Unterthanen zugänglich und schenkte ihm freundlich Gehör. War die Sache des Klagenden gerecht, so konnte er der Hülfe und des Trostes sicher sein. Nur Unwürdigen und Schuldigen gegenüber nahm das sonst von Milde, Güte und Heiterkeit strahlende Antlitz einen strengen Ausdruck an und statt sanfter Worte bekamen sie die eindringlichsten, nicht selten bis zu Thränen erschütternden Strafreden zu hören.[21])

Wer so unseren Fürsten inmitten seiner Unterthanen in ächt patriarchalischer Weise schalten und walten sah, konnte in ihm wohl das vollendete Muster eines christlichen Regenten erblicken. Er war es in der That insofern wenigstens, als er aufs gewissenhafteste seine Fürstenpflicht an dem Worte Gottes maß und Regentenweisheit mit ächter Frömmigkeit vereinigte. Friedrich selbst hat gewissermaßen das Ideal, dem er nachstrebte, in einigen Sätzen aufgestellt, die er als Lebensregeln für seinen Nachfolger hinterließ.[22])

Laß Dir, mein theurer Sohn, vorzüglich die Liebe zu Gott am Herzen gelegen sein und bete zu ihm eifrig früh und spät. All Dein Thun beginne mit dem Herrn. Bist Du glücklich, so sage ihm Dank; im Unglück nimm Deine Zuflucht zu ihm und sei immer dessen eingedenk, daß Glück wie Unglück von seinem Winke abhängt und daß keines von beiden beständig ist. Bekenne Dich als Sünder und halte von ganzem Herzen daran fest, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, durch seinen Tod Dich erlöst habe. Hüte Dich, daß Du hieran niemals zweifelst, sondern aufs standhafteste, so lange Du lebst, in diesem Glauben beharrest, dann wird auch er wiederum Dich unter die Schaar der Auserwählten zählen und bei seinem himmlischen Vater für Dich bitten. Fliehe den Hochmuth; wahre streng Deine Würde; liebe die Wahrheit und halte Dein Versprechen, selbst mit Gefahr Deines Lebens und Vermögens[23]);

durch die Lüge aber, sei es im Ernst, sei es im Scherz, machst Du Dich zum Sohne des Teufels, welcher der Vater der Lüge ist. Die Keuschheit wahre in Worten, Werken und Gesinnung. Verführe nicht eines Anderen Weib oder Kinder. Laß Dich nicht leicht mit Jemanden in einen Kampf ein, wenn aber die Fahnen entfaltet sind, dann streite tapfer und hüte Dich, daß Du nicht fliehest; denn es ist besser, tapfer kämpfend den Tod zu suchen, als durch schimpfliche Flucht sich retten zu wollen. Sei kein Verschwender, sei aber auch nicht schmutzig, geizig. In ehrbaren Dingen zeige Dich freigebig. Verkleinere den Ruhm keines Andern und vergiß nie, daß auch Du dem traurigen Loose der Menschen unterworfen bist. Meide in Geschäften jeden Trug, das währt am längsten; doch suche Gesinnung und Natur der Menschen zu erkennen; gegen Gute zeige Dich gut. Vor Ränkeschmieden hüte Dich und rede aufs vorsichtigste mit ihnen. Sei barmherzig gegen Arme. Ergötze Dich nicht an dem Umgange mit Schmeichlern, Gotteslästerern und Possenreißern. Liebe Diejenigen, welche Deine Fehler verbessern und treuen Rath Dir geben. Die treuen Kirchen- und andere Diener halte in Ehren und lohne, so viel Du kannst, ihre eifrigen Dienste, die bösen aber suche zu gelegener Zeit zu entfernen. Eines Andern Schande halte verborgen; wenn Du aber auf dem Throne (zu Gericht) sitzest, so verhüte, daß die Verbrechen der Gottlosen ungestraft bleiben. Umfasse Deine Unterthanen mit väterlicher Liebe und laß auf keine Weise zu, daß sie bedrückt werden; denn unrecht Gut sah ich oft zerrinnen. Nimm Dich des Rechtschaffenen an und wenn er einmal aus Unwissenheit fehlen sollte, so erinnere ihn freundlich. Meide die Trunksucht, aus der, wie der h. Paulus erinnert, zuchtloses Leben hervorgeht."

Während diese goldenen Worte, die uns leider nur in lateinischer Sprache überliefert sind, sich würdig dem schönen Vaterunser anreihen, aus dem oben (S. 62) einige Stellen

mitgetheilt wurden, können wir einem merkwürdigen Kirchenliede, das Friedrich im Alter verfaßt hat, einen so hohen Werth nicht beilegen.[24]) Es sind vier 10zeilige Strophen über das Thema: „Herr nach deinem Willen". Diese Worte, welche einen öfter gebrauchten Sinnspruch Friedrichs bilden, kehren nicht nur am Schlusse jeder Strophe wieder, sondern bilden auch einzeln den Anfang der vier Strophen. Dem Inhalte nach entspricht das übrigens in verschiedenen sehr abweichenden Fassungen uns vorliegende Lied zwar ganz der frommen glaubensfreudigen und glaubenseifrigen Sinnesweise des Kurfürsten, aber die Sprache ist häufig uneben und hart, der Versbau mangelhaft und das Ganze mehr ein Werk der Künstelei als poetischer Begabung. Daß die letztere dem durchaus nüchternen und praktisch verständigen Fürsten fehlte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wenn gleichwohl jene „in Gesang gestellten Reime" mit der Melodie des einen oder anderen älteren Kirchenliedes oder, wie im Jahre 1576 durch einen Componisten Amenreich, mit einer Originalmelodie versehen und mehrfach veröffentlicht wurden, so konnte dieß nur mit Rücksicht auf die Person des Verfassers, zu dessen Charakteristik ja auch der poetische Versuch dienen mag, geschehen.

Dagegen haben die Gesinnungen und Bestrebungen, welche Friedrich bis an das Ende seines Lebens nach allen Seiten bethätigte, noch einmal einen eben so getreuen als umfassenden Ausdruck in seinem Testamente gefunden.

Schon im Herbste desselben Jahres (1571), in welchem er sich zum ersten Male längere Zeit krank und schwach fühlte, hegte Friedrich die Absicht, seine letztwilligen Verfügungen zu treffen und wollte zu diesem Zwecke mit dem ältesten Sohne und präsumtiven Nachfolger Rücksprache nehmen. Ludwig aber, der sogleich fürchtete, der Vater möchte ihm in Glaubenssachen Zumuthungen machen, die sein Gewissen belasten und seine kindlichen Pflichten in Widerstreit mit seiner religiösen Ueber-

zeugung bringen könnten, suchte Zeit zu gewinnen und versprach erst nach längerem Drängen, daß er im Frühlinge des nächsten Jahres nach Heidelberg kommen werde. Ob dies geschehen, wissen wir nicht. Jedenfalls wurde damals die Testamentsangelegenheit nicht weiter gefördert und noch weniger erledigt. Denn im Sommer 1572 erwog Ludwig mit seinem Schwager, dem Landgrafen Wilhelm, den er schon früher in den Verhandlungen mit dem Vater zu Rathe gezogen, eingehend die Frage, wie er dem Ansinnen begegnen könnte, sich durch einen Eid zur Aufrechthaltung des Testaments zu verpflichten, ehe er dasselbe gelesen habe.[25])

Friedrich hoffte damals noch, den Nachfolger im Laufe der Zeit mit dem reformirten Bekenntniß durch bessere Belehrung befreunden zu können, und ließ wahrscheinlich aus diesem Grunde die Frage des Testaments so lange in der Schwebe, bis er jede Hoffnung auf eine Bekehrung Ludwigs aufgeben mußte. Nachdem er endlich zu Anfang des Jahres 1575 noch einmal den Versuch gemacht hatte, seinen Sohn durch eine eingehende Darlegung der reformirten Glaubenslehre von der Schriftmäßigkeit derselben zu überzeugen, lernte er, allerdings mit tiefstem Schmerzgefühle, auf die Erfüllung seines heißesten Wunsches verzichten, und da er um eben diese Zeit von neuem zu kränkeln begann, so zögerte er nicht länger, die längst entworfene Testamentsurkunde in aller Form, vor Notar und Zeugen, zu vollziehen (23. Sept. 1575).

Was den Inhalt des eben so umfangreichen als sorgfältig ausgearbeiteten und trefflich geschriebenen Documents betrifft, so müssen wir uns hier mit einigen Andeutungen bezüglich des Inhalts begnügen. Nachdem im Eingange die Gründe aufgeführt worden sind, die den Kurfürsten zur Abfassung des Testaments bestimmt haben, der Wunsch nämlich, im Hinblick auf die Hinfälligkeit des Lebens rechtzeitig das Haus zu bestellen und vor allem unter Verhütung von

Erbstreitigkeiten ein friedliches und freundliches Verhältniß unter den Söhnen zu sichern, bildet den ersten und umfangreichsten Artikel eine eingehende Darlegung des reformirten Bekenntnisses, als ein Vermächtniß des Glaubens für die Kinder und die Nachwelt, das Friedrich um so präciser abgefaßt hat, als es ihm darauf ankam, den vielseitigen Anfeindungen gegenüber die Schriftmäßigkeit der pfälzischen Kirchenlehre noch einmal im Angesicht des Todes zu bekräftigen. Aber nicht allein durch Klarheit und Genauigkeit, sondern auch durch Herzenswärme und Glaubenszuversicht steht die so entstandene Confession unter den zahlreichen Glaubenserläuterungen, die wir von Friedrichs Hand besitzen, in vorderster Reihe. Daran knüpfen sich Ermahnungen für die Söhne, die Räthe und die Männer der Universität und der Kirche, an dem eingeführten Bekenntnisse (Katechismus und Kirchenordnung) festzuhalten und dasselbe auch da, wo es noch nicht völlig durchgedrungen, zur Anerkennung zu bringen. Zugleich aber warnt Friedrich vor unruhigen Kirchendienern, welche auch da, wo man im Fundament einig, aus Streitlust, Ehrgeiz und falschem Eifer Andere verdammen und nicht weniger als im Papstthum geschehen, über die Gewissen der Obrigkeiten wie der Unterthanen zu herrschen und einen neuen Primat zu schaffen bestrebt sind. An der eingeführten Kirchenzucht, den jährlichen Synoden und dem Kirchenrathe, in welchem neben den Theologen auch weltliche und politische Räthe nie fehlen sollen, unverbrüchlich festzuhalten, legt der Kurfürst seinen Nachfolgern eben so ans Herz wie die Sorge für die höheren und niederen Schulen des Landes, für die Hospitäler (die in ihrem Einkommen viel mehr gebessert, als verkürzt werden sollen) und für die aus anderen Ländern verjagten Glaubensgenossen. Andere Artikel betreffen den geistlichen Güter-Fond, der aufs sorgfältigste verwaltet und nicht zu profanen Zwecken verwendet werden soll; ferner die im Interesse eines christlichen Wandels eingeführte

Polizei- und andere Ordnungen, insbesondere die Eheordnung, so wie die Gerechtigkeitspflege und die Besetzung der Hof- und Staatsämter.

Mit besonderer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit regelt Friedrich, ohne die Rechte des Erstgebornen und das Interesse des Staats zu verletzen, die Frage der Versorgung der jüngeren Brüder (auch Christoph wird als möglicher Weise noch lebend angenommen), denen er kleine Landstriche zu selbständiger Verwaltung überweist und mit dem Nachfolger in Frieden und Eintracht zu leben empfiehlt.[26]) Aber während er umsichtig verordnet, was zur Stärkung des kurfürstlichen Hauses dienen soll, vergißt er auch der Unterthanen nicht, die er vor übermäßigem Steuerdruck, vor den Folgen eines ausgearteten fürstlichen Jagdwesens, wie vor Ausbeutung durch die Juden geschützt sehen möchte. Und endlich richtet er seinen Blick auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten in einem Artikel, der gleich dem Glaubensbekenntnisse zur Mittheilung an die anderen Kurfürsten bestimmt ist. Die drei geistlichen Kurfürsten ermahnt er treuherzig, die vielen abgöttischen und schädlichen Mißbräuche abzustellen und eine christliche Reformation vorzunehmen. Angesichts der notorisch reichsfeindlichen Politik der Päpste will er den „beschwerlichen" Eidschwur beseitigt wissen, wodurch die Bischöfe dem Papste zu Gehorsam verpflichtet sind, damit ein besseres Vertrauen unter den Gliedern des Reiches hergestellt werden könne. Den schädlichen Mißverstand und das verderbliche Mißtrauen, das unter den Ständen der Nation eingewurzelt ist, nach Kräften zu beseitigen, werden auch die weltlichen Kurfürsten eindringlich ermahnt. Daß endlich die Freistellung der Religion und alles das, was im Falle einer neuen Königswahl zu erstreben sei, nicht vergessen wird, brauchen wir kaum zu sagen.

Nach Abschluß des Testaments hat Friedrich noch ein volles Jahr gelebt und gewirkt. Das Gefühl der Schwäche

oder „Leibesblödigkeit" verließ ihn zwar seit dem Herbste 1575 nicht mehr, hinderte ihn indeß auch nicht sonderlich, den Geschäften in alter Weise nachzugehen. Wir erinnern uns der überaus regen Thätigkeit, die er vor und während des Regensburger Reichstages entfaltete, so wie des warmen Antheils, den er an der letzten und anscheinend so erfolgreichen Expedition Joh. Casimirs nahm. Auch unterließ er es nicht, noch hie und da dem altgewohnten Vergnügen der Jagd nachzugehen, und sah sich sogar im Stande, mit selbst erlegten Hirschen benachbarten Fürsten ein Geschenk zu machen. Ebenso fuhr er fort, Freunden und Verwandten aus seiner Hausapotheke mancherlei Heilmittel zu spenden, auf deren Kunde er sich einiges zu Gute that.[27]) So schrieb er am 18. Mai 1576 seinem lieben Vetter, Schwager und Sohne Wilhelm von Hessen, daß er sich erinnere, ihm versprochen zu haben, „etliche Remedia von achterlei Zufälle, so gemeiniglich denen, so warme Bäder gebrauchen, zustehen, mitzutheilen. Daß er es bis dahin verzogen, bittet er freundlich zu entschuldigen und dem vergeßlichen Alter zuzumessen. Sollte ihm nun der eine oder andere Zufall zustoßen, so möge er es ihn schleunig wissen lassen, oder, wenn er ja ihn selbst damit verschonen wolle, durch die Landgräfin seiner geliebten Gemahlin schreiben lassen; dann solle ihm, was die Apotheke vermag, nicht verhalten sein."

Friedrich hoffte auch noch die Freude zu erleben, daß sein Schwiegersohn Joh. Friedrich d. M. aus seiner so langen und seit Jahren schon von der treuen Gemahlin getheilten Gefangenschaft endlich befreit würde. Ihm dazu mit Rath und That behülflich zu sein, war er jederzeit bemüht und ließ es sich nicht verdrießen, wenn der Herzog mit einer an Trotz grenzenden Standhaftigkeit jeden ihm angerathenen Schritt der Demüthigung gegenüber dem Kaiser oder gar dem Kurfürsten August zu thun sich weigerte, oder in seiner verbitterten argwöhnischen Stimmung sogar dem Schwiegervater mit Mißtrauen,

statt mit Dank begegnete.[28]) Noch der letzte eigenhändige Brief an den Kaiser (14. Septbr. 1576) enthielt eine Fürbitte für den Gefangenen.

Es war um die Mitte des Septembers, als Friedrich mit der Kurfürstin zum letzten Male über Schwetzingen und Friedrichsbüchel, wo er mehrere Tage der Jagdlust nachging, sich über den Rhein nach Kaiserslautern begab. Joh. Casimir eilte dem Vater entgegen, um ihm schon unterwegs bei Custerstall „mit der Fischerei" eine Freude zu bereiten.[29]) In Lautern, wo Friedrich auch seinen Bruder Reichard fand, lebte er, ohne seine fast tägliche Verbindung mit Heidelberg und Regensburg zu unterbrechen, 14 Tage dem Waidwerk und dem vertraulichen Verkehr mit den Seinigen. Selbst Elisabeth, Joh. Casimirs Gemahlin, welche den ihr verhaßten „Alten" mit Widerwillen hatte kommen sehen, mußte anerkennen, daß er „sich sehr freundlich gegen sie stellte".

Zu Anfang October kehrte der Kurfürst, ohne Anzeichen einer nahen und gefährlichen Krankheit, nach Heidelberg zurück. Am Sonntag den 14., so wie folgenden Tages besuchte er wiederholt den Schießgraben, schoß selbst mit und gewann. Auch am 21. October fand er sich noch einmal daselbst ein und redete mit den Bürgern der Stadt so freundlich und huldvoll, als hätte er ihnen Lebewohl sagen wollen. Dabei zeigte er sich so fröhlich, als man ihn lange Zeit nicht gesehen, und schoß so trefflich, daß man dafür hielt, er würde das Beste gewonnen haben, wenn er nicht ermüdet vor Beendigung des Schießens sich in's Schloß zurückgezogen hätte.[30])

Die folgende Nacht schon begann er zu klagen und verließ am andern Morgen zwar das Bett, aber nicht sein Gemach. Die Füße schwollen ihm an, er athmete schwer und litt an starkem Herzklopfen. Am 24. (Montags) stellte sich zu der Wassersucht Rothlauf ein, und die herannahende Katastrophe war kaum noch zu verkennen.

Friedrich selbst sah seinem Ende mit fester und freudiger Glaubenszuversicht entgegen. Ich habe, sagte er am Morgen des 23. October zu seinem Hofprediger Tossanus, euch und der Kirche lange genug gelebt; ich fühle, daß ich nun zu einem besseren Leben abgerufen werde und freue mich dessen. Ich habe zu Gunsten der Kirche gethan, was ich konnte, aber ich vermochte nur wenig. Der, welcher alles vermag und ehe ich geboren war, für seine Kirche sorgte, lebt und regiert im Himmel. Er wird seine Kirche nicht verlassen und nicht vergebens werden die Bitten und Thränen sein, welche ich so oft in diesem Gemache für meine Nachfolger und für die Kirche vergossen habe.

Gern hätte er, wie er nicht verhehlte, vor seinem Ende den neuen Kaiser noch gesehen, um ihn zu ermahnen, daß er die Bibel fleißig läse und das arme Deutschland mit vielen Schatzungen unbeschwert ließe. Er habe auch, äußerte er, Rudolfs Vater zu einer gottseligen Regierung oft ermahnt, aber wenig bei ihm erhalten mögen.

Noch mehr verlangte den Kranken, mit seinem älteren Sohne Ludwig noch einmal der Religion halben zu reden. Daß derselbe, zur Regierung kommend, nicht in seine Fußtapfen treten werde, wußte er ja längst; er konnte von dem milden und frommen Sinne des Sohnes nur hoffen, daß er sein Werk nicht zerstören werde, während er von dem Enkel (Ludwigs Sohne) in prophetischem Geiste voraussagte, daß er ihn, seinen Altvater, „in Fortsetzung und Handhabung der reinen christlichen Religion“ ersetzen werde. „Mein Lutz thut's nicht, wird jedoch kein großer Verfolger werden, indem er sonst fromm und von Natur gütig ist; aber mein Fritz, der wird's thun“ — hatte er schon am 25. April 1576 zu zweien seiner Kirchenräthe gesagt.

Indeß war es, um den Kurprinzen an das Krankenlager zu rufen, schon zu spät. Das Schreiben, das ihn

dringend einlud, mit Gemahlin und Kindern nach Heidelberg zu kommen, ging am 24. October von hier ab und konnte nicht vor dem Todestage Friedrichs in Amberg eintreffen. Dagegen war ausser der Kurfürstin Amalie sein Lieblingssohn Joh. Casimir, welcher unmittelbar vor der Erkrankung des Vaters eingetroffen, immer um ihn; ebenso die rathlosen Aerzte und Tossanus.

Nach einer unruhigen, im Fieber verbrachten Nacht wurde der Hofprediger am 25. October schon um 6 Uhr Morgens gerufen, um dem Leidenden Trost zu spenden. Vorübergehend trat noch so viel Linderung ein, daß er sich nicht allein die ihm theuersten Kapitel des neuen Testaments, vor allem das 17. des Evangelium Johannis, und seine Lieblingspsalmen vorlesen und erklären ließ, sondern auch in frommen Gesprächen mit dem Hofprediger seinen Gefühlen und Betrachtungen Ausdruck gab. Er sprach noch einmal im Angesicht des Todes seine hohe Freude und Dankbarkeit darüber aus, daß er sein Heil nicht in der Hostie zu suchen habe, und daß auch in seinen Kirchen und Schulen die Leute allein auf Christum den Herrn gewiesen würden. Es war auch eine glückliche Fügung, daß Joh. Casimir an dem genannten Tage günstige Nachrichten aus den Niederlanden erhielt, die er am Abend, zu einer günstigen Stunde, dem Vater mittheilte, was diesen mit so hoher Freude erfüllte, daß er nun um so lieber zu sterben versicherte.

So nahte der 26. October, ein Freitag, und mit ihm die Stunde der Erlösung. Der Sterbende bewahrte mit dem ungetrübten Bewußtsein auch seine Glaubensfreudigkeit bis zum letzten Athemzuge, so daß er mehr die Umstehenden tröstete, als daß er ihres Trostes bedurft hätte.

Als er schon in den letzten Zügen lag, fragte die Gemahlin, ob er auch verstehe und bestätige, was Tossanus ihm zuspreche. „Ja freilich," antwortete er nicht ohne große

Kraftanstrengung. Es waren seine letzten Worte; bald darauf, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, entschlief er sanft und ohne Todeskampf. Die entseelte Hülle wurde einbalsamirt und in der Heiligen-Geist-Kirche, wo auch Maria ruhte, nach fürstlichem Brauche beigesetzt.

Schmerzlicher ist selten um einen Fürsten getrauert worden. Ein Augenzeuge weiß nicht genug zu sagen, „wie gar erbärmlich und kläglich nicht allein seiner kurf. Gnaden eigene Unterthanen, sondern auch insgemein viele fromme und gottselige Leute dieses frommen Fürsten Abgang beweinen. Denn wohin ich in der Stadt gehe oder stehe, sehe ich, daß Jedermann diesen frommen Fürsten anders nicht als einen allgemeinen Vater beklagt und beweint. Zu dem weint und klagt die arme und in dieser Welt verlassene Kirche unsres Herrn Jesu Christi, daß sie ihren Schutzherrn und gleichsam eine feste Burg an diesem treuen Herren verloren hat."

So haben schon die Zeitgenossen, welche an dem Grabe Friedrichs trauerten und in die Klage um den Todten begeisterte Lobsprüche mischten, ihm die hohe und einzige Stellung zugewiesen, die er heute noch unter den evangelischen Fürsten einnimmt.

Anmerkungen.

(Die nachstehenden Notizen sollen nicht den gelehrten Apparat, auf den die Schrift sich stützt, vollständig darlegen, sondern nur als Fingerzeige, hie und da auch zu Ergänzungen dienen. Am wenigsten war es möglich, die Briefe Friedrichs überall da zu citiren, wo sie als Quellen dienten.)

Zum ersten Kapitel.

S. 2 A. 1) Ueber Herzog Johann s. Thuanus Hist. Lib. XIX (Frankfurt 1625 p. 381); Andreae Simmera Palatina p. 20; Büttinghausen, Beiträge zur pfälz. Gesch. I, 193 und Fr. Back, die evangelische Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel, Nahe und Glan II, 1 S. 49 ff.

S. 3 A. 2) Back a. a. O. 53.

S. 4 A. 3) Witekind bei Van Byler, libellorum rariorum fasc. I p. 209.

S. 5 A. 4) Pareus hist. Bav. Pal. p. 276 und Andreae Simmera Palatina p. 21.

S. 6 A. 5) Ueber Maria s. meine Einleitung zum I. Bde. der Briefe Friedrichs des Frommen p. XXXVIII ff. und den Aufsatz in Raumers hist. Taschenbuche, fünfte Folge, II, 331 ff., wo ungedruckte Briefe aus dem königl. Hausarchiv zu Berlin und dem großherzogl. sächs. Staatsarchive zu Weimar benützt worden sind.

S. 9 A. 6) Joh. Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades I, 43.

S. 11 A. 6a) J. Voigt a. a. O. I, 117.

S. 12 A. 7) J. Voigt I, 120.

S. 12 A. 8) Die erwähnte Einleitung p. XL n. 3 und Münchner hist. Jahrbuch herausg. von der hist. Klasse der Akademie d. W. 1866 S. 515.

S. 13 A. 9) Briefe Friedrichs I, 260.

S. 14 A. 10) Aus dem Nachlasse J. Voigt's mir gütig mitgetheilt von Herrn Prof. Georg Voigt.

S. 14 A. 11) Friedrich an Joh. Friedrich d. M. 7. April 1560, (Briefe I, 134).

S. 15 A. 12) Aus dem Königsberger Archiv im Nachlasse J. Voigt's; Auszüge auch in des Letztern Abhandlung über Frauen-

leben im 16. Jahrh. in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft II, 258 ff.
S. 16 A. 13) Wir wissen nur von 9 Kindern, die Maria bis dahin geboren, Namen und Geburtstag anzugeben; zwei folgten noch nach. S. Häutle, Stammtafeln.
S. 18 A. 14) Aus der Vorstellung des Erasmus von Venningen an Friedrich in Cod. Germ. Mon. 1318 fol. 339 ff.
S. 18 A. 15) Back a. a. O. I, S. 176.
S. 18 A. 15(16) Häusser, Gesch. der rhein. Pfalz II, 78.
S. 20 A. 18(17) Joh. Voigt II, 214

Zum zweiten Kapitel.

S. 22 A. 1) Briefe Friedrichs I p. XLIV ff.
S. 22 A. 2) Briefe F.s I, 31. Beck, Joh. Friedrich d. M. I, 230.
S. 23 A. 3) Aus dem Pfälzer Copialbuche 351/2 f. 366 ff. im Arch. Karlsruhe; vergl. Back I, 178.
S. 24 A. 4) Back I, 180.
S. 24 A. 5) Ebendaselbst 186.
S. 25 A. 5a) Corp. Ref. VII, 634; vergl. Gillet, Crato von Crafftheim I, 32.
S. 25 A. 6) Luth. W. W. XXI, 334; vergl. Dorner, Gesch. der prot. Theologie S. 324.
S. 26 A. 7) Köstlin, Luther II, 354.
S. 27 A. 8) Planck, Gesch. d. prot. Lehrbegriffs V, 2 S. 35, 69; Gillet I, 125. Gegen die Apologie Westphals von Mönckeberg s. die Bemerkung Dorners a. a. O. 401.
S. 29 A. 9) Ebrard, das Dogma vom heil. Abendmahl II, 571; Stähelin, Calvin I, 224.
S. 29 A. 10) Gillet I, 124.
S. 34 A. 12) Heppe, Gesch. des deutsch. Protestantismus I, 266 ff.
S. 37 A. 13) Münchener hist. Jahrb. 1566 S. 432.
S. 37 A. 14) Deutscher Brief des Vergerius aus Wien 29. Febr. 1558 an Friedrich III, Original im Archiv Karlsruhe. Da die Adresse erst später von anderer Hand hinzugefügt worden ist, so könnte man auch an Ottheinrich denken, wenn es statt fürstlicher churfürstl. Gnaden hieße. An Herzog Christoph, seinen Beschützer, richtete Vergerius am 20. Febr. ein lateinisches Schreiben, aus dem Kugler, Herzog Christoph II, 321 ein paar Stellen mittheilt, die sich nicht so in obigem Briefe finden. Am merkwürdigsten erscheint mir folgende lobende Aeußerung über Maximilian: „daß ihre königl. Würde jetzt gar wohl gegründet ist in wahrer Gottseligkeit, auch Inbrunst und Liebe gegen Jesu Christo, daß sie auch das wenigste nach aller Widerwärtigkeit fragen, die ich sehe ihrer k. W. vor Augen sein, aldieweil sie den wahren Gottesdienst fördern können. Und das gefällt mir fürnehmlich, daß ihre k. W. so sorgfältig ist, daß das Evangelium in uns Frucht und eine wahre Reformation und Beßerung des Lebens gebäre. Sonderlich aber sehen sie gern, daß unter den Fürsten des Reichs aller heimlicher

Neid und Zwietracht abgestellt und eine wahre Einigkeit gepflanzt würde. Wer wollte derhalben nicht sehen, daß diese Gedanken und Sorgen werth seien und wohl anstehen einem christlichen König. In Summa: ich merke, daß ihre f. W. von dem hl. Geist regiert werden."

S. 37 A. 14) Köstlin, Luther II, 361 ff., 566.

Zum dritten Kapitel.

S. 39 A. 1) Maria an Joh. Friedrich 16. Febr. 1559. Ueber den Regierungsantritt ein Bericht im Karlsruher Archive.

S. 40 A. 2) Briefe Friedrichs I, 30, 40, 308 ff.

S. 41 A. 3) C. Schmidt, der Antheil der Straßburger an der Reformation in Kurpfalz (1856).

S. 42 A. 4) Schmidt a. a. O. p. XXXI.

S. 43 A. 5) Vierordt, Gesch. der evang. Kirche in Baden I, 456.

S. 43 A. 6) Erasmus von Minckwitz weist in einer ungedruckten Vorstellung an Friedrich (Cod. germ. Mon. 1318 fol. 318) vom 27. Mai 1560 auf zwei solcher Fälle hin. Die Amtsentsetzung Herxheimers gehört nur halbwegs hierher.

S. 44 A. 7) Briefe F.s I, 140.

S. 44 A. 8) und S. 45 A. 9(10) Wundt, Magazin II, 44 ff., über das Treiben des Heßhusius in Heidelberg vergl. u. a. Salig, Historie der Augsb. Conf. III, 436; Planck V 2, 329. Wilkens Tilemann Heßhusius (1860) S. 40 ff.; Briefe F.s I, 100 ff.; Münchener hist. Jahrb. 1866 („Wie ist F. der Fromme Calvinist geworden?") S. 440 ff.

S. 46 A. 10) Schmidt XXXIX.

S. 49 A. 11) Briefe F.s I, 53. Zu dem Excurse über die Grafen von Erbach im Münchener hist. Jahrb. 1866 S. 438 habe ich berichtigend nachzutragen, daß aus den Schriftstücken in Cod. germ. Mon. 1318 mit aller Sicherheit hervorgeht, daß 1559 und 1560 Graf Eberhard Großhofmeister und zugleich entschiedener Anhänger des Calvinismus war.

S. 50 A. 12) Häusser II, 13, Vierordt I, 458.

S. 50 A. 13) Venningen an F. im Aug. 1560 in der mehrfach erwähnten Handschrift der Münchener Staatsbibliothek.

Zum vierten Kapitel.

S. 61 A. 1) Das Responsum Melanchthons u. a. gedruckt bei Struve pfälz. Kirchenhistorie p. 85 und Corp. Ref. IX, 961 ff.; von Neueren s. Sudhoff, Olevian und Ursin 74 ff.

S. 62 A. 2) Hans Bleickard Landschad von Neckarsteinach s. o. S. 273.

S. 62 A. 3) s. Münchener hist. Jahrb. S. 453.

S. 65 A. 4) Briefe Fr.s I, 109 ff.

S. 68 A. 5) Ebend. I, 130 ff.

S. 69 A. 6) Ebend. 134 ff.

S. 70 A. 7) Ebend. 138.

S. 70 A. 8) Struve a. a. O. 94 ff. Planck V, 2, 374. Seisen, Gesch. der Reformation zu Heidelberg (1846) 99; Münch. Jahrb. 461.

S. 73 A. 9) Alting, hist. eccl. Pal. in Mon. Piet. p. 182.
S. 73 A. 10) Sudhoff, Olevian und Ursin 79.
S. 74 A. 11) Briefe Fr.s I, 522.
S. 74 A. 12) Nebst anderen Aktenstücken in Cod. germ. Mon. 1318.
S. 75 A. 13) Auch diese Verhandlungen in der citirten Handschrift.
S. 75 A. 14) Das hat schon Wundt Magazin II, 111 richtig bemerkt.
S. 75 A. 15) Minckwitz schreibt 11. August 1560 an F., er wisse wohl, daß bald nach dem Regierungsantritt einer, der sich vor anderen heftig bemühet, durch allerlei Praktiken den sacramentirischen Irrthum hierher zu bringen, deshalb zu Wittenberg gewesen und einen Brief von Herrn Philippo herausgebracht; er wisse aber nicht davon zu reden, weil er ihn nie gelesen habe.
S. 76 A. 16) Irriger Weise soll nach Vierordt I, 462 das Dekret vom 12. Aug. von jedem Geistlichen die Unterschrift für Melanchthons Gutachten verlangt haben.
S. 76 A. 17) Auch hierüber gibt die oft erwähnte Handschrift Aufschlüsse.
S. 77 A. 18) Nach derselben Quelle; zur Charakteristik der fraglichen Verse nur folgende Probe, die durch die am Rande stehenden Worte Luther, Dr. Boquinus und Graf von Erbach verständlich wird: „Wenn man will lernen Gottes Wort, so gehe man an ein lautter Ort, hüt sich vor fremden Orden. Die Böck, die stinken mächtig sehr; man geb auch keiner Bach die Ehr, sie sei denn lautter worden."
S. 77 A. 19) Maria an Johann Wilhelm s. d. (1561), Autograph im Staatsarchiv Weimar.

Zum fünften Kapitel.

S. 79 A. 1) Die Schrift de praesentia corporis Christi in S. Coena contra Sacramentarios, Jena 1560 in 4°, deren Vorrede die bittere Klage enthielt, daß der Irrthum Zwinglis und Calvins nicht nur unter dem gemeinen Mann, sondern auch unter den Hohen in der Welt soviel Eingang gefunden habe, erschien, wie schon Planck bemerkt, aber Neuere übersehen haben, vor der Responsio ad praejudicium Ph. Melanchthonis.
S. 79 A. 2) Diese Streitschriften sämmtlich bei Planck V, 2, 382. Zu Boquins Schrift s. Münch. Jahrb. 1566 S. 466.
S. 80 A. 3) Schon Alting hat zu diesem Irrthum durch die Reihenfolge, in der er die Ereignisse erzählt, Veranlassung gegeben.
S. 80 A. 4) Münchener Jahrb. 467. Briefe F.s I, 150.
S. 81 A. 5) Heppe I, 365 ff.; Calinich, der Naumburger Fürstentag 81 und die werthvollen Mittheilungen über die Hilsbacher Zusammenkunft bei Kugler, H. Christoph II, 188 ff.
S. 82 A. 6) Kugler II, 196.
S. 84 A. 7) Heppe I, 376. Nachträglich überzeuge ich mich, daß der Zweifel Kuglers (II, 207) an der Richtigkeit des Datums wohl begründet ist. Die unmittelbar folgenden Daten Heppe's (19. Oktober und 20. Dezember) lassen erkennen,

daß F.s Brief an Philipp am 14. Dec. geschrieben sein wird. Voraus ging also der Brief an Würtemberg.

S. 86 A. 8) Ursprünglich hieß es in Artikel X der Augustana: De Coena Domini docent, quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in Coena Domini, et improbant secus docentes; in der emendata (1540): quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in Coena Domini.

S. 88 A. 9) S. meine Abhandlung im Münchener hist. Jahrb. 1866 S. 471, 475 ff. und Briefe F.s I, 155 ff.

S. 91 A. 10) So in Uebereinstimmung mit Schmid, der Kampf der lutherischen Kirche um Luthers Lehre vom Abendmahl S. 323, auch Calinich a. a. O. 171 ff.

S. 92 A. 11) Daß dabei auch auf die französischen Protestanten, deren Interesse Languet und de la Porte vertraten, Rücksicht genommen wurde, und daß insbesondere der vertraute Minister Augusts, Mordeisen, mit Languet die Frage einer auch die reformirten Kirchen nicht ausschließenden Formel erwogen hatte, hat schon Gillet I, 298, 303 hervorgehoben.

S. 96 A. 12) Calinich 184.

S. 99 A. 13) Reimann, die Sendung des Nunzius Commendone nach Deutschland 1561 in den Forschungen zur deutsch. Gesch. Bd. VII, 234 ff.

S. 99 A. 14) Reimann a. a. O. 251.

S. 101 A. 15) Briefe F.s I, 288; Kugler II, 266.

S. 102 A. 16) Calinich 118 ff.

S. 102 A. 17) Planck V, 2, 257 ff., Calinich I, 306 ff.

S. 103 A. 18) Die Wendung bezeichnet das Schreiben vom 18. März 1561 bei Calinich 239.

Zum sechsten Kapitel.

S. 109 A. 1) Briefe F.s I, 166 ff.

S. 109 A. 2) A. a. O. 557 ff. Ein Theil des Briefes schon früh in Monum. Piet. p. 280 ff. gedruckt und wegen seines gelehrten Inhaltes von Gillet (II, 111) dem Ursin zugeschrieben. Das vielfach corrigirte eigenhändige Concept F.s schließt jeden Zweifel bezüglich der Autorschaft aus.

S. 111 A. 3) Briefe F.s II, 2 p. 1037 u. 38.

S. 111 A. 4) Stähelin, Calvin II, 229 und Baum, Beza II, 44.

S. 111 A. 5) Briefe I, 209.

S. 111 A. 6) Der bedeutungsvolle briefliche Verkehr mit Bullinger läßt sich von 1565 an verfolgen. Briefe II, 1039 ff.

S. 112 A. 7) Ueber diese Männer mögen folgende kurze Notizen orientiren:

Eberhard, Graf von Erbach, Großhofmeister (als solcher aus den Akten mir bekannt von 1558—62), gest. 1564, galt als entschieden calvinisch gesinnt. Dieselbe Richtung vertrat im geheimen Staatsrathe (nachweisbar bis 1561) Graf Valentin, Burggraf von Alzei, der

jüngste der drei Brüder, soll aber vor seinem Tode (12. Dec. 1563) das Abendmahl nach lutherischem Ritus genommen haben (Simon, Geschichte der Dynasten und Grafen von Erbach S. 397). Graf Georg, mit einer Schwester Friedrichs vermählt, in dessen ersten Regierungsjahren ebenfalls Mitglied des geh. Rathes, hat nach Vierordt I, 462 am 30. Dec. 1560 (nur nicht als Großhofmeister) den Kurfürsten gewarnt, den Abendmahlsstreit nicht durch den Druck einer Schrift Boquins zu verschlimmern. Für seine gemäßigt lutherische Gesinnung spricht auch die in demselben Jahre gedruckte Erbachische Kirchenordnung (Simon 448). So erklärt es sich auch vielleicht, daß er in späteren Jahren nicht mehr unter den Mitgliedern des geheimen Rathes erscheint.

Christoph Probus, bis 1561 Vicekanzler, von da bis 1574 Kanzler, gehörte der Melanchthonischen oder gemäßigt Calvinischen Richtung an.

Dr. Christoph Ehem (auch Eheim, Oheim genannt), 1528 in Augsburg geb., in Tübingen Prof. der Philosophie, in Heidelberg der Jurisprudenz, von Otto Heinrich zum Rath ernannt, erlangte unter Friedrich maßgebenden Einfluß auf die auswärtige Politik. Er war strenger Calvinist und ein entschiedener Feind Roms und des habsburgischen Hauses, aber auch ein gewandter und kluger Diplomat. Der Gedanke der protestantischen Union fand in ihm den ersten Vertreter.

Stephan Cirler, schon unter Otto Heinrich Geheimschreiber und bereits im J. 1556 als „großer Zwinglianer“ bezeichnet, mit einer Nichte Melanchthons verheirathet (Vierordt I, 459), genoß großes Vertrauen bei Friedrich.

Thomas Erast, ein Schweizer, geb. um 1524, in Italien zu einem großen Mediciner herangebildet, wurde 1558(59?) als solcher an die Universität Heidelberg gerufen. Er glänzte zugleich durch seine allgemeine, insbesondere theologische Bildung. Von Friedrich zum weltlichen Mitglied des Kirchenraths ernannt, war er vielfach in Religionsangelegenheiten thätig, hielt sich aber bei allem Eifer für das reformirte Bekenntniß von der Härte und Strenge der tonangebenden Theologen, mit denen wir ihn später im erbittertem Kampfe finden werden, frei.

Michael Diller, Anfangs Augustinerprior in Speyer, predigte dort seit 1529 evangelisch, seit 1548 Hofprediger Ottheinrichs zu Neuburg, begleitete diesen 1556 nach Heidelberg und zeichnete sich auch nach Einführung des Calvinismus durch seine gemäßigte Gesinnung aus.

Peter Boquin, einst Prior des Carmeliterklosters zu Bourges, als Flüchtling nach Deutschland gekommen, erst Pfarrer in Straßburg, seit Februar 1557 Professor

an der Heidelberger Universität, war hier der erste Theolog, der offen für den Calvinismus wirkte.

S. 112 A. 8) Wenzeslaus Zuleger, in Böhmen geboren, schon mit 29 Jahren in Heidelberg Vorstand der obersten Kirchenbehörde, unter allen weltlichen Räthen wohl der entschiedenste Calvinist, erlangte neben Olevian nicht nur den größten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, sondern war in späteren Jahren auch politisch vielfach thätig, namentlich in den Beziehungen zu Frankreich und den Niederlanden. Auch als Diplomat verleugnete er seinen strengen und schroffen Charakter nicht.

S. 112 A. 9) Olevian kam 1560 aus Trier nach Heidelberg, zuerst als Lehrer am Sapienzcollegium thätig, 1561 Professor an der Universität, vertauschte aber 1562 diese Stelle mit dem Pfarramt an der Heil.-Geist-Kirche und wurde zugleich Mitglied des Kirchenrathes. Sowohl als hervorragender Kanzelredner wie als kirchlicher Organisator wurde er von F. hoch geschätzt und trat demselben, trotz der Strenge seines Wesens, auch persönlich allmälig näher.

S. 113 A. 10) u. 11) Der Schlesier Ursinus wurde 1561 Ephorus des Sapienzcollegiums, folgenden Jahres auch an Stelle seines Freundes Olevian Professor der Dogmatik an der Universität, bis ihn hier Zanchius ersetzte (1568). Er vor allen bildete die pfälzischen Theologen heran und war zugleich wissenschaftlich wie kein anderer thätig. Neben Olevian galt er dem Kurfürsten als vorzüglichste Autorität in theologischen Dingen. — Emmanuel Tremellius, ein gelehrter Italiener, in der Schweiz für die Reformation gewonnen, wurde zu Anfang 1561 Professor der alttestamentlichen Exegese. Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg II 50 A. 27.

S. 114 A. 12) Sudhoff S. 393. Die Aeußerung Dillers aus den hess. Akten.

S. 115 A. 13) Vergl. „die Artikel, in denen die evangelischen Kirchen im Handel des Abendmahls einig und spänig sind" von Ursinus bei Sudhoff S. 640.

S. 115 A. 14) Briefe F.s I, 587.

S. 115 A. 15) Ebendas. I. 545. Joh. Friedrich hatte dagegen die Vernunft mit unter die Lügen, die in Satans Reich gehörten, gerechnet.

S. 115 A. 16) Aus Ebers Bericht an Kurf. August 21. März 1564 im Archiv Dresden; vergl. Münchener hist. Jahrb. 519.

S. 116 A. 17) Köstlin, M. Luther II, 570.

S. 116 A. 18) Briefe F.s I, 466 und ähnlich öfter.

S. 119 A. 19) Münch. hist. Jahrb. 492.

S. 120 A. 20) Briefe F.s I, 258.

S. 123 A. 21) Ebend. I, 430.

S. 124 A. 22) Sudhoff 80.

S. 125 A. 23) Briefe F.s I, 195.

S. 126 A. 24) Ebend. I, 252, 253.
S. 127 A. 25) Dorner, Gesch. d. prot. Theologie 405.

Zum siebenten Kapitel.

S. 129 A. 1) Zu Basel erschien 1561 die Streitschrift Boquins gegen Heßhusius (Examen libri quem Tilem. Heshusius nuper scripsit de praesentia corporis Christi in Coena Domini), deren Veröffentlichung Georg von Erbach am 30. Dec. 1560 dem Kurfürsten widerrathen hatte (s. oben S. 458 A. 7).
S. 129 A. 2) Wenn Vierordt I, 462 sowohl von Minckwitz als von Benningen sagt, daß sie das Vertrauen F.s genoßen und ersteren als einen Freund Melanchthons erscheinen läßt, so darf dazu bemerkt werden, daß beide in den an F. gerichteten Vorstellungen schon 1560 einen Ton anschlagen, den ein anderer Fürst kaum geduldet hätte. Minckwitz war außerdem mit Probus, den er unter Ottheinrich bei Seite gedrängt zu haben scheint, zerfallen und dem neuen Kurfürsten als derjenige bekannt, welcher Ottheinrich zu ungerechten testamentarischen Verfügungen hatte verleiten wollen. Briefe I, 109 ff., 309; II, 1031.
S. 130 A. 3) S. den wichtigen Brief (an Joh. Friedrich) in Mon. Piet. 303, der in das Jahr 1563 zu setzen ist.
S. 131 A. 4) Ebrard, das Dogma vom h. A.M. II, 593, wo aber die Schrift unrichtig dem J. 1560 zugewiesen wird. Vergl. Sudhoff 82.
S. 132 A. 5) M. Göbel, Gesch. des christl. Lebens in der rheinisch-westphälischen evang. Kirche I, 392, eines der vielen Urtheile, die Schaff in seiner ausgezeichneten Abhandlung über Geschichte, Geist und Bedeutung des H. K. in Niedners Zeitschr. für hist. Theol. Bd. 34 (1864), 322 bis 377 zusammengestellt hat. S. außerdem die Aufsätze über den H. K., die zu der 300jährigen Jubelfeier desselben Plitt, Sack und Ullmann in den Theologischen Studien und Kritiken (Heft 1, 2 und 4 des Jahrgangs 1503) veröffentlicht haben.
S. 132 A. 6) Guericke, Kirchengeschichte III, 610 (7. Aufl.).
S. 133 A. 7) Dieses persönliche Verhältniß F.s zu „seinem" Katechismus hat Ullmann (Theol. Stud. und Krit. 1863 S. 635) treffend hervorgehoben.
S. 134 A. 8) A. Wolters, der Heidelberger Katechismus in seiner ursprünglichen Gestalt, Bonn 1864. Vergl. Münch. hist. Jahrb. 1866 S. 500 ff.
S. 136 A. 9) Luth. Catech. maior ad praeceptores IV; vergl. Gillet in Sybel's hist. Zeitschr. XIX, 45.
S. 138 A. 10) Kugler, H. Christoph II, 439.
S. 138 A. 11) Briefe F.s I, 400.
S. 142 A. 11a)(11) Ebend. 470, 471.
S. 143 A. 12) Ebend. 505 ff., zu dem folgenden S. 583.
S. 144 A. 13) Kugler II, 267, 270 ff.

S. 144 A. 14) Briefe F.s I, 371.
S. 146 A. 15) Ebend. I, 398 ff.
S. 147 A. 16) Wolters a. a. O. 164.
S. 147 A. 17) Briefe I, 457 Anm.
S. 148 A. 19) Heppe II, 33.
S. 149 A. 20) Das Schreiben des Kaisers in den Briefen F.s I, 419; 441. Daß Maximilian am 13. Juli wiederholt an F. geschrieben, behauptet Heppe II, 38. Mir kommen aber nachträglich Zweifel, ob dem so ist, weil auf einen zweiten Brief des Königs nirgendwo Bezug genommen wird. Vergl. auch Kugler II, 455.

Zum achten Kapitel.

S. 152 A. 1) Sudhoff 124 ff. Dazu Briefe F.s I, 446.
S. 153 A. 2) Richter, Kirchenordnungen II, 276 ff. Sudhoff 135 ff.
S. 154 A. 3) Worte aus F.s Testament.
S. 156 A. 4) Daß zu Sinzheim in Friedrichs Gegenwart Bilder, Kirchengeräthe u. s. w. auf offenem Platze verbrannt worden, behauptet die Klagschrift bei Struve 175. Remling, Gesch. der ehemaligen Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern, übertreibt allzu sehr. F.s wahre Gesinnung erhellt dagegen schon aus dem von Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1836 p. 499 mitgetheilten Befehl.
S. 157 A. 5) Wundt, Magazin II, 58 u. 114 ff. Dazu Back II, 269 ff.
S. 157 A. 6) Ueber die Zahl der aufgehobenen Klöster s. Anm. 3 zum Testament p. 37.
S. 157 A. 7) Vierordt II, 512.
S. 157 A. 8) Vierordt II, 96.
S. 159 A. 9) Alting nennt (Mon. Piet. p. 192) Joh. Brenz und Jac. Andreä als Verfasser einer Censur des Katechismus, worin 18 Punkte desselben kritisirt und 6 Fragen über das Abendmahl an den Kurfürsten gerichtet wurden. Nach derselben Quelle beantwortete Ursinus nicht allein jene Censur, sondern stellte auch den angehängten 6 Fragen andere in gleicher Zahl gegenüber. Struve wiederholt die Angabe Altings und spätere sind ihm gefolgt. In der That hat Ursinus 1564 eine „Antwort auf etlicher Theologen Censur über die am Rande des Heidelberger Katechismus angezogenen Zeugnisse“ (in Opp. Ursini II, 55—76 als censura theologorum de catechesi electorali Germania tantum scripta et Electori Friderica III. Pio missa bezeichnet) veröffentlicht, Sudhoff p. 152, und ebenso hat Ursinus (Opp. II, 76) ad quaestiones de S. Coena .... Friderico Electori ab amicis propositas (Gillet II, 105) 6 Gegenfragen ausgearbeitet, Sudhoff 636 ff.; aber beide Arbeiten gehören keineswegs zu einander. Denn die sechs angeblich der „Censur“ angehängten Abendmahlsfragen wurden dem Kurfürsten von seinem Schwiegersohn Joh. Friedrich d. M. zugeschickt,

und eben diesem übersandte Friedrich auch die von Ursin verfaßten Gegenfragen (Briefe Friedrichs I, 481). Daß dagegen die Censur der Würtemberger Theologen ohne besondere Mitwirkung Andreäs in der von uns dargestellten Weise entstanden und nach Heidelberg gekommen ist, scheint sich mir mit Gewißheit aus Kugler II, 452 ff. zu ergeben und dürfte um so weniger zu bezweifeln sein, als eine von Brenz und Andreä in Druck gegebene „Censur“ noch Niemanden zu Gesicht gekommen ist. Wenn aber Kugler meint, die von Bidembach verfaßte und von Brenz corrigirte Schrift (mit dem gleichzeitig von Christoph und Wolfgang gestellten Antrage eines Colloquiums) werde nicht nach Heidelberg abgegangen sein, weil Friedrich III. sonst nicht im Frühjahre 1564 wiederholt und anfangs vergeblich versucht haben würde, sich Christoph zu nähern, so scheint mir im Gegentheil die lebhafte Verstimmung des Herzogs von Würtemberg daraus erklärlich, daß auch der letzte von ihm unternommene Bekehrungsversuch gänzlich resultatlos geblieben war.

S. 160 A. 10) Sudhoff 142 ff.

S. 161 A. 11) Sudhoff 152, Gillet II, 103.

S. 162 A. 12) Sudhoff 256.

S. 163 A. 13) Wolfgang an Joh. Friedrich 24. Aug. 64, Briefe F.s I, 524.

S. 163 A. 14) Außerdem gehören hierher der schöne Brief an die Aebtissin von Himmelscron im Münchener hist. Jahrb. 514 ff. und das Schreiben an den Probst von Selz in Mon. Piet. 299.

S. 163 A. 15) Gillet II, 111 vergl. Briefe I, 557.

S. 165 A. 16) Nach dem aus inneren Gründen in das J. 1561 zu setzenden Briefe F.s in Mon. Piet. 306. Die Worte dagegen, welche Stälin IV, 666 mit Beziehung auf Hilsbach dem Kurfürsten in den Mund legt, kann er, soweit darin auch von Maulbronn die Rede ist, nicht gesprochen haben; denn hier kam man sich keineswegs so nahe.

S. 166 A. 17) Kugler II, 456.

S. 167 A. 18) Das Maulbronner Gespräch am eingehendsten bei Sudhoff 260; einzelne Notizen bei Häusser II, 73; Vierordt I, 468.

S. 170 A. 19) Die fragliche Stelle aus dem Protokoll bei Sudhoff 284; über die Aeußerung des Brenz s. Hartmann u. Jäger; die brieflichen Erklärungen Christofs bei Kugler II, 458 Anm. 2. Vielleicht lassen sich diese Widersprüche in der Weise erklären, daß es die Würtemberger waren, die in der 8. Sitzung das Thema der Ubiquität zu verlassen wünschten, die Pfälzer aber in der 10. Sitzung das Ende des ganzen Gesprächs dadurch herbeiführten, daß sie, als es sich um die Lehre vom Abendmahl handelte, nicht noch einmal den ersten Gegenstand, auf den die Gegner zurückkamen, erörtern wollten. So wäre Erast oder einer

der anderen in Maulbronn anwesenden Pfälzer allerdings berechtigt gewesen, vielmehr von den Würtembergern zu schreiben, daß sie, indem sie die Disputation de coena scheuten, das Gespräch abbrachen, nachdem erst einen Tag darüber gehandelt worden. S. diese Briefstellen bei Sudhof 294 Anm.

S. 171 A. 20) Kugler II, 459.

S. 174 A. 21) Sattler, Gesch. v. Würtemberg unter den Herzogen IV, Beil. Nr. 73.

S. 174 A. 22) Kugler II, 462.

S. 174 A. 23) Sudhoff 291 ff.

S. 174 A. 24) Jäger u. Hartmann, Brenz II, 392.

S. 176 A. 25) Planck V, 2, 489; Gillet II, 107.

S. 177 A. 26) Gillet II, 113 ff.

S. 179 A. 27) Freilich nicht von Spiegel in seiner vor wenig Jahren herausgegebenen Biographie Hardenbergs (S. 170); dagegen von Lang in M. Luther 338 Anm. 13, welcher im wesentlichen mit Köstlin, M. Luther II, 602 übereinstimmt, nur daß dieser es auch für möglich hält, daß „ein früheres Wort Luthers aus den Jahren der Wittenberger Concordia irrthümlich in diese letzte Zeit verlegt worden ist."

S. 180 A. 28) Außer Heppe II, 99 ff. Kugler II, 470.

S. 184 A. 29) Briefe Friedrichs I, besonders 494. Zu dem Folgenden ebendaselbst 563 u. 571 ff.

Zum neunten Kapitel.

S. 187 A. 1) Von neueren Abhandlungen verbreiten sich hierüber: Maurenbrecher, Kaiser Maximilian II und die deutsche Reformation in v. Sybel's histor. Zeitsch. VII, 64 ff. und Reimann, die religiöse Entwicklung Maximilians II in den Jahren 1554—1564 in derselben Zeitschrift XV, 1 ff.; außerdem auch Reitzes, zur Geschichte der religiösen Wandlung Maximilians (Leipzig 1870).

S. 187 A. 2) Reimann, welcher im übrigen die Wandlung Maximilians zu Anfang der 60er Jahre aufs Genaueste darstellt, irrt doch darin, daß er die Gesandtschaft an die protestantischen Fürsten gleich seinen Vorgängern in das Jahr 1561 verlegt. Die richtige Zeitangabe dagegen bei Weber, des Churfürsten August Verhandlungen mit Max II, Archiv für sächs. Gesch. III, 317 und Kugler II, 636. Die Antwort, welche Friedrich ertheilte, ist zum ersten Male in dessen Briefen II, 1032 mitgetheilt worden. Man darf hiernach nicht länger als einen der Entschuldigungs- oder Erklärungsgründe für die veränderte Haltung Maximilians den Mangel an Entgegenkommen auf Seiten der Fürsten und noch weniger die Spaltung zwischen Lutheranern und Calvinisten (mit Seitenblicken auf die Pfalz) aufführen Denn um die Zeit, als Maximilian aus Zweckmäßigkeitsgründen an der alten Kirche

festzuhalten sich entschloß, was er nach Reimanns überzeugendem Nachweis im J. 1561 that, stand der Pfalzgraf noch äußerlich in voller Glaubensgemeinschaft mit den andern Ständen der A. C.

S. 189 A. 3) Briefe F.'s I, 248.
S. 190 A. 4) Briefe F.'s I, 241 ff., 272 ff.
S. 191 A. 5) S. Testament Friedrichs S. 58 (98).
S. 192 A. 6) Kugler II, 280 Anm. 178; Stälin IV, 633.
S. 192 A. 7) Briefe F.'s I, 351 ff.
S. 196 A. 8) Briefe F.'s I, 398.
S. 196 A. 9) Mon. Piet. 293.
S. 197 A. 10) Kugler II, 455.
S. 198 A. 11) Briefe F.'s I, 538.
S. 200 A. 12) Briefe F.'s I, 574.
S. 200 A. 13) S. die Relation bei Struve S. 170 ff. Briefe F.'s I, 577.
S. 203 A. 14) Briefe F.'s I, 594.
S. 205 A. 15) Mon. Piet. 298.
S. 205 A. 16) Briefe F.'s I, 599 ff., 605—13, 622 ff., dazu II, 1038.
S. 210 A. 17) Vergleiche das Memorial in causa religionis in Briefe F.'s I, 626 ff.
S. 210 A. 18) Briefe F.'s II, 1040.
S. 211 A. 19) Die Artikel bei Sudhoff 640 ff.
S. 212 A. 20) Wilkens, Heßhusius 129 ff.
S. 213 A. 21) Vergl. Kugler II, 479.
S. 216 A. 22) Was Beck I, 404 ff. und Orloff mit fast erschöpfender Gründlichkeit in der umfangreichen Gesch. der Grumbach'schen Händel geben, läßt sich, soweit Friedrich u. Maria dabei in Betracht kommen, aus zahlreichen Briefen derselben ergänzen. Zu dem Folgenden I, 617, 633, 635, 641; vergl. Beck I, 185.

Zum zehnten Kapitel.

S 220 A. 1) Ueber den vielbesprochenen Reichstag findet sich älteres urkundliches Material vornehmlich bei Struve 168 ff. und Häberlin, neueste deutsche Reichshistorie Bd. VI. Von neueren Bearbeitungen kommt Heppe II, 116 ff. in Betracht. Die vielfachen Aufschlüsse, welche unsere Briefe Friedrichs (I, 634 ff.) geben, hat Gillet in gründlicher und scharfsichtiger Weise in v. Sybel's histor. Zeitschrift XIX, 51—102 dargelegt. Ich stimme mit Gillet's Darstellung in allen wesentlichen Punkten überein und ergänze dieselbe nur in einigen Beziehungen.

S. 222 A. 2) Der Brief Cratos an Joach. Camerarius (C. M. 261 Nr. 67 der Münchner Staatsbibliothek) ist vom 6. Nov. 1567 datirt und berichtet, während am Schluß von dem Aufenthalt in Augsburg die Rede ist, vorher über antipapistische Aeußerungen des Kaisers aus jüngster Zeit: Imperator se a papistis esse alienissimum nuper expresse declaravit et totam monachorum colluviem tamquam perniciosam damnavit. Ja der Kaiser deducirt:

ergo jacet missa et purgatorium; maxime ista sunt somnia monachorum atque gravissimum peccatum ad talia obligere conscientias." — Vergl. die interessante Unterredung des Kaisers mit dem Churfürsten August über Religionssachen auf dem Augsburger Reichstage im sächs. Archiv S. 332—35. Wie aber konnte Maximilian bei solcher Gesinnung katholisch leben und sterben zu wollen versichern? wie an Philipp II den von Koch, Quellen II, 97 veröffentlichten Brief vom 20. Nov. 1569 richten, ohne sich der Heuchelei und Charakterlosigkeit schuldig zu machen?

S. 223 A. 3) Häberlin VI, 129.

S. 231 A. 4) Daß Christoph und Wolfgang dem fraglichen Schriftstück eine deutliche Verurtheilung des Zwinglianismus eingefügt wissen wollten, und daß man dasselbe, statt es in eigener Person zu übergeben, durch einige Räthe überreichen ließ, berichtet Chyträus in einem ungedruckten Schreiben dem Herzoge Jh. Albrecht von Mecklenburg 19. Juni 1566.

S. 231 A. 5) Heßhusius an Chemnitz in Leuckfeld's hist. Hesshusiana p. 70.

S. 234 A. 6) Back II, 271 ff.

S. 234 A. 7) Briefe F.'s I, 658. Außer den hier erwähnten Supplicationen kamen in Betracht Klagen von Dalberg (Kämmerer von Worms) und von der Aebtissin des Klosters Seligenpfort bei Senckenberg, Sammlung ungedruckter und rarer Schriften I, 318 ff.

S. 237 A. 8) Ich habe die Erzählung, Briefe F.'s I, 661 ff., aus mehrfachen Gründen als unrichtig bezeichnet und sie aus einer Verwechslung des 14. mit dem 24. Mai zu erklären gesucht. Gillet a. a. O. S. 90 ff. findet meine Einwendungen nicht durchschlagend und will „den ansprechenden und schon von den Zeitgenossen mit Liebe festgehaltenen Zug aus dem Bilde des 14. Mai nicht auswischen lassen." Die Sache ist jedenfalls zweifelhaft und ohne Bedeutung. Für die weite Verbreitung der Erzählung will ich noch folgendes Zeugniß aus Martin Füssel's „Leichpredigt" auf Joachim von Berge (1602) anführen. Nachdem Füssel (wie mir vor Jahren mein verewigter Freund Dr. A. Cohn mittheilte) erzählt hat, daß der kaiserl. Hofrath Joachim von Berge, ein schlesischer Edelmann, zu Augsburg den Kurfürsten kennen und dessen Festigkeit bewundern lernte, fährt er fort: Se. churf. Gnaden ist damals in großer Gefahr gestanden und war gemeint, er würde in die Acht gethan werden. Aber als er ihm seinen Sohn Casimirum die Bibel nachtragen ließ und sich erbot, für dem Kaiser und ganzen röm. Reich allein aus dem Buch seine Religion und Glauben zu vertheidigen, ist er wider aller Menschen Hoffen und Gedenken wohl zufrieden blieben und hat einen gnädigen Kaiser behalten."

S. 244 A. 9) Vergl. meine Abhandlung über das Verfahren des Kurf. August gegen den Kanzler Kysewetter und dem Hofrichter Czeschaw im J. 1575 im Archiv für sächs. Gesch. 1868.

S. 245 A. 10) Briefe F.'s II, 1041.

S. 247 A. 11) Den interessanten Briefwechsel Maximilians mit H. Albrecht im k. bayer. Reichsarchiv (Oesterr. Sachen J. VII) verdanke ich meinem Freunde Dr. Lossen. Vergl. übrigens die ungenauen Mittheilungen von Freyberg in dessen Sammlung histor. Schriften und Urkunden IV, 150. — Durch die Güte des Hrn. Dr. F. v. Bezold sehe ich mich im Stande, nachträglich noch aus einem hoch interessanten Briefe des Dr. Zasius an Herzog Albrecht in Bayern (Münchn. Staatsarchiv) Mittheilungen machen zu können. Der Brief ist am 18. Mai geschrieben; daß das Tags zuvor in demselben Sinne an Albrecht gerichtete Schreiben eines Ungenannten (s. o. 245; Briefe F.'s I, 665), das ich glaubte Zasius beilegen zu dürfen, von eben demselben herrührt, wird dadurch sehr zweifelhaft, daß auf einen vorhergehenden Brief keinerlei Bezug genommen wird. Im übrigen aber stimmen beide trefflich zusammen.

Zasius erzählt zunächst mit Entrüstung von der „frechen" Predigt, die der Prädikant Friedrichs Tags nach dem denkwürdigen 14. Mai gehalten und worin er nicht allein das Papstthum, sondern auch die Augsb. Conf. verlästert habe. Und doch könnten die Fürsten dieser Confession sich nicht überwinden, ihn von sich auszuschließen! Der Kurfürst selbst rühme sich unsäglich seiner vor dem Kaiser bewiesenen Tapferkeit und Unerschrockenheit, und unter vielen andern Sprüchen aus dem Psalm habe er auch den angezogen: Proximi mei deseruerunt me. Dennoch hat er es soweit gebracht, daß die anderen Stände der A. C. stutzig werden und weiter mit der Sprache nicht daran wollen, daher zu fürchten, daß das Uebel nur ärger werde. Der Kaiser hofft noch auf eine gute Resolution des Kurfürsten von Sachsen, auf die alles ankomme. „Denn soviel ich noch spüre, so will man den Fuchs gar nicht beißen unangesehen aller Lästerung, deren der pfälzische Prädicant sich wider sie und ihre Confession incessanter gebraucht. Ich sorge überall, dieser Reichstag werde den Zwinglianismus viel mehr stärken und erweitern, als jetzo niemand gedenkt. Und das muß vielleicht die letzte ruina Germaniae sein; denn dieser calvinische Geist (ist) der Art, daß alle concilia et conatus desselben ad sanguinem et caedem gerichtet seien. Exemplum Gallia. Und ich besorg, es werd dazu kommen, daß sie also überhandnehmen werden, daß auch die A. C.-Verwandten in ihren Kirchen vor ihnen nicht werden sicher sein, wie dann der haereses mehr in ecclesia gewesen sind, da man einander im Predigen und anderm cultu divino erwürgt und umgebracht hat. Gott behüt

uns vor Uebel und vor der Oberhand der (blut)durstigen Brotbrecher!" — Interessant ist noch die Bitte, daß der Herzog Joh. Wilhelm, der damals auch in München weilte, sowohl in Beziehung auf die Religion (Ausschluß seines Schwiegervaters) als in Beziehung auf die Theilnahme an der Execution gegen den eigenen Bruder bestärkt werde. Aber sollte nicht August, um seine Pläne gegen Joh. Friedrich durchzusetzen, gern verhütet haben, daß gegen den Pfalzgrafen die Dinge aufs äußerste getrieben würden? —

S. 252 A. 12) So schon Alting hist. eccl. Pal. 203 und Pareus 267. Vergl. Struve 207.
S. 252 A. 13) Struve 205—7.
S. 253 A. 14) Briefe I, 683.
S. 257 A. 15) Biographie des Tossan S. 24, Sudhoff 304.
S. 258 A. 16) S. u. a. Mon. Piet. p. 291.
S. 258 A. 17) Briefe F.s I, 692. Ueber das Folgende eben daselbst S. 697 ff., Heppe II, 164 ff.
S. 260 A. 18) Der „Extract aus der Augsb. Confession", der in den Briefen F.s II, 702 erwähnt wird, ist offenbar die wenig bekannte Schrift, welche Heppe II, 149 als Heidelberger Katechismus vom J 1566 aufführt und Kugler II, 498 Anm. erwähnt. Zu dem Folgenden bemerke ich, daß die Behauptung Sudhoffs S. 303, wonach die aus Erfurt zurückkehrenden Botschafter der evangelischen Stände ihren fürstlichen Herren nicht genug davon zu sagen wußten, „wie wohl das Verhältniß zur Pfalz sich wieder gestaltet habe", gänzlich irrig und nur eine Entstellung der Erzählung Heppe's ist, wonach die aus Erfurt heimkehrenden Gesandten ihren Fürsten davon erzählten, wie sehr sich die kurpfälzischen Deputirten bemüht hätten, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß die Heidelberger Lehre mit der A.C. vollkommen übereinstimme.

Zum elften Kapitel.

S. 262 A. 1) Wittmann, Gesch. der Reformation in der Oberpfalz (1847) S. 23.
S. 264 A. 2) Beweis dafür neben den Zeugnissen Wittmanns die in den Briefen F.s zerstreuten Schriftstücke von der Hand jener fürstlichen Persönlichkeiten.
S. 266 A. 3) Wittmann 37 ff.
S. 267 A. 4) Nach der Handschrift der Münchener Staatsbibliothek Cod. Germ. 1320 S. 117 ff., wo sich ausführliche Berichte finden, auf der unsere Darstellung zum größten Theile beruht.
S. 275 A. 5) S. den Bericht desselben in dem Anhange zu den Briefen F.s II, 1042 ff.
S. 277 A. 6) Sudhoff 310 ff. Gillet II, 128.
S. 277 A. 7) Wittmann 46; Heppe 156. Wie die Heidelberger die

Artikel beurtheilen, zeigen die Briefstellen bei Sudhoff 308 ff.

Zum zwölften Kapitel.

S. 287 A. 1) Briefe F.s I, 695.
S. 287 A. 2) Beck I, 480.
S. 289 A. 3) Briefe F.s II, 34 ff.
S. 290 A. 4) Beck I, 567; II, 1. Ortloff IV, 136 ff. u. 186 ff.
S. 291 A. 5) Ueber den Ursprung und die Schicksale der nach langer Verschollenheit zuerst von Lessing wieder ans Licht gezogenen vielbesprochenen „Nachtigall“ hat die besten quellenmäßigen Aufschlüsse Ortloff IV, 324 ff. gegeben; durch ihn ist es über allen Zweifel erhoben, daß der Verfasser des Gedichts derselbe Wilhelm Clebitz war, der in dem Heidelberger Theologengezänk Heßhusius gegenüber stand.
S. 292 A. 6) Briefe F.'s I, 29, 80, 82, 90, 92 ff., 97, 108.
S. 294 A. 7) Vergl. meinen Aufsatz über die Pfalzgräfin Maria in Raumers histor. Taschenbuche 1872 S. 329—374, wo außer den in den Briefen Friedrichs zerstreuten Schriftstücken für das spätere Leben der Fürstin ungedruckte Correspondenzen aus Coburg und Weimar benützt wurden.
S. 303 A. 8) Pareus Hist. Bavarico-Palatina p. 276 (Frankfurt a. M. 1717).

Zum dreizehnten Kapitel.

S. 304 A. 1) Barthold, Deutschland und die Hugenotten I, 280, 380 A.; zuletzt noch Sudhoff 69.
S. 304 A. 2) Barthold führt für die Behauptung, daß F. Pensionär der franz. Krone gewesen, keine Quelle an; vielleicht hat er sich auf Languet's Pariser Bericht vom 1. Februar 1562 (Arcana II, 201) gestützt, wo es von F. heißt; Hanc gloriam (nämlich der einzige Kurfürst zu sein, welcher sich der Wahl Philipp's von Spanien oder seines Sohnes [richtiger Maximilian's von Oesterreich] zum röm. Könige widersetzte) consequitur Palatinus, crebros nuncios huc missitando, qui saepe sui compendii causa huc veniunt; vielleicht auch auf Castelnau (L. III, ch. 7). Aber die hier wie dort behauptete Thatsache wird in keiner Weise durch Friedrich's Correspondenzen bestätigt, und von Hrn. Dr. F. v. Bezold erfahre ich, daß auch in dem Verzeichnisse deutscher Pensionäre, das sich in Pariser Acten findet, der Name unseres Kurfürsten nicht vorkommt. — Nur das ist richtig, daß F. in jüngeren Jahren am franz. Hofe gewesen; denn in seinem von ihm selbst aufgezeichneten Gespräche mit Heinrich von Anjou 1573 (Mon. Piet. 314) heißt es ausdrücklich: „daß ich selbst an seines Altvaters Hof gesehen que c'a été une court fort dissolue. Dagegen spricht nichts dafür, daß er damals schon den Hugenotten näher getreten und daß diese

bei seinem Regierungsantritt frohe Hoffnungen auf ihn gesetzt hätten. Der Brief des Franz Hottomann (Hotomannorum epistolae p. 21, Amsterdam 1700) vom 16. März 1559, auf den sich Barthold bezieht, datirt nicht aus Heidelberg, sondern aus Straßburg, und die dunkle Andeutung: „neues melde ich euch noch nicht, weil ich abwarte, was eine gewisse Landschaft (regio) gebären will," kann nicht auf eine schon in den ersten Regierungstagen Friedrich's gehoffte Religionsveränderung in der Pfalz bezogen werden.

S. 305 A. 3) Briefe F.'s I, 90, vom 12. August, nicht 17., wie oben verdruckt ist.

S. 305 A. 4) Baum, Beza II, 35.

S. 307 A. 5) Der Bericht Dillers und Boquins (Dec. 1561) in den Briefen F.'s I, 215 ff. Vergl. Soldan, Gesch. des Protestantismus in Frankreich I, 467 ff. Kugler II, 303 ff. — Aus einem ungedruckten Briefe F.'s über das Colloquium zu Poissy an H. Albrecht von Preußen (Sept. 1561) mag hier folgende Stelle Platz finden: „Es ist der Cardinal von Ferrar vom Papst dahin gesandt, der hat alle die in Bann gethan, so mit den Ketzern, wie er sie nennt, colloquiren; ist mit einem Kreuz eingeritten und sein Affenspiel getrieben, als ob er zu Rom wäre. Die Kinder aber und das gemeine Volk hat ein solch Gespött daraus gemacht, daß er sein † in der Herberge gelassen." Gleichzeitig schickt F. dem Herzog einen Bericht über die Ausbreitung des Evangeliums „in der Türkei zu Alcaira". „Und sind solche Zeitungen gewiß und wahr, darum Gott um so mehr zu danken, daß er auch in der Türkei seine Kirche erhält."

S. 310 A. 6) Briefe F.'s I, 304.

S. 311 A. 7) Ebendaselbst I, 358 ff. Kugler II, 370 ff.

S. 313 A. 8) Ebend. I, 538, 39; vergl. 518, wonach F. nicht unterlassen, den leichtfertigen Prinzen zu warnen. Ueber die Verirrungen des Letzteren v. Polenz, Gesch. des franz. Calvinismus II, 247.

S. 314 A. 9) Ebend. I, 533 ff., 569 ff., 613 ff., 684, 731 ff., 735 A. 1). Kugler II, 417 ff.

S. 315 A. 10) Groen v. Prinsterer II, 410 Anm. 1; Briefe F.'s I, 707 A. 1. Vgl oben S. 270, 71.

S. 316 A. 11) Briefe F.'s II, 1046 Anm.

S. 316 A. 12) Ebend. I, 264.

S. 316 A. 13) Ebend. I, 590 ff. Vergl. Kluckhohn, zur Gesch. des angeblichen Bündnisses von Bayonne in den Abhandl. der k. bayer. Akad. d. W. III. Cl. Bd. XI, 151.

S. 319 A. 14) Briefe F.'s II, 8 ff. Kugler II, 538.

S. 320 A. 15) Briefe F.'s II, 49 ff.

S. 321 A. 16) Ebend. II, 115—142.

S. 322 A. 17) Ebend. I, 147, 153. Zuleger's Gesandtschaftsbericht mit dem späteren des Dr. Weyer habe ich vollständig ver-

öffentlicht in den Abhandl. der k. bayer. Akad. d. W. III. Cl. XI. Bd. 189 ff.
S. 324 A. 18) Briefe F.'s II, 182.
S. 326 A. 19) Ebend. II, 132 A.
S. 327 A. 20) Ebend. II, 174 ff.
S. 327 A. 21) S. die Briefe des spanischen Gesandten Chantonay an Alba vom 18. Febr., 13. u. 16. Mai 1568 in der Coleccion de documentos Bd. 37 p. 130, 227, 232. Ueber die fast gleichzeitigen Verhandlungen Joh. Georgs mit Oranien und Frankreich Groen van Prinsterer III, 172. Daß er sich der Königin von England anbot, lernen wir aus Calendar of State Papers foreign series 1566—68 p. 421.
S. 328 A. 22) Briefe F.'s II, 191 ff.
S. 329 A. 23) Ebend. II, 221.
S. 330 A. 24) Ebend. II, 235, 239.
S. 331 A. 25) Gachard. Corresp. de Philippe II, 37.
S. 331 A. 26) Briefe F.'s II, 253, 254.
S. 332 A. 27) Gachard a. a. O. II, 48, 54 ff.
S. 332 A. 28) Ebend. II, 92, 102/3.
S. 332 A. 28a) Briefe F.'s II, 272—75.
S. 333 A. 29) Kugler II, 370, 71.
S. 334 A. 30) Briefe F.'s II, 234.
S. 334 A. 31) Pressel, anecdota Brentiana p. 551. Kugler II, 525.
S. 335 A. 32) Briefe F.'s II, 226 ff., 239. Vergl. meine Arbeit über die Ehe des Pfalzgrafen Joh. Casimir mit Elisabeth von Sachsen in Bd. XII der Abhandl. der k. b. Akad. d. W. III. Cl. (München 1873).
S. 336 A. 33) Sugenheim, der Einfluß Frankreichs I, 294 Anm. 41). Nach einem Schreiben Viehäusers an H. Albrecht von Bayern d. Speier 24. März 1597 (München St. A.) hätte Wolfgang damals Reiter gegen Kurpfalz zu werben gesucht, ohne damit zu Stande zu kommen. Vergl. Briefe II, 27, 53 ff.
S. 338 A. 34) Briefe F.'s II, 325 ff.
S. 339 A. 35) Ebend. II, 270, 302—6. Calendar of State Papers foreign series 1569—71 p. 57.
S. 340 A. 36) Briefe F.'s II, 313, 319 ff., 348 ff., 355. Vergl. Heppe II, 196 ff.
S. 342 A. 37) Die bayerischen Gesandten v. Waldburg und v. Frundsberg über die Heidelberger Hochzeitsfeier an Herzog Albrecht im bayer. Reichsarchiv Fürstensachen fasc. 124.
S. 342 A. 38) Briefe F.'s II, 395 A. 1).
S. 343 A. 39) Gillet I, 403.
S. 343 A. 40) Briefe F.'s II, 397.
S. 344 A. 41) Soldan II, 393 ff.
S. 344 A. 42) Corresp. diplom. de la Mothe Fenelon T. III, 194.
S. 345 A. 43) Koch, Quellen zur Geschichte Kaiser Maximilians II, Bd. II, 59, 61—62, 64.
S. 346 A. 44) Koch a. a. O. II, 60. Vergl. Briefe F.'s II, 963, 1024.

S. 346 A. 45) Briefe F.'s II, 557.
S. 347 A. 46) Diarium Ludovici com. Witgensteinii in Senckenbergs Sammlung ungedruckter und rarer Schriften II, 11.
S. 347 A. 47) Beck, Joh. Friedrich d. M. II, 40.
S. 347 A. 48) Tossani orationes (Amberg 1595) p. 53.
S. 348 A. 49) Senckenberg a. a. O. 40.
S. 348 A. 50) Briefe F.'s II, 406, 409, 416 ff., 426.
S. 349 A. 51) Ebend. 407. Gillet I, 405.
S. 351 A. 52) Groen v. Prinsterer IV, 1* ff. Briefe F.'s II, 427—437; 444 ff. Wir lernen aus den hier mitgetheilten Berichten zum ersten Male die Verhandlungen Schombergs in ihren Anfangsstadien kennen.
S. 351 A. 53) Groen v. Prinsterer IV, 83*; Soldan II, 418.
S. 353 A. 54) Briefe F.'s II, 481.

Zum vierzehnten Kapitel.

S. 354 A. 1) Dieses und das folgende ganz nach den Briefen F.'s Bd. II, 489 ff.; über den Jubel an „papistischen Orten" S. 530. Daß man in Rom auch sofort entschlossen war, den Kaiser anzutreiben, daß er dem pfälzischen Calvinismus ein Ende mache und Friedrich der Kurwürde zu Gunsten Bayerns beraube, zeigt eine Mittheilung Lord Actons aus dem Wiener Archiv in der Northbritish Review LI (1569/70) 58 A. 1.
S. 357 A. 2) Briefe F.'s II, 501 ff., 553, 562, 567 ff.
S. 357 A. 3) S. Schombergs Briefe im 4. Bande von F. K. v. Mosers Beiträgen zu dem Staats- und Völkerrecht (Frankfurt a/M 1772), wo mit dem übertrieben günstigen Bericht über Joh. Casimirs französische Gesinnung p. 300 ff., besonders S. 367, 389, 483 ff. verglichen werden mögen, wenn man die Erbietungen Joh. Casimirs nicht überschätzen will (Briefe F.'s II, 575); ferner die entscheidenden Briefe Schombergs vom 19. August und 1. September in Noailles Henri de Valois T. III p. 503 und 505 ff. (während bei Groen van Prinsterer IV, 96* und 107* sich nur Bruchstücke finden); s. sodann auch den wichtigen Bericht Ludwigs von Nassau bei Prinsterer 97* ff. — Wie wenig weit in der That das französische Kaiserproject in Deutschland gediehen war, zeigt in Schombergs Bericht vom 19. August besonders die Erzählung, daß er in Frankfurt bei den kursächsischen Gesandten die Angelegenheit eingefädelt habe und, wie er hoffe, nicht ohne Erfolg, da wenigstens jene Gesandten großen Geschmack daran gefunden; freilich habe er ihnen nicht gesagt, daß man darnach strebe, sondern ihnen nur eine ganz ähnliche Rede über das Haus Oesterreich gehalten wie kürzlich Retz dem Joh. Casimir. Vergl. damit die Correspondenz Hessens mit Sachsen bei Prinsterer IV, 116*, 118*, 123*.
S. 359 A. 4) Noailles Henri de Valois III, 503.

S. 360 A. 5) Bericht eines Ungenannten bei Noailles III, 531—534.
S. 361 A. 6) Monumenta Pietatis 311 ff.
S. 362 A. 7) Zuleger an Joh. Casimir bei Prinsterer IV, 316 ff.
S. 363 A. 8) Vergl. Mémoires de la Huguerye (publ. par Baron de Ruble) I, 195 und die daselbst citirte Literatur.
S. 364 A. 9) Principis augusti conspectum ferre tyrannus — Quivit, ab innocua caede cruentus adhuc; — Ac potuit siccis oculis hic caede madentem cernere. — Dic cujus culpa notanda magis? Noailles III, 534.

In einem Auszuge aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Heidelberger Kirchenraths Marx, handschriftlich auf der k. Hof- und Staatsbibliothek in München (Rheinwaldiana 12) heißt es über Heinrichs Aufenthalt in Heidelberg: „allda ihm aber der fromme Kurfürst nicht entgegengegangen, auch da er gen Hof gekommen, nicht empfangen, sondern stracks in den neuen Bau einlogiren, königlich tractiren und den folgenden Tag Morgens um 5 Uhr vor sich in ein Gemach, darinnen der parisische schändliche Christenmord gerad gegenüber, da er, König, sei gesetzt, klärlich ab und ihm für Augen gemalet gewesen, kommen lassen und ihm denselben zum heftigsten mit allem Ernst beschwert und zu Gemüth geführt; (hat der König) so gut als er gekonnt, sich zu entschuldigen unterstanden, ist ihm aber jedoch nicht gar heimlich dabei gewesen.

Derowegen er dann und sonderlich auch, weil er gesehen, daß man ihn nicht hoch carressirt oder groß Gepräng mit ihm gemacht, sich allda nicht lange aufgehalten, sondern ist Sonntags den 15. ejusdem morgens vor Mittag wieder davon gezogen; da dann, dieweil man ihm nicht getraut und die Bürger alle in der Rüstung gestanden, die Frühpredigt eingestellt worden.

S. 364 A. 10) Zuleger bei Prinsterer IV, 318.
S. 365 A. 11) Mém. de la Huguerye I, 201.
S. 367 A. 12) Christoph an Joh. Casimir. Briefe F.'s II, 624.
S. 368 A. 13) Nach den Mém. de la Huguerye p. 167 arbeitete Graf Joh. v. Nassau schon gegen Ende des J. 1572 an einer bewaffneten Vereinigung des westdeutschen Adels unter der Obhut von Pfalz; gegen Ostern 1573 hätte die Verbindung schon 500 Grafen und Freiherrn gezählt, welche 5000 Pferde und 20,000 Landsknechte stellen wollten, deren Chef nominell Friedrich sein sollte, während Joh. Casimir und Christoph als Generallieutenants die Führung übernähmen. Vergl. was sich über die „Grafeneinigung" bei Prinsterer IV, 224, 230, 236 findet.

Ueber den Ausgang Christophs und die unsicheren Nachrichten, die der Vater erhielt, s. Briefe F.'s II, 651, 672, 688 ff. Vergl. Mém. de la Huguerye I, 247. — Nach dem in Anm. 9) citirten Manuscript hat erst Kurfürst Ludwig (nach des Vaters Tode) durch einen Herrn

v. Wannebach zuverlässige Auskunft über Christophs Ende erhalten. Der junge Held, von den Seinen schmählich verlassen, verlor im Kampfe Roß und Sturmhut. Ein Spanier, der ihn gefangen nahm, ohne ihn zu erkennen, wollte ihm gegen das Versprechen großen Lohnes das Leben schenken und ihn fortführen, stieß aber nach einer Weile auf einen spanischen Befehlshaber, welcher ihm, einer vorher allgemein ertheilten Ordre gemäß, auf's strengste befahl, den Gefangenen auf der Stelle zu tödten. So wurde jener genöthigt, den Prinzen mit dem Speer zu durchbohren; Christoph sank nieder und scharrte unter heftigen Zuckungen und laut winselnd mit den Fingern die Erde auf. Da aber der Boden gar sumpfing war, sank er unter den Tritten der Feinde so tief hinein, daß er beim Besichtigen der Erschlagenen nicht gesehen oder erkannt wurde. Ein spanischer Oberst, der in dem Besitz von Christophs Köcher, Pulverflasche und anderen Sachen war, erzählte später den Hergang dem Berichterstatter.

S. 370 A. 14) S. die Beilage zu Weyers Gesandtschaftsbericht in der oben S. 469 A. 17 angeführten Abhandl. S. 55 (233).

S. 370 A. 15) Briefe F.'s II, 719 ff. Was La Huguerye I, 265 ff. über die langen Verhandlungen erzählt, wird zwar mit aller Vorsicht aufzunehmen sein, aber es ist doch bemerkenswerth, daß Joh. Casimir, von D. Weyer geleitet, eben so eigennützig erscheint, wie Friedrich nur die Sache im Auge hat. Hätte freilich der Prinz von Condé die jüngste Tochter Friedrichs, wie dieser lebhaft wünschte, zur Gemahlin genommen, so soll der Vater bereit gewesen, selbst noch in den Krieg zu ziehen.

S. 372 A. 16) Briefe F.'s II, 902.

S. 373 A. 17) Das christliche und geistliche Klagelied des durchlauchtigen ꝛc. Herrn Joh. Casimir („D. Jacob Theodori Lied meinem Sohn H. Hans Casimir zu Ehren gemacht", „soll gesungen werden in der Melodie: O Mensch bewein dein Sünde groß", wie F. mit eigener Hand dazu bemerkt) findet sich, 17 zwölfzeilige Strophen lang, in Cod. Pal. 839 der Heidelberger Universitätsbibliothek. In Strophe 14 wird des Kurfürsten selbst folgender Maßen gedacht:

„Zu dir Christe mein Gott und Herr
Zu dir ruf ich und bitt noch mehr,
Das wirst mir nicht versagen:
Meinen lieben Herrn und Vater alt
Wollst bewahrn vor Tyrannengewalt
Die ihn fälschlich anklagen.
Die Wahrheit und die Zeugniß dein
Muß o Herr Christ das Uebel sein,
Darum Dein' Feind' ihn hassen.
O Herr Christ durch dein bitter Tod
Thue ihm Beistand in aller Noth
Du wirst ihn nicht verlassen."

Zum fünfzehnten Kapitel.

S. 375 A. 1) Briefe F.'s II, 49, 94, 98, 107. Kugler II, 510—13.
S. 377 A. 2) Sudhoff, Olevian und Ursin 340 ff.
S. 377 A. 3) Monita Ursini 26. Mai 1568 in Briefe II, 1053.
S. 378 A. 4) Sudhoff 358.
S. 379 A. 5) S. die vortreffliche, zum Theil auf handschriftliche Quellen gestützte Geschichte des Arianismus und seiner Anhänger in der Pfalz von D. L. Wundt im Magazin für Kirchen- und Gelehrten-Geschichte I, 88—163.
S. 381 A. 6) In dem häufiger citirten als ganz gelesenen Gutachten bei Struve S. 225 ist diese Stelle regelmäßig übersehen oder in ihrer Bedeutung nicht erkannt worden.
S. 382 A. 7) Briefe F.'s II, 424, 425.
S. 383 A. 8) Sudhoff 360. Nach den Aufzeichnungen des Kirchenraths Marx (s. oben S. 472 A. 9), die übrigens in der uns vorliegenden Handschrift an manchen Stellen verbessernde Zusätze erhalten hat, hätte F. das Todesurtheil erst am Morgen des Tages der Hinrichtung mit eigener Hand abgefaßt, und die Execution wäre erfolgt „im Angesicht seiner zween jungen Söhne, die man, ihnen zum Gedächtniß und Exempel, zu ihnen in den Kreis gestellt gehabt." Ich zweifle um so mehr an diesem Akte roher Grausamkeit, als der Berichterstatter, welcher damals noch nicht in Heidelberg gewesen zu sein scheint, auch in andern Angaben vielfach irrt und andere Quellen nicht von zwei, sondern nur von einem Sohne Silvans wissen, der eine Pension von dem Kurfürsten bezog. Wundt I, 132.
S. 383 A. 9) Häusser II, 62.
S. 384 A. 10) Schönmetzel und Wundt in des Letzteren Magazin II, 226 ff., 245 ff.
S. 385 A. 11) Sudhoff 363, 369.
S. 386 A. 12) Briefe F.'s II, 410.
S. 386 A. 13) Das bezeugt schon Alting p. 213, wonach übrigens F. selbst Anfangs dem Colloquium beigewohnt hätte. Häußer II, 52 und Sudhof 320 haben daher kaum ein Recht, von einer gegen die Wiedertäufer geübten Duldung zu reden. Aus Sudhoff lernen wir indeß auch, daß selbst der freier denkende Erast voll bitteren Hasses gegen die Wiedertäufer war.
S. 387 A. 14) München, Staatsbibliothek Cod. bav. 2553.
S. 387 A. 15) Das Testament Friedrichs d. F. in der Abhandl. der k. b. Akad. d. W. III. Cl. XII. Bd. III. Abth. S. 93.
S. 389 A. 16) Alting 214.
S. 390 A. 17) Briefe F.'s II, 258, 259; zu dem folgenden s. II, 331 ff., 364 ff., 792; im Uebrigen auch Alting 217 ff., Struve 264; Wittmann 57 ff. Heppe II, 360 ff.
S. 393 A. 18) Briefe F.'s II, 927.
S. 394 A. 19) Sudhoff 314.

S. 395 A. 20) Briefe II, 836, 840, 843, 873.
S. 397 A. 21) Sudhoff 396 ff. Das Concept zu dem Briefe an Zachar. Ursinus, worin verlangt wird, daß man auf die Predigten des Jak. Schmidle zu Memmingen (gehalten) antworte und dessen Lästermaul stopfe, findet sich in einer Handschrift der Bibliothek Chigi. S. v. Druffel in Sitzungsberichte d. Akad. d. W. 1876 I, 524.
S. 398 A. 22) Briefe II, 832 (vergl. 723, 748, 768, 778 ff.) und Heppe II, 446 ff.
S. 399 A. 23) Briefe II, 944.

Zum sechszehnten Kapitel.

S. 401 A. 1) Correspondence diplomatique de la Mothe Fenélon T. III, 194 ff., 215 ff., 221, 231 ff., 453 (Berichte des französischen Gesandten aus London, insbesondere vom 16. u. 28. Juni, 9. Juli 1570 und Januar 1571).
S. 402 A. 2) Gillet I, 416 ff.; Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Sachsen S. 76 ff.
S. 402 A. 3) Briefe F.'s II, 438.
S. 403 A. 4) Briefe F.'s II, 461.
S. 403 A. 5) Gillet I, 433.
S. 404 A. 6) S. meine Abhandlung über die Ehe Joh. Casimirs (Abhandl. der III. Cl. d. k. A. d. W. XII, 2 S. 101 ff.). Zu dem folgenden meinen Aufsatz über den Sturz der Kryptocalvinisten in Sachsen in v. Sybels hist. Zeitschrift Bd. 18, 91 ff.
S. 406 A. 7) So Friedrich selbst in einem Briefe an Hessen (30. Juni 74) II, 705.
S. 406 A. 8) Briefe F.'s II, 665 A. 2), 692 A. 1), 733.
S. 407 A. 9) Heppe II, Anh. p. 111; Briefe F.'s II, 713; Calinich a. a. O. 139.
S. 467 A. 10) Briefe F.'s II, 665.
S. 407 A. 11) Gillet II, 466; Briefe F.'s II, 1010 u. 1014 A. 1).
S. 408 A. 12) Briefe F.'s II, 722. Dieser Brief Augusts zeigt eine größere Erbitterung gegen Pfalz, als man sie nach der Fürsprache, die er noch im Frühjahre für Joh. Casimir wegen des verbrannten Pulvers eingelegt hatte (Briefe II, 606), vermuthen sollte. Wir werden nicht irren, wenn wir die Verschlimmerung seiner Stimmung sowohl Wiener Einflüssen wie der Entdeckung der Kryptocalvinisten beimessen. Wie heftig man in der Umgebung des Kaisers über die „unaufhörlichen Praktiken der Pfälzer" erzürnt war, zeigt u. a. ein Brief Erstembergers an H. Albrecht von Bayern 22. Mai 1574 im bayer. St. A. (mir mitgetheilt durch Hrn. D. v. Bezold), der mit dem Wunsche schließt: „Der Allmächtige wolle einmal Gnad und Mittel verleihen, daß dies verderblich und undeutsch Unwesen ein Ende nehme und die autores derselben ihren billigen Lohn empfangen. Dies sind die schönen Früchtlein der reformirten blutdürstigen Religion,

welche wie der Krebs fast alle Lande durchkreucht und beschmeißt und hernach mit höchstem unwiderbringlichem Schaden wider die Herren und Unterthanen ausbricht."

S. 409 A. 13) Ebendaselbst II, 763 ff.

S. 410 A. 14) Ebend. II, 791, 796, 801 ff., 813, 824, 855 ff.

S. 410 A. 15) Ebend. II, 826.

S. 411 A. 16) Raumer, hist. Taschenb. 1836. Groen van Prinsterer Archives an vielen Stellen, insbesondere II, XLIV ff.; V, 192 ff., 244 ff., 546 ff.

S. 411 A. 17) Prinsterer V, 113, 165 ff., 190, 193 ff. Für die große Zuneigung Friedrichs zu ihr und für das lebhafte Interesse, das er an ihrer Verehelichung nahm, zeugen La Huguerye's Memoiren an manchen Stellen.

S. 412 A. 18) Briefe F.'s II, 851. Für die Betheiligung der Kurfürstin spricht das Memoire Oraniens bei Prinsterer V, 189.

S. 412 A. 19) Briefe II, 845, 847, 852, 911 A. 2). Prinsterer V, 300.

S. 413 A. 20) Briefe II, 877.

S. 414 A. 21) S. die ausführliche und aktenmäßige Darstellung in Häberlins neuester deutscher Reichsgeschichte Bd. 9, ferner L. v. Ranke sämmtl. W. VII, 85 ff., 107 ff. und Briefe F.'s II, 877 ff.

S. 417 A. 21a) Charakteristisch sind folgende mir von Dr. v. Druffel freundlich mitgetheilten Stellen aus den Punktirbüchern Augusts.

„Wirt der churfürst Pfalz auch den Reichstag besuchen?

Aus dieser zal judiziere ich, weil sie ungeluckselig und durchaus in allem widerspenstick, es wurde er, der churfürst, disen reichstag vor sich und seine person ganz und gar nicht besuchen, Gott gebe, was vor anhaltung und suchung bei im geschen mak. Und weil er doch seinem alten brauch nach nicht unterlassen wurde, allerlei hundeshar einzuhacken, so ist im desto besser zu erleuben, denn er stiftet doch nichtes gutes und machet allen teufel irre."

Ueber Oraniens Heirath folgende Auslassung:

„Des prinzen von Oranien weib eine hure": Ist aus dem Kloster entlaufen, „auf das heilige Haus Heidelberg kommen, alda sie wegen ihrer christlichen religion und ihres kuschen wandels und lebens halben herlich aufgenommen und von do aus sich mit dem heupt aller schelmen und aufrürer, welcher dann keines bessern weibes wert, sich vermelt und in eine conjunction der huren und bulen sich begeben."

S. 417 A. 22) Ueber den Reichstag Häberlein Bd. X. Ranke a. a. O. und Briefe F.'s II an vielen Stellen.

S. 417 A. 23) Briefe II, 969, 993.

S. 419 A. 24) Ebend. II, 1005.

S. 419 A. 25) Für die Rechtskraft der Declaration spricht vornehmlich der Umstand, daß die katholischen Stände die Anordnung

eines Nebenabschiedes dem Könige ausdrücklich überließen und daß, wenn auch die Aufnahme derselben in den Religionsfrieden hartnäckig verweigert wurde, so doch die Derogation der Bestimmung des am folgenden Tage publicirten Friedens, wonach gegen denselben keine Nebendeclaration gelten sollte, zu Gunsten eben dieser Declaration noch vor der Unterzeichnung desselben von den geistlichen Fürsten ausdrücklich acceptirt wurde. S. Lehmanni acta publica de pace religionis I, 126; vergl. Heppe, die Restauration des Katholicismus in Fulda S. 2—6.

S. 421 A. 26) Ranke a. a. O. 109.

Zum siebenzehnten Kapitel.

S. 425 A. 1) Akten im Marburger Archiv.
S. 425 A. 2) Mscr. der Gothaer Bibliothek.
S. 426 A. 3) Sudhoff, Olevian und Ursin 325.
S. 428 A. 4) Büsching, Hans von Schweinichen S. 137 ff.
S. 428 A. 5) Original im k. bayer. Hausarchiv.
S. 428 A. 6) Briefe I, 209, 334.
S. 429 A. 7) Ebend. II, 410 (d. 18. Juni 71).
S. 431 A. 8) Sudhoff 392.
S. 432 A. 9) Ebend. 338.
S. 434 A. 10) Häusser II, 60 ff. Hautz, Gesch. d. Universität Heidelberg I, 43 ff. Einzelnes auch aus den Universitätsakten auf der H. Bibliothek.
S. 434 A. 11) Oratio de vita et de morte Friderici (Lyon 1577) p. 26.
S. 435 A. 12) Ueber die dem Kurfürsten gewidmeten Werke von Xylander s. Wundt I, 174, von Fabritius Montanus Büttinghausen Ergötzlichkeiten II, 11, von Melissus Büttinghausen Beiträge I, 196, von Calvin Briefe F.'s II, 1037; die Handschriften von Vinneberg und Rensberger nebst ähnlichen auf der Heidelberger Bibliothek (379, 508).
S. 436 A. 13) G. v. Polenz, Gesch. d. franz. Calvinismus III, 192 A. 1. — Cod. Pal. 450 enthält „Betrachtung und Lehre der alten Philosophen von dem philosophischen Steine" von Abraham Schrötter, Friedrich III. gewidmet 21. Dec. 1573. Der Autor zögerte Jahre lang mit der Widmung, „weil diejenigen, so sich Alchimisten nennen, grausamen Betrug und Lügen unter die Leute gebracht haben; er rühmt „die sonderliche Neigung und Beförderung, so je und allwegen der Kurfürst nun etliche Jahre her sammt seinem Vorfahr Ottheinrich auf diese Kunst nach fürstlicher Tugend und mit dem Herzen willig und ohne Verdruß aufgewendet."
S. 437 A. 14) Hautz, Gesch. d. Pädagogiums zu Heidelberg S. 5 ff.
S. 437 A. 15) Briefe I, 696.
S. 438 A. 16) Back III, 2, 424.
S. 439 A. 17) Archiv Karlsruhe, Nachträge zu den Pfälzer Copialbüchern 94g.
S. 440 A. 18) Worte aus F.'s Testament.

S. 441 A. 19) Schon von Häusser II, 84 aus einer Münchener Handschrift mitgetheilt.
S. 441 A. 20) F. führte genau Buch auch über die persönlichen Ausgaben und hielt seine Kinder ebenfalls dazu an. Für seinen haushälterischen Sinn sprechen auch die vielfachen auf Geld bezüglichen Notizen von seiner Hand in Cod. Pal. 839.
S. 442 A. 21) Roding, oratio funebris (Lyon 1577) p. 18.
S. 442 A. 22) Van Byler libellorum rariorum fasc. p. 296; die Uebersetzung Häussers unvollständig.
S. 442 A. 23) Daß F. selbst Treue übte im Halten des gegebenen Worts, erkennt u. a. La Huguerie Mém. I, 323 wiederholt rühmend an und nennt ihn „prince vrayment réal et un homme de bien."
S. 444 A. 24) Ullmann in den Theolog. Studien und Kritiken 1861 S. 527 ff., 1862 S. 339 ff. Mit dem bisher bekannten Texte stimmt auch die Fassung des Liedes überein, die einem Bilde Friedrichs, in Kupfer gestochen, beigefügt wurde; ganz anders lauten dagegen die Reime (nach der Melodie: Wir glauben alle an einen Gott), die ich aus einer bis jetzt unbeachteten Handschrift an einem anderen Orte mittheilen werde.
S. 445 A. 25) S. die Einleitung zu dem von mir nach dem Original des k. bayer. Hausarchivs herausgegebenen Testament (Abhandl. d. k. b. Akad. d. W. III. Cl. XII. Bd. III. Abth.)
S. 447 A. 26) Statt der Aemter Mosbach und Boxberg, die dem Herzog Joh. Casimir in dem Testament verschrieben wurden, erhielt er durch ein Codicill vom 25. Oct. 1576 (Abschrift im k. Hausarchiv) mit Rücksicht auf die ihm inzwischen in Burgund und Frankreich zugefallenen Herrschaften die Aemter Neustadt, Lautern und Böckelnheim. Da dies Codicill von dem tödtlich erkrankten Kurfürsten erst Tags vor seinem Ableben ausgefertigt wurde, so konnte Ehem von Ludwig beschuldigt werden, ihm die Hand geführt zu haben.
S. 448 A. 27) Es wurden freilich auch sonderbare Dinge von ihm begehrt. So schickte er der Tochter Elisabeth 1570 auf ihr Verlangen Butter von Frauenmilch, so viel er davon noch hat; „ist aber sehr alt", bald 33 Jahre, und rührt von ihrer alten Kindsmutter her. Er weiß deren sonst keine zu bekommen, fürchtet aber, man werde ihn der Zauberei verdenken. Koburger Archiv.
S. 449 A. 28) A. v. Druffel theilt in der oben S. 475 Anm. 21 citirten Abhandlung einen Brief F.'s an den Schwiegersohn vom 27. Jan. 1574 mit, der so genommen sein will, wie er niedergeschrieben wurde.
S. 449 A. 29) Joh. Casimir an den Vater 18. Sept. 1576, Org. im k. Hausarchiv; dazu die Abhandlung über die Ehe Joh. Casimirs S. 50 (130).
S. 449 A. 30) Nach dem Briefe II, 1025 über die letzten Lebenstage F.'s citirten zum Theil handschriftlichen Quellen.

Inhalts-Uebersicht.

1. Kapitel.

Friedrichs Jugend. Vermählung und Bekehrung. Schule der Leiden.

2. Kapitel.

Friedrich als Herzog von Simmern. Sein Verhältniß zu den protestantischen Lehrstreitigkeiten.

3. Kapitel.

Der neue Kurfürst von der Pfalz und der kirchliche Hader in Heidelberg.

4. Kapitel.

Friedrich in dem Kampfe zwischen Lutherthum und Calvinismus.

5. Kapitel.

Der Fürstentag zu Naumburg 1561.

6. Kapitel.

Wie Friedrich ein Anhänger der reformirten Kirche wurde.

S. 107—128.

7. Kapitel.

Der Beginn der Kirchenreform. Der Heidelberger Katechismus.

S. 129—150.

8. Kapitel.

Vollendung der Kirchenreform in der Rheinpfalz. Verschärfter Streit mit benachbarten Fürsten und Theologen.

S. 152—185.

9. Kapitel.

Friedrich und K. Maximilian. Vorbereitungen für den Augsburger Reichstag.

S. 186—219.

10. Kapitel.
Der Reichstag zu Augsburg 1566.
S. 220—260.

11. Kapitel.
Die Reformversuche in der Oberpfalz.
S. 261—285.

12. Kapitel.

Die Katastrophe von Gotha und der Tod der Kurfürstin Maria.

13. Kapitel.

Die auswärtigen Beziehungen Friedrichs, insbesondere sein Verhältniß zu Frankreich und den Niederlanden bis zur Bartholomäusnacht des Jahres 1572.

14. Kapitel.
Auswärtige Beziehungen seit der Bartholomäusnacht.

S. 354—374.

15. Kapitel.
Kirchliche Angelegenheiten der späteren Jahre.

S. 375—399.

Verbesserungen.

Zu S. 4. Friedrich besuchte im J. 1528 die Universität Köln. Bei Bianco, die alte Universität Köln I. Th. (Köln 1855) S. 847 heißt es in dem Auszuge der Universitäts-Matrikel: 1528 Illustres domini Fridericus, Georgius, Richardus fratres, Duces Bavariae, ultima Aprilis. — S. 11 Z. 10 v. u. ist [6]a) st. [6]) und S. 25 Z. 14 v. u. [5]a) st. [5]) zu setzen. — S. 50 Z. 13 v. o. u. S. 51 in der Ueberschrift ist Augsburg st. Regensburg zu lesen. — S. 81 Z. 15 v. u. sind hinter bewahren die Worte: und daher ausgefallen. — S. 105 Z. 1 v. u. ist Philipp st. Friedrich zu lesen. — S. 113 Z. 1 v. o. ist [10]) ausgefallen. — S. 141 Z. 10 v. u. l. Joh. Wilhelm st. Wilhelm. — S. 149 Z. 8 v. o. l. lutherischen st. katholischen. Ebend. Z. 16 v. u. ist das Wörtchen und in die folgende Zeile vor „nur die Schrift" zu setzen. — S. 158 Z. 11 v. o. l. Tausende st. Tausenden. — S. 168 Z. 17 v. o. l. seinem st. seinen. — S. 176 Z. 6 v. u. l. Blut st. Brod. — S. 206 Z. 9 v. o. l. den st. dem. — S. 226 Z. 8 v. o. l. wüßten st. müßten. — S. 231 Z. 2 v. u. l. Capitel st. Capiteln. — S. 264 Z. 15 v. o. l. Regentenpflicht st. Regentpflicht und hiefür st. hierfür. — S. 289 Z. 1 v. o. l. Katastrophe st. Kathastrophe u. Z. 3 v. u. linder st. linderer. — S. 301 Z. 5 v. u. l. sie st. sich. — S. 311 Z. 10 v. u. l. 1563 st. 1863. — S. 316 Z. 10 l. flehentlich st. flehendlich. — S. 325 Z. 4 v. u. l. Longjumeau st. Lonjumeau; ebenso S. 333 Z. 1. — S. 329 ff. ist öfter Tirann st. Tyrann gesetzt worden; ebenso an verschiedenen Stellen ausser st. außer. — S. 330 Z. 13 v. u. l. Bewegung st. Beweg. — S. 353 Z. 6 v. u. ist Gregor XIII. st. XII. zu lesen. — S. 370 Z. 10 v. o. l. den Sohn st. dem Sohne. — S. 382 Z. 3 v. u. l. 13. Dec. st. 23. März. — S. 395 Z. 6 v. u. l. vom st. von. — S. 411 Z. 4 v. o. ist vor „lebte" diese zu ergänzen. — S. 413 Z. 9 v. o. l. Raths- st. Reichsversammlung. — S. 427 Z. 11 v. u. l. Kesseltrommel

st. —brommel. — S. 439 Z. 12 v. u. l. st. verhütet: gesteuert und Z. 14 sorgen st. verhüten. — S. 443 Z. 6 v u. l. schel st. schäl. — S. 448 Z. 16 v. o. l. vor st. von. — S. 449 Z. 6 v. o. l. Friedrichsbühel st. —büchel. — S. 474 Z. 8 v. u. ist das Citat 15b) ausgefallen: S. Vierordt I, 461.

Zu dem der vorliegenden Schrift beigegebenen Bildnisse Friedrichs sei bemerkt, daß es nach einem Oelbilde im Privatbesitze des Herrn Rechtsanwaltes Mays in Heidelberg, welchem wir für sein gütiges Entgegenkommen zu Dank verpflichtet sind, gefertigt ist. Es läßt wenigstens einigermaßen erkennen, daß der Kopf des Kurfürsten edler und schöner Züge nicht entbehrte. In dem gleichzeitigen Heldenbuch Pantaleons (III, 431) heißt es von F.: „Er ist ein starker wohlgesetzter Fürst, mit einem schönen Angesicht und langem Bart bezieret."

